Deutsches Lesebuch

für

Schulen.

Zweiter Cursus.

Für

das mittlere Jugendalter.

Von

Carl Oltrogge.

Dritte vermehrte Auflage.

Hannover, 1838.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0003

L28,

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Der zweite Cursus meines Lesebuches erscheint in der zweiten Auflage in mehrfach veränderter Gestalt, in welcher er sich dem ersten Cursus näher anschließt. Der prosaische Theil, in dem die Einrichtung im Ganzen dieselbe geblieben ist, ist vermehrt, der poetische abgekürzt und weniger systematisch dargestellt, und in beiden Theilen eine große Menge von Lesestücken mit andern vertauscht worden. Theils waren diese Veränderungen nothwendig, weil das Buch, in der ersten Anlage nur für Töchterschulen bestimmt, jetzt einen allgemeinern Zweck haben sollte, theils, weil (wie schon in der Vorrede zur zweiten Auflage des 1. Cursus bemerkt) der bisherige zweite Cursus zu zwei Büchern umgestaltet werden sollte, damit der Stoff reichhaltiger sei und stufenmäßiger fortschreite, damit für jede der zwei Schul-Classen, für die es anfänglich bestimmt war, ein besonderer Cursus vorhanden wäre. Dadurch vermehre ich freilich noch die große Anzahl der besonders in den letzten Jahren erschienenen Lesebücher, von denen meiner Ansicht nach einige, freilich, wie mich dünkt, nur einige wenige, so vorzüglich sind, daß es jetzt eben nicht Noth thut, daß noch neue Lesebücher verfaßt werden; — allein ich bin zu jener Erweiterung meines Planes in Recensionen und von würdigen Schulmännern, die mein Lesebuch für ihre Zwecke passend gefunden haben, aufgefordert und zum Theil freundlich mit Rath unterstützt worden; auch habe ich jetzt mein Werk selbst lieb gewonnen, daß ich nicht umhin konnte, mich jener weitern Arbeit zu unterziehen.

Das Lesebuch wird also künftig aus drei Theilen bestehen, dem vielleicht bald noch ein kleineres Vorübungs-

buch, für die Elementar-Classe bestimmt, vorauf geschickt werden wird.

Die Zwecke des ersten Cursus sind in der Vorrede zur zweiten Auflage desselben kurz angedeutet. Was den hier vorliegenden zweiten anbetrifft, so soll, meiner Meinung nach, der Inhalt desselben, wie des ersten, zur Geistes- und Herzensbildung der Schüler überhaupt benutzt werden können, denn dies wird ja stets der erste, beständig festzuhaltende Zweck jedes Lesebuches für Schulen sein müssen. Sodann soll der prosaische Theil zum Unterrichte in der deutschen Sprache dienen, was ja auf mannigfache Weise zu erreichen ist. — Wenn gleich ein Lesebuch nicht durchweg Muster für die stylistischen Arbeiten des Schülers enthalten kann, so hielt ich es doch für nützlich, daß einige Lesestücke, besonders Briefe, mit aufgenommen wurden, die dafür gelten konnten. Daher finden sich im prosaischen Theile mehrere Stücke, die nicht für classisch gelten können, indem eigentlich classische Aufsätze dem ungeübtern Schüler doch nur selten als Muster für seine Schreibweise zu empfehlen sind. Wenn ich einige Abhandlungen mit aufgenommen habe, — der beschränkte Raum gestattete nur wenige, — so hatte ich dabei besonders die Absicht, daß der Lehrer sie gebrauchen könnte, um dem Schüler daran die logische Anordnung der Gedanken zu zeigen und ihm Anweisung zur Ausarbeitung von Dispositionen und eignen Abhandlungen zu geben. — Der poetische Theil, der in diesem Cursus noch nicht streng systematisch geordnet zu sein brauchte, enthält Stücke, die größtentheils von bekannten Classikern herrühren; und das mußte sein, denn die Schüler sollen ja hauptsächlich mit den echten Dichtern unserer Nation bekannt gemacht, und ihr Geist soll durch wahre Poesie genährt werden; ob sie die großentheils nur vorübergehenden Erscheinungen neuerer Mode-

dichter kennen lernen, darauf kommt nicht viel an; — ich hielt es jedoch nicht für unzweckmäßig, daß auch einige andere passende Gedichte von Dichtern minorum gentium aufgenommen wurden. Daß jedoch in diesem zweiten Cursus noch nicht alle Classiker gesucht werden können, versteht sich von selbst.

Der dritte Cursus wird im prosaischen Theile nur Aufsätze von classischen Schriftstellern enthalten, und der poetische Theil desselben mit den beiden ersten Theilen in sofern ein Ganzes bilden, daß von den bekanntesten und gefeiertsten Dichtern der classischen Periode keiner fehlen wird, von dem nicht Etwas aufgenommen wäre. Bei der Wahl des Aufzunehmenden habe ich natürlich mich bemüht, das zu finden, was, wenn es sonst für das kindliche Alter nicht unpassend war, den meisten dichterischen Werth hatte. Die Classiker, welche in den beiden ersten Bänden schon vorkommen, werden auch im dritten Cursus in andern Producten wieder erscheinen, damit der Lehrer einen kleinen Cursus der neuern vaterländischen Literatur daran durchlaufen könne.

Gern hätte ich, wenn es der Raum gestattet, den poetischen Theilen eine größere Ausdehnung gegeben; indessen, wenn der Lehrer die poetischen Stücke benutzt, wie es sein muß, daß dadurch wahrhaft der Geist gekräftigt, der Geschmack geläutert, und der Sinn für alles Große und Gute geweckt werde, so wird dennoch jeder Cursus gegen zwei Jahre, und der letzte noch viel länger ausreichen.

Ein anderes, für sich bestehendes Lesebuch, welches besonders zum Unterrichte in der deutschen Liter.-Geschichte auf Real- und Mädchenschulen, vielleicht auch auf Gymnasien gebraucht werden kann, wird nächstens erscheinen, was ich hier vorläufig anzudeuten mir erlaube, wenn vielleicht sich dafür interessirende Schulmänner, wie bisher,

auch darüber mir gütig einige Winke wollen zukommen lassen. Es soll dies Buch einen kurzen Abriß der deutschen Liter.=Geschichte, dann von den Dichtern der letztern Periode (etwa von Haller an) bis auf die neueste Zeit, einige, wo möglich, der schönsten und charakteristischsten Stücke, chronologisch geordnet, nebst voraufgeschickten biographischen Notizen von den berücksichtigten Dichtern enthalten.

Der Beifall und die Theilnahme, die meine Lesebücher vielfach gefunden, haben mich zu diesen weitern Arbeiten ermuthigt; sonst würde ich bei der Herausgabe dieser neuen Sammlungen sehr besorgt sein, daß ich unnützer Weise die große Fluth der Lesebücher noch vermehrte; — so aber will ich die Hoffnung festhalten, daß meine Bemühungen nicht ganz ohne Segen sein werden.

Lüneburg, im Juli 1836.

Carl Oltrogge,
Vorsteher der höhern Töchterschule.

Zur dritten Auflage.

Indem ich auch bei dieser neuen Auflage eines meiner Lesebücher mir einige Veränderungen erlaubte, führe ich allerdings für jetzt noch einige Unbequemlichkeiten beim Schulgebrauche herbei; indessen hoffentlich werden die Verbesserungen diese aufwiegen, da die Veränderungen nicht so bedeutend sind, daß nicht die verschiedenen Ausgaben recht gut neben einander gebraucht werden könnten. — Der in der obigen Vorrede angedeutete Plan ist jetzt ausgeführt. Auch wird im Laufe dieses Sommers noch ein Lesebuch für Elementar=Classen erscheinen.

Lüneburg, im April 1838.

C. O.

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaischer Theil.

I. Erzählende Prosa.

I. Erzählungen.

		Seite
1.	Die Freude der Edlen, von Friedr. Jacobs	1— 4
2.	Die Christbescherung, von Erdmann Müller	4—10
3.	Der Holzhauer, von Jacobs	10—18
4.	Der Schneider in Pensa, von Hebel	18—22
5.	Liebet eure Feinde, von Fr. Jacobs	22—26
6.	Die hochherzigen Neger	26—27
7.	Die armen Alten, von Starke (häusl. Gemälde)	27—31
8.	Das Haus Gruit van Steen. C. B. (Dorfzeitung)	31—35
9.	Noth und Hülfe, von Rudolph Wyß (nach einer Dorfchronik)	35—41
10.	Madonna della Sedia, von Ernst v. Houwald	41—44
11.	Der Christ und der Muhamedaner, von Demselben	41—52
12.	Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling, von Stilling	52—85
13.	Das Seetreffen bei Nacht, von Ernst v. Houwald	58—62
14.	Die Gespenster, von Fr. Jacobs	62—71
15.	Merkwürdige Gespenster-Geschichte, von Hebel	71—74

II. Mährchen.

1.	Die Höhle von Steenfoll. Eine schottländische Sage, von Hauff	74— 85
2.	Die Elfen, von Tieck	85—101
3.	Legende von Rübezahl, von Musäus	101—110

III. Erzählungen aus der Weltgeschichte

1.	Die Entstehung der Kreuzzüge, von Wilken	110—116
2.	Die Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer, von Demselben	116—122

3. Kaiser Friedrichs I. Sieg bei Ikonium und Tod, von Raumer 122—128
4. Die Verurtheilung und Hinrichtung Konradins, von Demf. 128—131
5. Von Wilhelm Tell und den drei Männern in Grütli, von Zschokke . . . . . 131—133
6. Karls des Kühnen Kampf mit den Schweizern, von Demf. 133—136
7. Guſtav Waſa, der Befreier von Schweden, von Jerrer . 136—142
8. Luther in Worms, von Pfizer . . . . . 142—152
9. Die Eroberung von Magdeburg, von Tromlitz . . . . 152—156
10. Die Vertheidigung von Szigeth durch Niklaus Zriny, von Ernſt Münch . . . . . 156—165
11. Der Ueberfall bei Hochkirch, von Archenholz . . . . . 165—169
12. Andreas Hofer, von Burckhardt . . . . . 169—173

II. Beſchreibende Proſa.

1. Der Hamſter, von Wilmſen . . . . . 173—177
2. Das Kamel, nach C. A. W. v. Zimmermann . . . . 177—183
3. Das Kamel. Meyer's charakteriſtiſche Thierzeichnungen . 183—185
4. Die Schwalbe, von Demſelben . . . . . 185—186
5. Der Brodbaum, von G. Forſter . . . . . 186—190
6. Die Peaks-Höhle, von Schopenhauer . . . . . 190—193
7. Die Eiſengrube bei Dannemora, von Hausmann . . . 193—194
8. Der Rheinfall bei Schaffhauſen, von Meiners . . . . 194—198
9. Der Aetna, von Richter . . . . . 198—202
10. Ausbruch des Veſuv, von Tiedge . . . . . 202—209
11. Der Hafen von Conſtantinopel. Nach Fr. Murhard. (Aus Nöſſelts Geogr.) . . . . . 209—213
12. Ein Tag in Conſtantinopel, von Demſelben . . . . . 213—220
13. Beſchreibung eines Seeſchiffes und des Lebens auf demſelben, von Georg Forſter . . . . . 220—227
14. Die Seeſchlacht, von W. F. A. Zimmermann . . . . 227—235
15. Gefecht mit einem Raubſchiffe, von Richter . . . . . 235—238
16. Das Gewitter. Aus Müller, die Wunderwerke der Welt ꝛc. 238—239
17. Das Gewitter. Kähler (Naturkunde) . . . . . 239—241
18. Das Gewitter. Hirſchfeld (das Landleben) . . . . . 241—242
19. Die Natur nach einem Gewitter, von Demſelben . . . 242
20. Spaziergang an einem ſchönen Sommermorgen, von Fr. Jacobs . . . . . 242—245
21. Der Uebergang der Nacht zum Tage, von Kähler . . . 245—246
22. Die Wiederkunft des Frühlings, von Hirſchfeld . . . . 246—248
23. Die Landſchaft, von Demſelben . . . . . 248—249
24. Der Wunſch, von Geßner . . . . . 249—254

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0010

III. Lehraufsätze.

1. Belehrung über das Wetterglas, von Hebel . . . . . 254—257
2. Betrachtungen über das Vogelnest, von Demselben . . . 257—260
3. Die Freuden der Natur, von Marezoll . . . . . 260—269
4. Das beschämende Bild des Baumes, von Tischer . . . 269—275

IV. Briefe.

1. Briefe aus Briefstellern.

1. Adolph an Auguste . . . . . 275—280
2. Adolph an Auguste 280
3. Auguste an Adolph . . . . . 280—281
4. Adolph an Auguste. Briefsteller für Kinder . . . . . 281—284
5. Auguste Ritter an Agnes Turn, von Lotichius . . . . 285—287
6. Moritz Ritter an Louise Uhlen, von Demselben . . . . 287—290
7. Johanne an ihre Freundin Emma, deren Mutter gestorben, von Hartmann . . . . . 290—291

2. Briefe von Classikern.

1. Scherzhafte Beschreibung einer beschwerlichen Reise, von Gellert . . . . . 291—295
2. Klopstock an seine Eltern . . . . . 295—297
3. Klopstock an seine Mutter . . . . . 297—298
4. An Andres, die Illumination betreffend, von M. Claudius 298—299
5. Brief an Andres, wegen der Geburtstage im August 1777, von Demselben . . . . . 299—301
6. An Andres, von Demselben . . . . . 301—303

Poetischer Theil.

1. Fabeln und Parabeln.

1. Das Füllen, von Gellert . . . . . 303—304
2. Der Fuchs und der Esel, von Gleim 304
3. Die Gans, von Lessing 305
4. Der Löwe und der Hase, von Demselben 306
5. Der Papagei und die Thiere, von v. Nicolai . . . . 305—306
6. Der Mops und der Mond, von Lichtwer 306
7. Die Sperlinge, von Lessing . . . . . 306—307
8. Die Nachtigall, der Staar und der Stieglitz, von Lichtwer 307
9. Der Wolf auf dem Todbette, von Lessing 308
10. Die Eiche und das Schwein, von Demselben 308
11. Das Johanniswürmchen, von Pfeffel 308

12. Der Specht und die Taube. Aus A. L. Grimm's Fabelbibliothek 309
13. Die Rehe, von Lichtwer . . . . . 309—310
14. Die Zugvögel, von J. G. Jacobi 310
15. Das Auge der Mutter, von v. Nicolai . . . . . 310—311
16. Der Adler und die Lerche, von Gleim 311
17. Die Nacht und der Morgen, von Krummacher . . . . 311—313
18. Der Geist der Schöpfung, von Herder 313
19. Adam und der Seraph, von Krummacher . . . . . 313—314
20. Die Reise nach Babylon. Palmblätter . . . . . 314—316
21. Das Gebet, von Pfeffel 316
22. Die Blumenlese, von Krummacher . . . . . 316—319
23. Werny, von Agnes Franz . . . . . 319—321
24. Des Knaben Traum, von Demselben . . . . . 321—323

2. Balladen.

1. Der wilde Jäger, von Bürger . . . . . 323—327
2. Belsazar, von H. Heine . . . . . 327—328
3. Al Kaher, von Karl Egon Ebert . . . . . 328—330
4. Die Rache, von Uhland 330
5. Das Gottesgericht, von Apel . . . . . 330—336
6. Des Sängers Fluch, von Uhland . . . . . 336—337
7. Der Alpenjäger, von Schiller 338
8. Der Fischer, von Göthe . . . . . 338—339
9. Der getreue Eckart, von Demselben . . . . . 339—340
10. Der Blumenengel, von E. M. Arndt . . . . . 340—341
11. Der große Christoph, von F. Kind . . . . . 341—346
12. Der Markgräfin Schleier, von Caroline Pichler . . . . 346—348
13. Der blinde König, von Uhland 349
14. Roland Schildträger, von Uhland . . . . . 350—353
15. Der Kampf mit dem Drachen, von Schiller . . . . . 353—358
16. Der Graf von Habsburg, von Demselben . . . . . 358—360
17. Herzog Leupold vor Solothurn, von Collin . . . . . 360—365
18. Hans Euler, von J. G. Seidl . . . . . 365—366
19. Alexander Ypsilanti auf Munkacs, von Wilh. Müller . . 366
20. Der Schiffbruch, von Clotilde v. Nostitz . . . . . 367—369
21. Die Kapelle, von Pfeffel . . . . . 369—370
22. Der Taucher, von Schiller . . . . . 371—374
23. Johanna Sebus, von Pustkuchen . . . . . 375—376
24. Die Kuh, von Bürger . . . . . 376—379
25. Der Kaiser und der Abt, von Bürger . . . . . 379—383
26. Die drei Knaben im Walde, von J. Falk . . . . . 383—384

27. Ritter Bruno's Abendandacht, von Fr. Kind . . . . . 384—385
28. Der Organist, von Theodor Hell . . . . . 385—387

3. Lieder, Elegien, Oden.

1. Sternhelle Nacht, von Mahlmann 387
2. Abendlied an Minna, von Demselben . . . . . 387—388
3. Die Sterne, von Kosegarten . . . . . 388—389
4. Stiller Sinn, von Conz 389
5. Vertrauen, von Paul Gerhard . . . . . 390—391
6. Beruhigung, von Matthisson 391
7. Der Frühlingsabend, von Demselben . . . . . 391—392
8. Das Abendroth, von Salis . . . . . 392—393
9. Gott im Ungewitter, von Uz 393
10. Morgenpsalm, von Salis . . . . . 393—394
11. Heiliges Lied, von Matthisson 394
12. Geh' aus, mein Herz, und suche Freud', von Paul Gerhard 394—396
13. Andacht, von Tieck 396
14. Andacht im Freien, von A. G. Eberhard 396
15. Der Blick ins Gotteshaus, von Theodor Hell 397
16. Schall der Nacht. Des Knaben Wunderhorn 398
17. Das Nordlicht, von Neubeck . . . . . 398—399
18. Chamouny beim Sonnenaufgang, von Friderike Brun, geb. Münter . . . . . 399—400
19. Die Tempel, von J. G. Jacobi . . . . . 400—401
20. Lob der Gottheit, von Ramler . . . . . 401—402
21. Die Frühlingsfeier, von Klopstock . . . . . 402—405
22. Morgengesang am Schöpfungsfeste, von Demselben . . . 405—406
23. Vater unser! von Mahlmann . . . . . 406—407
24. Am Aschermittwoch, von J. Jacobi . . . . . 407—408
25. Der Gottesacker, von Salis . . . . . 408—409
26. Die Herbstnacht, von Demselben . . . . . 400—410
27. Bei dem Grabe meines Vaters, von Claudius 410
28. Elegie bei dem Grabe meines Vaters, von Hölty . . . 410—411
29. Elegie auf ein Landmädchen, von Demselben . . . . 411—413
30. Auf einem Grabe, nach Hebel . . . . . 413—414
31. Die Genesung, von Klopstock 414
32. Am Neujahrstage, von Voß 415
33. Morgenlied eines Bauermanns, von Claudius . . . . 415—416
34. Abendlied eines Bauermanns, von Demselben . . . . 416—417
35. Täglich zu singen, von Demselben 417
36. Der zufriedene Landmann, nach Hebel . . . . . 417—419
37. Das Landleben, von Hölty . . . . . 419—420
38. Winterlied, von Voß . . . . . 420—421

39. Der Eislauf, von Klopstock . . . . . 421—422
40. Ein Lied vom Reifen, von Claudius . . . . . 422—423
41. Sonntagsfrühe, nach Hebel . . . . . 423—424
42. Der Abendstern, nach Hebel . . . . . 424—426
43. Die Sternlein, von Arndt 426
44. Wachtelwacht. Des Knaben Wunderhorn . . . . . 426—427
45. Der Frühlingsabend, von Neubeck 428
46. Die Lerche, von Herder . . . . . 428—429
47. Das Habermuß, nach Hebel . . . . . 424—431
48. Die Quelle, von Tiedge . . . . . 431—432
49. An die Rose, von Jacobi . . . . . 432—433
50. Die Kinderjahre, von Matthisson . . . . . 434—436
51. Der Abend, von Stolberg . . . . . 436—437
52. Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn, von Fr. L. v. Stolberg . . . . . 437—438
53. Siegeslied nach der Schlacht bei Prag, von Gleim . . . 438—439
54. Bundeslied vor der Schlacht, von Th. Körner . . . . 439—440
55. Die Gräber zu Ottensen, von Rückert . . . . . 440—442
56. Deutscher Trost, von Arndt 442
57. Das Lied von den deutschen Strömen, von M. v. Schenkendorf . . . . . 442—443
58. Der Harz, von Fr. L. v. Stolberg . . . . . 443—444

Prosaischer Theil.

I.

Erzählende Prosa.

I. Erzählungen.

1. Die Freude der Edlen.

Es war eben eine theure Zeit, und mancher Hausvater, dem es schon vorher sauer genug geworden war, die hungrigen Raben um seinen Tisch her satt zu machen, legte sich jetzt mit Sorgen zu Bett und stand mit Kummer wieder auf, wenn er das letzte Brod verschnitten hatte, und aus seinem Beutel, wie er ihn auch schütteln mochte, kein Kreuzer mehr fiel. Damals war nun in Bukinghamshire, wo es auch mehr arme, als reiche Leute gab, ein Pachter, dem der Himmel für den Fleiß, womit er sein Land bestellt, eine ergiebige Weizenernte beschert hatte; mit der fuhr er auf den nächsten Markt, wo gerade eine starke Nachfrage war, und setzte seinen Vorrath zu ungewöhnlich hohem Preise ab. Ein Anderer hätte nun vielleicht sein Geld in eine Bank getragen und es auf Zinsen gelegt, oder hätte für Frau und Töchter modischen Staat eingekauft, um auf den Sonntag in der Kirche die Bewunderung und den Neid der Nachbaren zu erregen; aber Martin — dies war der Name des Pachters — that weder das Eine, noch das Andere, sondern nahm sein Geld mit nach Hause und bedachte sich unterwegs, wie er es am besten benutzen könnte. Er war sonst arm gewesen und hatte es auch jetzt noch nicht übrig; aber täglich dachte er an seine ehemaligen Vorsätze, und wie er sonst immer gesagt habe: »Wenn ich nur reich wäre, so sollten's die Armen besser haben!« — Da er nun jetzt mit vollem Beutel nach Hause kam, rief er seine Frau und schüttete das Geld vor ihr auf den Tisch aus und sagte scherzend: »Sieh, Rahel, dafür wollen wir uns 'was zu Gute thun. Was meinst du, Mutter, was wohl des Menschen Herz am meisten erfreut? Gutes Ale ist ein schweres Getränk und macht schläfrig; Claret steigt unser Einem zu Kopf — und ich möchte Etwas haben, das mich recht innig froh machte.« — »Ach Martin,« antwortete die Frau, »das soll sich schon finden. Aber mir ist den ganzen Tag das Herz schwer gewesen, und wenn ich mir auch etwas zu Gute thun wollte, ich glaube nicht, daß es anschlüge.« — Und da der Mann fragte, was sie denn habe, fuhr sie fort: »Du warst heute Morgen noch nicht lange weg, da kam Jenny unten von der Wiese weinend und wehklagend und sagte, ihr Vater wolle sterben, und ich möchte ihm doch um Gotteswillen zu Hülfe kommen und ihr etwas Stärkendes für ihn geben. Ich konnte nun wohl denken, wie es stand,

und nahm, was ich eben im Hause hatte, und Etwas von dem Branntewein und lief hinunter in die Hütte. Ach, lieber Gott! das war ein Jammer! der Mann lag auf dem Bischen Stroh blaß und matt; das arme Weib kniete neben ihm und weinte und schluchzte; die Kinder standen herum, halb nackt und wie der leibliche Hunger — und im ganzen Hause war kein Bissen Brod. Ach Martin, und das ist nicht das einzige Haus, wo solche Noth ist. — Ich weiß nicht, aber mir ist, als dürft' ich mit gutem Gewissen gar nicht daran denken, mir eine frohe Stunde zu machen, so lange um uns her so vieles Elend ist.«—

Martin ließ seine Frau ausreden und hatte während der Zeit vor sich hin gesehen. Jetzt sprang er auf, faßte sie beim Kopf und herzte und küßte sie. »So mein' ich's ja auch, Mutter,« sagte er. »Ein frohes Herz will ich haben, und wenn man einem Andern etwas Gutes thut, das macht das Herz fröhlicher, als Wein und Bier. Jetzt laß sehen, was uns der Himmel beschert hat.« Und nun zählte er von seinem Gelde erst den Pachtzins für den Edelmann ab, dann, was er sonst noch schuldig war, und endlich, was er noch bis zur nächsten Ernte zu nothwendigen Ausgaben brauchte. Da nun noch ein feines Sümmchen übrig blieb, sagte er: »Jetzt, Mutter, zähle die Armen des Kirchspiels zusammen und heize den Backofen und backe für jeden Kopf zwei große Brode und für jedes Kind ein kleineres und schicke dann die Brode herum und thue zu jedem Brode einen Krug Bier und zwei Gulden Silber; und wenn dann die Leute einen guten Tag haben und ihr Tischgebet ohne Thränen sprechen, so wird es uns, denk' ich, auch gut zu Muthe sein, ohne daß wir etwas Anderes auf den Tisch setzen, als die gewöhnliche Hausmannskost.«

Da nun die Frau ihren Mann so sprechen hörte, wurde ihr das Herz wieder ganz leicht, und sie sagte zu Allem ja und schüttete Mehl in den Backtrog und backte den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als alle Brode fertig waren, bekam Jeder, was ihm zugedacht war. Und an dem Tage war Niemand im ganzen Kirchspiel, der sich nicht satt gegessen hätte, und Mancher, der seit einem Monate kein Bier gekostet hatte, labte sich jetzt und dankte mit Herz und Mund dem guten Pachter und seiner Frau. Diese Beiden aber hatten an dem Tage nichts Besseres, als gewöhnlich, auf dem Tische, aber in der Brust das Bewußtsein einer guten That und ein fröhliches Herz.

Das war denn nun so weit recht gut; aber das Beste kommt noch nach. Denn wie nach dem Sprichwort ein Glück selten allein kommt, so haben auch gute Werke eine besondere Kraft, sich zu vervielfältigen. Da nämlich dem Edelmanne zu Ohren kam, auf welche Weise sein Pachter, der doch kein reicher Mann war, es angefangen habe, sich einen guten Tag zu machen, gefiel ihm das ganz ausnehmend, und er dachte, das könne er wohl auch thun. Er setzte also einen Tag an, wo alle Armen des

Kirchspiels auf das Schloß eingeladen wurden, und war in dem Saale eine lange Tafel gedeckt für die armen Leute, eine kleinere für ihn und die Seinigen. An diese kleinere Tafel setzte er auch den Pachter Martin und seine Frau und setzte sie zu oberst, was in England etwas sagen will bei einem Edelmanne. Er sagte aber, so brave Leute achte er, wie seine Verwandten und Freunde, und er sei des Glaubens, daß das Herz bessere Edelleute mache, als der Stammbaum. Als nun der Tisch angefüllt war mit den Söhnen und Töchtern der Armuth, sprach erst der Kapellan ein Tischgebet, wobei Alle aufstanden und andächtig mitheteten; dann wurden Puddings aufgesetzt, was dort zu Lande die beste Schüssel ist, und große Rindsbraten und für Jeden ein Krug gutes Bier; wo aber Einer krank war und nicht zu dem Schmause hatte kommen können, dem wurde sein Essen ins Haus geschickt und mehr, als er an dem Tage verzehren konnte. So aßen und tranken die Armen des Kirchspiels sich wieder satt, und Manchem war es in seinem Leben nicht so gut gegangen, wie an diesem Tage.

Jetzt glaubten sie nun, das Fest sei zu Ende, und wollten sich schon bei dem Wirthe bedanken; der aber sagte ihnen, sie sollten nur noch ein Weilchen verziehn, es käme noch Etwas. Und wirklich kamen vier Glückshäfen auf den Tisch, einer für die Männer, der andere für die Frauen und zwei für die Kinder; und nachdem alle Gäste nach ihrem Geschlecht und Alter abgetheilt worden waren, griff Einer nach dem Andern in den Glückshafen und zog eine Nummer heraus; der Eine 15, der Andere 2, der Dritte 17 und so fort, bis Jeder eine Nummer hatte. Und Jeder sah nun seine Nummer an und dachte: »Was mag das geben?« und Alle sahen sich erwartungsvoll an. Da ging plötzlich eine Seitenthür auf, und die Diener brachten ein hölzernes Gestell herein, wo an vier Seiten allerlei Kleidungsstücke hingen, an der einen für die Männer, an der andern für die Frauen, dann für die Knaben und Mädchen, wie auf einem Jahrmarkte; und Alles war neu und tüchtig, wie Bauern es brauchen mögen, und an jedem Stücke war eine Nummer befestigt. Da hieß es nun: Jetzt suche Jedes die Nummer auf, die es in der Hand hat! — Die Männer waren darüber ganz verblüfft und wollten erst nicht zugreifen; aber die Frauen hatten es schnell weg und halfen dann ihren Männern und Kindern suchen; und es währte nicht lange, so war das Gestell abgeleert, und Jedes hatte das ihm beschiedene Theil auf dem Arme und freuete sich daran. Denn Jeder fand, daß ihm eben das zu Theil geworden, was er am nöthigsten brauchte. Viele waren freilich dabei, denen Alles nöthig war.

Als es nun an ein Abschiednehmen ging, und sich die vergnügten Leute bei dem Herrn bedankten, der es so gut mit ihnen gemeint, gab er Jedem die Hand und schüttelte sie ihm, und bei dieser Gelegenheit schob er Jedem der Männer noch eine Pfund-

note in die Hand. Das war nun wiederum ein neuer Jubel und ein neues Danken, und die guten Leute würden gar nicht fertig geworden sein, wenn sich Herr Hampdon nicht schnell weggegeben und ihrem Danke entzogen hätte. Da ihnen aber nun einmal das Herz voll war, und sie ihrer Dankbarkeit durchaus Genüge thun mußten, setzten sie den Pachter und seine Frau auf Stühle, hoben diese dann auf einen Leiterwagen und spannten sich vor, so daß das Ehepaar, es mochte sich sträuben, so viel es wollte, bis zu seinem Hause im Triumphe gezogen wurde. So einen Jubel hatte man lange nicht erlebt, und noch erzählen die Leute in Bukinghamshire ihren Kindern und Enkeln von dem wackern Martin und dem Schmause bei ihrem Edelmanne.

Friedr. Jacobs.

2. Die Christbescherung.

Rudolph, der einzige Sohn des Commerzienrathes Belger, war, das Weihnachtsfest mit den Seinigen zu feiern, von der nahen Hochschule gekommen und betrachtete des heiligen Abends früh durchs Fenster die Menge von Leuten, welche der Markt und die häuslichen Geschäfte hin- und herjagten. Die Kälte war groß und gab sich auf mannigfaltige Weise zu erkennen, an Menschen, Thieren und leblosen Gegenständen. In dem elterlichen Hause waren alle Hände in Bewegung, dem Feste zu einem würdigen Aufenthalte zu verhelfen, oder bevorstehende Lustbarkeiten vorzubereiten, oder die täglichen Geschäfte so zeitig, als möglich, zu vollenden, damit die frühzeitige Dämmerung des heiligen Abends in Ruhe könne empfangen werden. Rudolphs Aufmerksamkeit glitt bald von den Vorübergehenden auf ein gegenüberstehendes Häuschen, das, klein und ärmlich, auf dem Erdgeschosse das Dach trug, und dessen Fenster so über und über gefroren waren, daß es unbewohnt zu sein schien, wiewohl ein paar Knaben, die das Ansehen Zurückkehrender hatten, hineingingen und erkennen ließen, daß es bewohnt werde. Der Commerzienrath war erst vor kurzem hierher in die Vorstadt gezogen, deßwegen fiel Rudolph dieses Häuschen, als noch nie gesehen, auf, und mit den Bewohnern desselben war er, wie mit den Bewohnern vieler anderen Gebäude dieser Straße, gänzlich unbekannt. Die kleine Wohnung der Dürftigkeit, in welcher die Kälte und der Mangel zu verkehren schienen, machte tiefen Eindruck auf Rudolphs Gemüth, und er fragte, da eben seine Schwester durch's Zimmer ging, angelegentlich nach den Bewohnern des Hüttchens. Mathilde sah flüchtig hinüber und entgegnete leicht hin: »Ich weiß nicht, wer dort wohnt.« Rudolph, der sein Mitleid mit den unbekannten Bewohnern gehemmt fühlte und gleichgültig behandelt sah, fuhr auf und sagte: »Das weißt du nicht? Wenn ich dich nach den Leuten in den großen Häusern dort und dort gefragt hätte, würdest du mir wohl haben Aus-

kunft geben können; das Häuschen, das Hüttchen, das Nestchen ist dir zu klein gewesen. Du sitzest alle Tage hier am Fenster; aber die Sorge für den Putz und das eigne Wohlleben hat dich die kleine Dürftigkeit nicht sehen lassen. Von unserm Ueberflusse hätte die arme Stube dort wohl oft essen können, wenn du nur dazu gekommen wärst, die Kleinigkeit zu sehen und nach ihr zu fragen. Sieh nur, wie die Fenster starren! Ruft das klägliche Stübchen nicht herüber: Erbarmt euch meiner! —« »Du hast nicht Unrecht,« erwiederte Mathilde, die betroffen und verwundert vor ihrem Bruder da stand. — »Das Häuschen — Aber wir sind ja erst vor kurzem hier eingezogen. — Die vielen Geschäfte der neuen Einrichtung in diesem Hause — Ich habe das Hüttchen wohl gesehen, nur so kläglich ist mir's nicht vorgekommen, wie du jetzt mir es zeigst. Ich will mich erkundigen. Du hast mich ordentlich erschreckt.« »Warst du doch,« versetzte Rudolph, »so gar theilnahmslos, während mich, der ich mich zu den Bewohnern hinübergedacht hatte, in dieser warmen Stube fror.« »Das konnt' ich freilich nicht wissen,« sagte Mathilde lächelnd, als wenn sie seiner Erkundigung noch andere Ursachen zutraute, als Mitleiden. »Wann erfahr' ich's,« fragte der Bruder, »wer dort wohnt?« »Bald,« antwortete die Schwester; »ich will dir die alte Hanne herschicken.« Hanne kam und gab Auskunft. »Das Häuschen da drüben ist eigentlich eine überbauete Brandstelle, ein kaltes, düstres Nest. Der Mann, welcher da wohnt, heißt Frosig und ist ein Holzhacker. So gut und fleißig er ist, so geht es doch kümmerlich her bei ihm. Denn da wurde seine verwittwete Schwester hier in Pohlsdorf krank und starb und hinterließ zwei Knaben, einen von acht, den andern von zehn Jahren. Frosig hatte seine Schwester sehr lieb und ließ es ihr in der Krankheit an Nichts fehlen. Schon das verzehrte seine paar Thaler, und nun hat er auch die Kinder zu sich genommen, die sonst ins Hirtenhaus gekommen wären. Sein Verdienst mag wohl manchmal nicht zureichen — dazu der harte Winter. Dessen ungeachtet sieht er immer wohlgemuth aus, als wenn ihm die Hand vom Himmel gedrückt würde. —« »Gut, Hanne, gut,« sagte Rudolph; »sie kann immer wieder an ihre Arbeit gehen.« Hanne ging. Rudolph aber saß noch ein Weilchen in sich selbst vertieft am Fenster und ging im wachen Traume vergnügt der Theilnahme an Frosig und den beiden Kindern nach, die ihm schnell vormalte, wie er dem Häuschen einen erfreulichen Abend zubereiten könne. Von der heitern Vorstellung entzündet, sprang er auf und holte sich eilig seine Schwester. Wieder an's Fenster zurückgekehrt, sprach er, seine Schwester haltend: »In der Kajüte, Schwester, lebt ein armer Holzhacker, ein redlicher Mann, mit zwei Knaben, vater- und mutterlosen Waisen, von seiner unlängst verstorbenen Schwester. Mathilde, du bist gut und gefällig und hilfst mir ausführen, was ich vorhabe; du kannst es, du mußt

es, weil du die armen Menschen schon etliche Wochen versäumt hast.« »Sag' an, du lieber, jäher Bruder!« entgegnete Mathilde. »Du sorgst,« sprach Rudolph, »bis auf den Abend für etliche Hemden, die Kindern von acht bis zehn Jahren gerecht sind. Es giebt ja mehrere Händlerinnen, die dergleichen haben. Dazu kaufst du zwei paar warme Schuhe und zwei paar tüchtige Handschuhe. Einen Korb voll Aepfel und Nüsse und einen Stollen giebt uns die Mutter gern. — Warte nur! — Ich — Gestern Abend zwangen mich die Helden bei Nossi's zum Spielen. —« »Zwangen dich?« fragte Mathilde. »Nun,« antwortete Rudolph, »wie man so sagt; sie neckten und plagten mich, bis ich mich hinsetzte. Wie mir es vorkam, hatten sie's auf mein Geld abgesehen; mir aber wollte das Glück so wohl, daß ich Jeden um etliche Thaler leichter nach Hause schicken konnte. Für dieses Geld kauf' ich noch diesen Vormittag eine Klafter hartes Holz beim Holzhändler und laß es dort abladen. Die Knaben werden ein paar Bilderbücher nicht ungern sehen, und zwei paar Schlittschuh sollen sie auch haben.« Mathilde küßte den Bruder. — »Das Beste kommt noch,« fuhr der Frohe fort. »Heut Abend, ehe bei uns die Herrlichkeit aus der Knospe bricht, tragen wir beiden, Niemand sonst darf Etwas davon erfahren, die Sächelchen hinüber, du als Christkind mit überhängtem Schleier, ich vermummt und eine Larve vor dem Gesicht, als dienstfertiger Knecht Ruprecht.« »Das ist herrlich,« rief Mathilde. »Du bist mir ein köstlicher Bruder! Aber ich muß mich spuden. Es giebt noch viel zu thun. Sei nur unbesorgt, du sollst mit mir zufrieden sein.« Damit hüpfte sie hinweg. Rudolph aber zog sich rasch an und sagte, fertig zum Ausgehen: »Die Stube dort an der Erde wird auch einen erfreulichen Christabend bekommen!«

Den Hut weit über das Gesicht herabgerückt, den untern Theil des Kopfes von dem Kragen des Mantels verhüllt, trat er ein bei dem Holzhändler, der am entferntesten wohnte. Der Kauf ward bald geschlossen. Nachdem Rudolph Straß' und Haus genau bezeichnet, den Namen Frosig wiederholt genannt, auch dem Knechte ein gutes Trinkgeld gegeben und ihn angewiesen hatte, wie er das Holz anbringen sollte, sprach er mit Nachdruck: »aber Alter, schicket gutes Holz und eine volle Klafter, sonst ladet ihr einen fressenden Fluch auf euer Haus, und mit mir bekommt ihr scharfe Händel. Gleich nach Tische muß das Holz dort sein, daß der Mann noch Etwas damit anfangen kann. Macht eure Sachen recht. Ich werde zur Hand sein und aufpassen!«

Im Buchladen fand Rudolph zwei schickliche Bücherchen; die Schlittschuh durft' er nicht lange suchen, und zwei bunte Wachsstöcke kauft' er hurtig noch dazu, da er vor einem Laden vorbei ging, wo ihm die aufgestellte Schaar dieser heitern Lichter zuzurufen schien, daß ihm noch etwas Wesentliches fehle.

Im kleinen Häuschen wurden, der Mittag nahte, Kartoffeln gekocht. Eine gutherzige Nachbarsfrau, der Frosig dafür das Holz spaltete, zurecht legt' im Hause, Wasser trug und manche Handreichung that, besorgte die kleine Wirthschaft, theils eigenhändig, theils durch ihr Dienstmädchen. Die beiden Knaben am Tische beim Ofen schnitzten an einer Krippe, die sie in einem Winkel der Stube aufzustellen gedachten, um, im Bezug auf's Fest, mit Hülfe von einigen Brettchen und Holztrümmern einen Stall zu Wege zu bringen, in welchem Thiere und Menschen aus Pflöckchen leicht herzustellen waren.

Mit dem Schlage zwölf kam Frosig nach Hause, sehr froh darüber, daß er nun für heute fertig war, und daß er von der Frau des Hauses, wo er bis zum Mittag gearbeitet hatte, mit etwas Fett beschenkt worden war, welches er mit seinen Knaben zu den Erdäpfeln essen konnte.

Bei Tische sagte Frosig zu den Knaben: »Eßt mit Bedacht, meine Kinder! Heute könnt ihr auf jeden kleinen Erdapfel und auf die Hälfte jedes größern eine Messerspitze voll Fett nehmen. Es ist heiliger Abend! Nachmittag will ich mit euch über den Markt gehen, daß ihr die vielen hübschen Sachen zu sehen bekommt.« Da sagte der ältere Knabe: »Wir sind schon gestern darüber gelaufen, als wir aus der Schule kamen.« »Geht ihr immer mit uns auch heute,« sagte der jüngere; »wir haben gestern Vieles gesehen, was wir nicht kannten und verstanden. — Ich bin satt. Die Krippe muß auch noch fertig werden.« »Welche Krippe?« fragte Frosig. »Nun die,« antworteten die Knaben, »zu Bethlehem, wo das Jesuskind hineinkommt! —« »So! so!« lächelte Frosig.

Jetzt kam ein Wagen vor die Hausthür. Bald darauf machte des Holzhändlers Knecht, er kannte Frosig, die Stubenthür auf und sagte: »He! Frosig! eine Klafter hartes Holz für dich!« »Könnte sie wohl brauchen,« erwiederte dieser. »Nun, so hilf mir abladen,« sprach der Knecht; »es ist kalt.« »Für mich abladen?« fragte Frosig verwundert, »du hast dich wahrscheinlich —« »Nichts wahrscheinlich,« unterbrach ihn der Fuhrmann, »du mußt gute Freunde haben. Ein vermummter Herr hat's den Vormittag bei meinem Herrn für dich gekauft. Du hast weiter gar Nichts zu geben oder zu thun, als es dem Ofen maulrecht zu machen.« »Gott vergelt's dem Herrn!« sagte Frosig bewegt. »Ich begreif's zwar nicht, will aber auch nicht grübeln. Es ist Gottes Gabe, die mir der Segen meiner Schwester zugewendet hat. Nun sollt ihr wärmer sitzen, ihr Jungen. In einer Weile kommt und helft hereinschaffen. Die kleinern Scheite könnt ihr tragen. —« Während des Abladens rief der glückliche Frosig oft: »Schönes Holz, schönes Holz! Vergelte dir's Gott, du unbekannter Wohlthäter!«

Mit großer Emsigkeit schleppten und trugen die Bewohner

des kleinen Häuschens an dem festen Holze, den Ameisen zu vergleichen, indem bald Dieser bald Jener von den Dreien redete: »Wer muß der gewesen seyn? — Der mag viel Geld haben! Nun dürfen wir nicht frieren!«

»Diese sechs Scheite,« sagte Frosig nach einer Stunde, »bleiben draußen. Ich will sie gleich sägen und zerspalten, daß wir die Feiertage warm sitzen können. Ihr geht unterdessen hinein und baut an eurer Krippe. Wenn ich fertig bin, die Dämmerung wird ziemlich herankommen, gehen wir noch auf den Markt. Das hätt' ich nicht gedacht, daß ich heute noch mein eigner Holzhacker und so reich sein sollte!«

Die beiden Geschwister im großen Hause betrachteten die Geschäftigkeit vor dem kleinen Häuschen mit herzlichem Wohlgefallen, nicht weil sie sich Etwas darauf einbildeten, daß sie der Armuth zu Hülfe gekommen waren; sondern weil die Armen Freude hatten, die sie zu veranlassen so glücklich gewesen waren.

Als aber die Dämmerung der Finsterniß gewichen war, bereiteten sie die Bescherung für das Hüttchen und den Anzug, der dabei dienen sollte, in einem Hinterstübchen. Auf dem Handkorbe voll Nüsse lagen Pfefferkuchen. Aus dem einen Stollen waren zwei kleinere und ein größerer geworden; denn Rudolph meinte, der treffliche Frosig dürfe nicht leer ausgehen, wenn er es auch leicht ertrüge. Die Mutter hatte mit dem Vorhaben bekannt gemacht werden müssen, damit es um so sicherer vor Andern verborgen werden konnte. Sie hatte Nichts einzuwenden, vielmehr freuete sie sich der Beihülfe; denn, wiewohl sie sehr genau war, so konnte sie doch dem Mitleide nicht widerstehen, und wenn Mathildens Bitten oder Rudolphs gutherzige Forderungen dazu kamen, so that sie eher zu viel, als zu wenig. — Mathilde, hieß es im Betreff der Kinder, müsse ganz weiß gehen und vom Schleier über und über verhüllt werden. Ueber die Straße sollte sie, der Kälte wegen, des Vaters Wolfspelz anziehen, den sodann Rudolph nehmen müsse, um in demselben in der Stube zu erscheinen. Für ihn lag überdies die halbe Maske, braun von Farbe, schon bei dem Korbe. Vorher, ehe sie sich auf den Weg machten, wollte Rudolph einmal hinüberlaufen und lauschen, ob sie gehen könnten, oder nicht.

Unterdessen hatte Frosig, vom Markte mit den erfrornen Knaben zurückgekehrt, genüglich eingeheizt und saß vor dem Tische am Ofen, hinter welchem auf der Ofenbank die Kinder Platz genommen hatten. »Ach,« sagte Benjamin, der älteste Knabe, »was waren das herrliche Sachen! Wie das leuchtete, wie das glänzte!« »Wer doch,« setzte Karl, der jüngere hinzu, »auch so Etwas hätte!« »Die Dinger,« redete Frosig, »kosten viel Geld und sind nur für die Reichen gemacht; in unserer Stube würden sie sich gar nicht schicken. Wenn eure Mutter noch lebte, würdet ihr vom heiligen Christ wohl auch etwas für

euch Schickliches bekommen; aber die hat der liebe Gott zu dem himmlischen Christfest berufen, und ich, wie gerne ich euch auch Freude machte, bin es dieses Jahr nicht im Stande. Vielleicht sieht es ein anderes Jahr besser aus. Traurig müßt ihr mir aber nicht sein! Wir haben Holz, uns in der Kälte zu wärmen, Holz, das uns zugeschickt worden ist, als wenn's von eurer Mutter käme, die, auf euch und mich bedacht, einen guten Menschen erweckt hätte. Seid aufgeräumt, meine Kinder! Wir haben mehr, als nothdürftig, durch die Feiertage Brod, Butter und Erdäpfel; nach den Feiertagen wird es wieder Arbeit geben, und jetzt und in schweren Tagen können wir uns daran erquicken, daß Gott die armen Leute, wenn sie fromm sind, so lieb hat, als die Reichen. Wurde denn Christus nicht auch arm geboren und blieb arm sein Leben lang?« »Erzählt von Christus,« rief Karl. »Nicht wahr,« fragte Benjamin, »das Weihnachtsfest ist der Geburtstag Christi?« »Ja,« antwortete Frosig. »Erzählt uns nur davon,« baten die Kinder! »die Geschichten hören sich an, wie das Läuten der Sonntagsfrühe im Sommer.«

»Joseph und Maria,« sprach Frosig, »hatten nach Bethlehem reisen müssen, um sich dort, weil sie dahin gehörten, nach Stand und Vermögen aufschreiben zu lassen, wie auch die andern Einwohner des gelobten Landes, die nicht nach Bethlehem gehörten, den Befehl bekommen hatten, in ihren Städten sich aufschreiben zu lassen. Das machte denn, daß in dem Städtchen Bethlehem so viel Leute zusammengekommen waren, daß nicht alle Raum fanden in den Häusern und Herbergen. Die Armen, wie Marie und Joseph, mußten sich zu behelfen suchen. Nun gab's dort Felshöhlen, die zu Ställen für die Thiere benutzt wurden. In eine solche Höhle begaben sich Joseph und Maria, und in der Nacht wurde das Jesuskind der Maria in die Arme gelegt.« »Von wem denn?« fragte Benjamin. Frosig antwortete: »Von Gottes Allmacht, die den Menschen in's Leben ruft und wieder hinwegzugehen gebietet.« »Erzählt nur weiter,« sagte Karl, »nun kommt erst das Rechte.« Frosig fuhr fort: »Bei Bethlehem, — denn dort giebt es keinen solchen Winter, wie bei uns, — waren Hirten auf dem Felde bei ihren Heerden. Zu diesen Hirten kamen himmlische Boten und sagten: Freuet euch, der Heiland ist geboren! Die Hirten erschraken über die Herrlichkeit der Engel und fürchteten sich. Die Engel aber sprachen: Fürchtet euch nicht! Euch und allen Menschen ist große Freude bereitet. Geht nur nach Bethlehem, dort werdet ihr zum Wahrzeichen das Kind Christus in einer Krippe finden. Und nun wurde die ganze Gegend voll von den frohlockenden Schaaren des Himmels, die unter einander jauchzten: Ehre sei Gott in der Höhe, Fried' auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!«

Jetzt ward an die Stubenthür geklopft. Rudolph und Mathilde waren leise ins Haus gegangen, und als Frosig: »Her-

ein!« rief, traten sie, Rudolph vermummt, Mathilde weiß und verschleiert in die Stube. Frosig betrachtete die Hereingetretenen verwundert; die Kinder sahen sie furchtsam und erstaunt an. »Wie hab' ich mir,« fragte Frosig, »den Besuch auszulegen?« Statt der Antwort fragte Rudolph: »Sind hier die beiden Knaben fleißig und gut gewesen?« Frosig erwiederte: »Sie haben so jeder nach seinen Kräften gethan, wenn sie auch manchmal des Leichtsinns Schmetterlinge gewesen sind. Aber gute Jungen sind's, die wissentlich keinem Menschen Etwas zuwider thun.« »Solche Kinder,« sprach Rudolph, »hat der heilige Christ lieb. —« Nun legte Mathilde jedem Knaben aus dem größeren Korbe, den ihr der Bruder darhielt, das Hemde hin, darauf die Strümpfe, die Schlitt- und Handschuhe. Jedem Häufchen ward ein Wachsstock aufgesetzt, und der Stollen angeschoben. Während dessen holten die Knaben kaum Athem, und Frosig ließ abgebrochene Worte hören: »Es ist mir, als wenn ich berauscht wäre — Irdisch und überirdisch — Hab' ich doch immer vom Weihnachtsabend gehört — Wenn's die verklärte Schwester! — Das nimmt kein Ende — Böse kann's nicht gemeint sein, die Gestalt und ihr Thun ist anmuthig und herzerfreuend!« — Als Mathilde bis an die Aepfel und Nüsse und an den großen Stollen gekommen war, sprach Rudolph zu Frosig: »Euch, dem treuen Bruder und liebevollen Vetter, soll dieser Bissen ein herzlicher Händedruck der heiligen Pflicht sein!« Mathilde setzte hinzu: »Aepfel und Nüsse gehören Allen zu gleichen Theilen!« — »Wem habe ich das Alles zu verdanken?« fragte Frosig erschüttert. Die Geschwister antworteten: »Euch selbst!« Frosig aber faltete die Hände und rief: »Ehre sei Gott in der Höhe! — Er laß euch die Freuden, die ihr mir und den Kindern gemacht habt, zu sonnenheller Gesundheit werden und lege sie an jedem Abende eurer beschwerlichen Tage auf's Kopfkissen!« Wonnevoll eilten die Geschwister aus der beseligten Stube.

Erdmann Müller.

3. Der Holzhauer.

In der Tiefe des Thüringer Waldes wohnte nicht weit von der Landstraße, die von Nürnberg nach Frankfurt führt, ein armer Holzhauer in einer einsamen Hütte. Sein ganzes Eigenthum war diese Hütte und ein Gärtchen, etwa eben so groß als sie, und ein Stückchen Wiese, so groß als das Gärtchen, und vier unerzogene Kinder, die ihm seine Frau hinterlassen hatte.

Dieser Mann kam nun eines Abends — es war im Februar, und die Witterung schlecht — aus dem Walde, wo er Reisig geholt hatte, und sein ältestes Mädchen lief vor ihm her mit ihrem Bündel auf dem Rücken; und da das Kind quer über die Landstraße kam, blieb es mit einmal stehn und rief: »Vater, Vater, da liegt ein Pferd, das will sterben, und ein Karren steht

auch dabei, und Niemand dazu.« — Der Holzhauer verdoppelte seine Schritte. Das Pferd war ausgespannt und lag in den letzten Zügen. Der Wagen, mit Leinwand überspannt, stand quer im Wege, und in dem Wagen kauerten im Stroh zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die vor Furcht und Kälte zitterten; denn sie hatten wenig um und auf sich, und das Wetter war rauh und naß.

Der Holzhauer sah unter das Tuch, und die Kinderchen fürchteten sich noch mehr, als das fremde, von der Sonne verbrannte Gesicht sie anschaute, und er mit seiner rauhen Stimme — sie war ihm so natürlich und nicht böse gemeint — fragte, wer sie denn wären, und wo sie herkämen, und was sie hier auf der Landstraße thäten.

Die Kinder sahen einander ängstlich an und sprachen leise zu einander, aber in einer Sprache, die der Holzhauer nicht verstand. Sie hatten ihn auch nicht verstanden, denn sie waren aus Frankreich und wußten nur wenige deutsche Worte, mit denen nicht viel anzufangen war.

Da wäre nun ein Anderer vielleicht fortgegangen und hätte die armen Welschen ihrem Schicksale überlassen. —

Der Fall war schwierig. Das nächste Dorf lag wenigstens zwei Stunden entfernt. Sollte er die Kinder aus dem Wagen nehmen und sie dort hinbringen? Was sollte aus dem Wagen werden und den Habseligkeiten darin? Und da doch wahrscheinlich erwachsene Leute dazu gehörten, was würden diese gesagt haben, wären sie zurückgekommen und hätten die Kinder nicht mehr gefunden?

Der arme Holzhauer, der es nicht über sein Herz bringen konnte, die armen Kleinen in der fürchterlichen Nacht zu verlassen, rief so laut er konnte, in den Wald hinein, daß die Kinder unter ihrem leinenen Verdecke wie Espenlaub zitterten; denn sie meinten, er sei ein Räuber und rufe seine Gehülfen und werde sie dann todt machen — als ob er das nicht auch hätte allein bewerkstelligen können. — Aber Niemand antwortete, als das Echo, das drei und viermal von dem Felsen wiedertönte. Und auch das klang fürchterlich. Dann machte sich der Holzhauer zu dem stöhnenden Pferde, versuchte, es in die Höhe zu bringen, und bot ihm eine harte Brodrinde an, die er bei sich hatte. Auch das war umsonst. Das arme entkräftete Thier langte mit den Lefzen nach der gebotenen Nahrung, konnte sie aber kaum damit festhalten, geschweige denn kauen oder hinabschlucken.

Da war nun guter Rath theuer. Indem sich aber der Holzhauer in den Haaren kratzte und die Mütze zur Seite schob, und sein Mädchen mit den Händen unter der Schürze dabei stand und klapperte, ließ sich längs der Landstraße eine Stimme vernehmen, und die französischen Kinderchen sprangen in die Höhe und riefen: »le Papa, le Papa!« und gleich darauf kam ein ha-

gerer, blasser Mann in einem langen, blauen Oberrocke; und nachdem er unter das Verdeck nach seinen Kindern gesehn hatte, die nun gleich wieder ganz beherzt wurden, grüßte er den Holzhauer in gebrochenem Deutsch und erzählte ihm, daß sein Pferd die fürchterlichen Wege nicht habe überwinden können; auch sei an dem Wagen ein Rad beschädigt und könne keine hundert Schritte mehr dauern. Er sei nach Hülfe gegangen, und nach einer Stunde Wegs habe er endlich ein Haus gefunden, wo man ihm aber Hülfe und Aufnahme hartnäckig verweigert habe. Länger seine Kinder allein zu lassen, habe er sich nicht entschließen können; und nun bliebe ihm Nichts übrig, als hier den Morgen zu erwarten. — Hierauf sagte er Etwas auf französisch zu seinen Kindern, worauf diese anfingen, bitterlich zu weinen.

Der Holzhauer stand an dem Wagen und sah hinein, ohne etwas Rechtes zu denken, und dann wieder auf den fremden Mann, der an der andern Seite stand und die Erde anstarrte und den Kindern seine Hand ließ. Da er nun sah, wie die Kinder sich so fest an die Hand ihres Vaters hielten, als ob sie fürchteten, er möchte noch einmal weggehn und sie in der Wildniß allein lassen: da ward ihm ganz warm und weich ums Herz, und er sagte ohne weiteres Besinnen: »Sie können ja mit mir kommen; mein Häuschen ist nicht gar weit weg; und es ist doch ein Obdach, wenn schon nicht viel d'rin ist. Hier unter freiem Himmel können sie ja doch die Nacht über nicht sein mit den armen Würmern.«

Der Fremde bot statt der Antwort dem Holzhauer die Hand, hob dann die Kinderchen aus dem Wagen und stellte sie auf die Erde; dann zog er einen Mantelsack hervor, auf dem sie gesessen hatten, lud ihn auf die Schultern — es war eben keine schwere Last — und nahm dann das kleine Mädchen wieder in die Höh' auf den Arm; der Knabe aber hing sich an seine Hand. So traten sie den Marsch an, der Holzhauer mit einem schweren Bündel Wellen auf dem Rücken, sein Töchterchen mit ihrer kleinern Last neben ihm, dann die Fremden. Der Karren mit dem zerschellten Rade und das sterbende Pferd blieben indeß auf dem Wege zurück.

Ihr könnt leicht glauben, daß die drei andern Kinder, die um den Tisch herum bei ihrem Lämpchen den Vater schon lange erwartet hatten, große Augen machten, als die fremden Gäste hereintraten, besonders da die französischen Kinder sie gar nicht verstehen wollten. Der Fremde, der sehr traurig und krank aussah, erzählte jetzt, er sei ein Seidenwirker aus dem südlichen Frankreich, habe wegen des harten Druckes, den die Evangelischen dort erdulden müßten, sein Vaterland verlassen und sei auf der Reise nach Rußland, wo man ihm gute Versprechungen gemacht habe. Unterwegs sei ihm seine Frau erkrankt und nach einem langen und kostspieligen Krankenlager vor wenigen Tagen

in Mellrichstadt begraben worden. Jetzt suche er Leipzig zu erreichen, wo er Geld zu Fortsetzung seiner Reise zu finden hoffe.

Das Ansehn des Mannes flößte Zutrauen ein, und sein blasses, verfallenes Gesicht, auf dem der Kummer tiefe Furchen gezogen hatte, konnte man ohne Mitleiden nicht ansehn. Seine Kinder saßen ihm auf dem Schooß, und da gingen sie auch nicht weg, als der arme Holzhauer einige gesottene Erdäpfel zum Abendessen aufsetzte.

Nachdem das Abendbrod eingenommen war, legten sich Alle auf die Streu; denn ein Bett war im ganzen Hause nicht. Der Raum war eng, das Lager hart; Schnee und Regen schlug gegen die Fenster; der Wind heulte; die brechenden Tannen im Walde krachten. Aber die Kinder schliefen ruhig neben ihrem Vater, auf jeder Seite eines, und ihre Händchen hatten sie um seinen Nacken gelegt.

In derselben Nacht aber wurde der fremde Mann krank und immer kränker, und ehe drei Tage um waren, war er todt. —

Jetzt war guter Rath theuer. Der arme Holzhauer konnte mit Noth seine eigenen Kinder ernähren, ohnerachtet er ihnen nur trocknes Brod gab und Sonntags Erdäpfel, und nun waren ihm zu den vier seinigen noch zwei andere zugewachsen, die so schwach und zart gebaut waren, daß man gleich sah, sie würden für das harte Leben im Walde nimmermehr taugen. Hinterlassen hatte der Vater auch Nichts. Von seinen Habseligkeiten waren nach der Beerdigung nur einige Kleidungsstücke für die Kinder übrig geblieben und der Karren mit dem zerschellten Rade, der jetzt vor dem Hause stand. Das Brod und die Erdäpfel gingen zu Ende, der Winter aber noch nicht, und der Hunger der sechs Kinder wurde mit jedem Morgen neu. Da saß nun der arme Mann eines Abends, als er das letzte Brod verschnitten hatte, und die Kinder neben einander auf der Streu schliefen, und sann nach, wie er sich weiter helfen wollte; und da fiel ihm ein, daß ja der Forstmeister ein reicher Mann wäre und keine Kinder hätte. »Wie?« dachte er, »wenn du mit den Kindern zu ihm gingst? Vielleicht nähm' er sie bei sich auf und verdiente einen Gotteslohn, den er wohl nöthig hat.« Und mit diesem Gedanken legte sich der arme Holzhauer auf die Streu und schlief ein. Da kam es ihm im Traume vor, als führe er die fremden Kinderchen auf ihrem Emigranten-Wägelchen über ein schönes Feld, das mit Saat über und über bedeckt war, wie ein grünes Tuch; und während des Fahrens schoß die Saat plötzlich auf, und waren gleich volle schwere Aehren daran, die fast über den Wagen zusammen schlugen; und er fing gleich an zu mähen und zu ernten, und der Ueberfluß war so gewaltig, daß er gar nicht Herr darüber werden konnte. Da wachte er über der großen Arbeit auf, und es wollte schon Morgen werden; und er dachte: »das ist wohl ein guter Traum; mein Vor-

haben wird mit Gottes Hülfe gut ausschlagen.« Er stand also munter auf, rüttelte seine Pfleglinge aus dem Schlafe, wusch sie sauber ab und ließ sie ihre besten Kleiderchen anziehn. Es war ein gar niedliches Pärchen. Und als es Tag wurde, und die Sonne recht freundlich herein schien, nahm er sie an beide Hände und machte sich auf den Weg nach dem Forsthause. Unterwegs hatte er immer seinen Traum in Gedanken und bedachte, wie er den gnädigen Herrn anreden und vornehmlich, wie er ihm danken wollte, wenn er die Waisen auf- und angenommen hätte. Und es that ihm schon recht weh im Herzen, wenn er dachte, daß er nun ohne die kleinen Engel würde nach Hause zurückkehren müssen. Das waren nun freilich unnütze Sorgen. Denn als der Mann mit seinen Waisen an die Thür des Forsthauses anklopfen wollte, fuhr diese auf, und der Forstmeister trat mit der übergehängten Flinte und zwei großen Hunden hinter sich heraus, um auf die Jagd zu gehen. Als er nun den Holzhauer zur Seite stehen sah, fragte er ihn mit rauhem Tone, was er wollte; und der Holzhauer, mit der Mütze in der Hand, nahm sich, ob er gleich erschrocken war, doch zusammen und trug die Sache mit kurzen und bündigen Worten vor. »Wenn ich Brod für sie hätte,« setzte er hinzu, »hätt' ich sie bei mir behalten, und sie wären mir fast so lieb, als meine eigenen Kinder. Aber Noth bricht Eisen.«

Die beiden Kinderchen hingen während dessen an den Händen des armen Mannes, vornehmlich das Mädchen; denn die rauhe Stimme des Forstmeisters, der in seiner Fuchsmütze auch wild genug aussah, machte ihnen bange, und sie verkrochen sich hinter ihrem Pflegevater, als die großen Hunde sie murrend und klaffend beschnupperten. Der Forstmeister ergötzte sich an der Furcht der Kinder, aber ihre Noth rührte ihn nicht; vielmehr ließ er den Mann hart an, daß er ihm solches Bettelvolk und Landstreicher über den Hals brächte. Endlich schloß er seine Strafpredigt mit den Worten, er sollte sich auf der Stelle packen und nicht wieder bei ihm sehen lassen, sonst wolle er ihn mit den Hunden weghetzen und die ausländische Brut obendrein. — Und als er dabei die Stimme drohend erhob, fingen die Hunde an schrecklich zu bellen, und die Kinder schrien kläglich und wußten in ihrer Angst nicht, wo sie sich verbergen sollten. — Der Forstmeister ging darauf in seiner Fuchsmütze mit den beiden Jagdhunden brummend seines Wegs und ließ die beiden Waisen mit dem armen Thomas hülflos stehen. Dieser aber verzagte darum nicht, sondern dachte bei sich: »Er, der den jungen Raben ihr Futter giebt, wird ja auch diese nicht verlassen.« Dann nahm er die Mütze ab und betete: Unser täglich Brod gieb uns heute! — faßte die Kinder wieder bei den Händen und ging mit ihnen nach der andern Seite weg.

Wie er nun so, seinen Weg verfolgend, am Gartenzaun hin-

geht, öffnet sich eine Thür, und die Forstmeisterin tritt heraus und sagt recht freundlich zu ihm: »Guten Morgen, Thomas!« Sie hatte hinter dem Fenster gestanden und Alles mit angesehen, und das Herz hatte ihr wehe gethan bei dem Benehmen ihres Mannes; aber darein zu reden hatte sie nicht gewagt, denn er war gegen sie noch hartherziger, als gegen Fremde. Daher wartete sie an der Gartenthür, trat heraus, kauerte sich nieder in den Weg und sprach mit den Kindern in ihrer Sprache. Da nun diese vor Freude über die langentwöhnten Töne ihrer Heimath noch freundlicher waren, als gewöhnlich, faßte die gute, aber niedergedrückte Frau eine große Liebe zu ihnen, und sie ging mit sich zu Rathe, ob sie nicht bei ihrem Manne für die armen Waisen bitten sollte. Aber die Furcht behielt die Oberhand, und wahrscheinlich wußte sie auch, daß doch alles Reden verloren sein würde. Darauf hieß sie den Thomas warten und ging in das Haus zurück; und nach einiger Weile kam sie wieder mit einem Körbchen voll Lebensmittel und einem Bündelchen Wäsche und Kleidungsstücke — sie hätte gern auch Geld dazu gelegt, aber das hatte sie nicht; denn ihr geiziger Mann gab ihr keines in die Hände — und endlich auch einem Briefe, den sie in der Eile geschrieben hatte. Dieser Brief war an ihre Schwester gerichtet, die in Franken wohnte, und indem sie dem Thomas den Brief gab, sagte sie: »Was ich nicht vermag, werden an meiner Stelle Andere thun. Macht euch auf, Thomas, mit diesen lieben Kindern und bringt sie meiner Schwester. Dieser sind jetzt eben zwei Kinder an den Pocken gestorben, und sie ist darüber in großer Traurigkeit. Mein Herz sagt mir, daß sie diese Waisen nicht verstoßen wird. Geht mit Gott! Von dem, was hier in dem Korbe ist, könnt ihr unterwegs zehren. Gott weiß, daß mir das Herz springen möchte, daß ich euch vor eine andere Thür schicken muß.« Darauf bückte sie sich wieder zu den Kindern und herzte und küßte sie; und da sie weggingen, blieb sie in der Gartenthür stehn und sah ihnen nach, so weit, als sie konnte.

Thomas bedachte nun die Sache im Nachhausegehen. »Zu Fuß,« dachte er, »können die Kinderchen den weiten Weg nicht machen. Wenn ich sie hinfahren könnte. — Der Karren wäre schon da, und der ist so ihr Eigenthum und alleiniges Erbtheil; aber wo soll ich das Pferd hernehmen und das theure Futter für das Pferd?« Da wußte er nun keinen Rath und ging, darüber ganz tiefsinnig, in den Wald und kam auch ganz tiefsinnig wieder. Die Nacht konnte er auch nicht schlafen vor Sorgen, und das Mitleiden kam dazu, daß die Kinder so weit weg sollten, wo er sie vielleicht gar nicht wiedersähe. Als nun der Tag anbrach, dachte er: »Hinbringen mußt du sie doch; Gott wird ihnen ja unterwegs forthelfen.« Und dann stand er auf und machte sich, ohne recht zu wissen, warum, an das zerschellte Rad, das auch in kurzem wieder hergestellt war. Nun ging er in's

Amt, um sich einen Paß zu holen. »Wo soll die Reise hingehn?« fragte der Amtsschreiber. — »In's Fränkische,« war die Antwort. — »Und der Ort?« — Nach Martinbach, wo die Schwester von der Frau Forstmeisterin das Gut hat.« — Wie der Amtsschreiber das hörte, stand er auf und ging hinaus, und gleich darauf kam er wieder mit dem Amtmann selbst herein. — »Ihr wollt nach Martinbach?« fragte der Amtmann. — »Ja Herr.« — »Auf das Gut der Frau von Staufenberg?« — »Ja, Herr Amtmann.« — »Nun das kommt ja, wie bestellt,« sagte dieser. »Der Landstreicher, den wir hier sitzen haben, hat sein Pferd eben auf dem Gute gestohlen. Da ihr nun den Weg dorthin macht, so könnt ihr das Pferd mitnehmen; so kommt ihr schneller hin und verdient euch noch ein Trinkgeld obendrein.« — »Um das Trinkgeld wär' es mir nicht sowohl,« antwortete Thomas, »so ich es gleich auch brauchen könnte; aber ich könnte das Pferd in das Wägelchen spannen. Das Ding ist federleicht, und die Kinder wiegen auch Nichts, und so kämen wir recht gut von hinnen.« Darauf erzählte er dem Amtmann sein ganzes Vorhaben; und wie dieser Nichts dagegen hatte, war er mit einmal von allen seinen Sorgen los. Seine eignen vier Kinder gab er seiner alten Schwiegermutter aufzuheben, damit sie in der Zeit nicht zu Schaden kämen; und am andern Morgen, sobald der Tag graute, schickte er sich zur Reise an. Er hatte bald Heu in das Wägelchen gelegt und einen Sack mit Hafer, den er für das gestohlene Pferd im Amtshause bekommen hatte — »in Martinbach würden sie es schon bezahlen,« sagte der Amtsschreiber; — auf dem Sacke saßen die beiden Kinderchen neben einander und sahen unter dem Verdecke so froh und schön heraus, als ein paar neugemalte Heiligenbilderchen aus ihrer Blende. Thomas ging mit der Peitsche nebenher. Wer ihm begegnete, blieb stehen und betrachtete das fremde Fuhrwerk, noch mehr aber was darin war; Manche fragten ihn auch, wohin er denn diese Paradiesvögel zu Markte führe? Gegen Abend hatte er schon den dritten Theil des Weges zurückgelegt und hielt an der Thür eines Wirthshauses, vor welchem ein schöner Reisewagen stand. Thomas hob seine Passagiere herunter, spannte sein Pferd aus und begab sich damit in den Stall. Die Kinder aber wies er in die Wirthsstube, wo sie sich auf die Bank am Ofen setzten; denn sie waren doch ziemlich erfroren.

Sie hatten sich eben hingesetzt, so kam die Wirthin herein, betrachtete ihre kleinen Gäste, und da sie ihr wohlgefielen, that sie allerlei Fragen an sie. Aber die Kinder verstanden nur wenig davon und antworteten immer: »Nicht deutsch verstehen, Franzos sein« — worüber sich die Wirthin noch mehr wunderte. Auf einmal entstand im Hofe ein gewaltiger Lärm. Mehre Stimmen schrien durch einander, unter denen die des Thomas die vernehmlichste war. Jaques — so hieß der kleine Pflegling

des Holzhauers, — sprang auf und lief nach dem Hofe; Margot — so hieß das Mädchen — aber blieb erst in der Thür stehen und zitterte wie Espenlaub. Ein fremder Kutscher hielt den ehrlichen Holzhauer mit der einen Hand am Kragen und schrie in einem fort: »Spitzbube, Pferdedieb! Das Pferd ist mein!« mit der andern aber riß er an dem Pferde. Thomas wollte das Pferd nicht fahren lassen und schrie: »Mörder!« Auf dieses Geschrei war Alles im Gasthofe zusammengelaufen; Alle sprachen; Einer tobte gegen den Andern, und Keiner verstand den Andern. Margot weinte; Jaques riß den fremden Kutscher am Rock und schrie auf französisch gegen ihn, so arg er nur konnte. Die Wirthin lief auch dazwischen. Endlich kam eine stattliche Dame in Trauer die Treppe herab. Dieser gehörte der Kutscher an, und nach mehrmaligem Rufen gelang es ihr endlich, von dem Wüthenden gehört zu werden. Er ließ den Thomas fahren, aber das Pferd hielt er fest. »Es ist unser Pferd,« schrie er, »und ich will den Kerl noch am Galgen sehen, der es mir gestohlen hat.«

Thomas, von einer Menge von Bauern umringt, hatte nicht zur Vertheidigung kommen können, so lange ihn der Fremde würgte. Jetzt rief ihn die Dame in Trauer zu sich und verlangte zu wissen, wie er zu dem Pferde gekommen, und warum er es für das seinige ausgäbe. — »Das habe ich nie gesagt,« antwortete Thomas, »und sag' es auch jetzt nicht. Das Pferd ist nicht mein, und der, dem es gehört, soll es nächster Tage aus meinen Händen zurückbekommen, wie ich ja eben deßhalb unterwegs bin. Daß aber dieser wüthende Kerl über mich herfällt und es mir mit Gewalt wegreißen will und mich einen Dieb schilt, da ich doch ein ehrlicher Bote bin, das werde ich nimmermehr leiden.« — Und nun erzählte er, wie er zu dem Pferde gekommen, und wohin er damit wollte.

Da traf es sich denn nun artig genug, daß, wie ihr wohl schon gemerkt haben werdet, die Dame in Trauer eben die Edelfrau war, welcher das Pferd angehörte, und der es der Thomas bringen sollte. Das war nun auch recht gut, und unser Holzhauer hätte, was das Pferd betraf, mit einem guten Trinkgelde, das ihm die Dame für seine Mühe schenkte, wieder nach Hause zurückkehren können. Er hatte sich auch schon auf das beste bedankt und wollte nach der Wirthsstube umkehren, als ihm einfiel, — was über den gewaltigen Handel ihm ganz aus dem Sinne gekommen war — daß er sich ja eines ganz andern Geschäftes wegen auf die Reise begeben habe. Er kehrte also wieder um, und mit der Mütze in der Hand sagte er zu der Dame, die schon wieder die halbe Treppe hinauf war: »Ihr Gnaden, so geht das nicht; nehmen sie ihr Geld nur wieder. Sie müssen schon so gut sein und mir das Roß noch auf zwei Tage borgen. Ich hab' es ja eben darum mitgenommen.«

Der Dame kam das freilich sonderbar vor. Sie stand still,

lächelte den Thomas an und forschte nach seiner Meinung. Da fing er nun die ganze Geschichte von vorn an, von dem Abend an, wo er die Kinder auf der Straße gefunden, wie er ihren Vater begraben und nun eine Mutter für sie suche, da sie für seine Wirthschaft zu fein wären. Und am Ende der Erzählung zog er ein Tuch aus der Tasche und wickelte den Brief heraus, den die Oberforstmeisterin an ihre Schwester geschrieben hatte. Die Edelfrau war aber eben diese Schwester. Thomas hielt ihr den Brief hin, so daß sie die Aufschrift lesen konnte. »Das ist an mich,« sagte sie. »Nun, wenn das Schreiben an sie ist,« fuhr Thomas fort, »so werden sie daraus sehen, wie die Meinung ist.« Und dabei gab er ihr den Brief, und während sie las, verwendete er kein Auge von ihr. Denn da ihm die Frau gefiel, so wünschte er, daß sie die Kinder zu sich nehmen möchte. Die Kinder aber hatte er hinter sich gestellt. Die Dame überlief den Brief, schüttelte den Kopf, las ihn noch einmal und sagte vor sich: »Zwei fremde Kinder auf einmal — und Franzosen!« Als sie ihn aber zum zweitenmal herunter gelesen hatte und an die Worte kam, wo es hieß: »Gott schickt sie dir zum Ersatz für die Engel, die er eben zu sich genommen,« da kamen ihr die Thränen in die Augen, und sie sagte ganz sanft: »Nun, so zeigt mir doch eure Pflegekinder.« Da war Thomas froh, wie er sie so freundlich sah, und daß ihr die Thränen in den Augen standen und dachte: Sieht sie sie nur erst! und nun stellte er erst Margot vor sich, die gleich der Dame sehr artig die Hand küßte, und dann auch den Jaques. — »Ach! die Engel,« rief die Kammerfrau, die daneben stand. — Und die Dame war aber auch über den Anblick der schönen Kinder so betroffen, daß sie gleich in ihrem Herzen entschlossen war. Sie sah sie noch ein Weilchen an, nahm dann Eins ums Andre in die Höh', küßte sie und sagte auf französisch: »Ich will eure Mutter sein.« — Da kehrte sich Margot zu ihrem Bruder und sagte ganz erfreut: »Ach Jaques, nun haben wir wieder eine Mutter gefunden!« — Jaques aber hielt den guten Thomas fest bei der Hand, als ob ihm bange wäre, ihn zu verlieren. Die Sache war nun bald in Ordnung gebracht, und am folgenden Morgen trennten sich die beiden Partien. Thomas kehrte zu Fuße nach Hause zurück, und Frau von Staufenberg im Wagen. Margot wurde mit hineingenommen; Jaques aber fuhr auf seinem Kutschchen hinterdrein und sah sich noch oft nach dem guten Thomas um, der jetzt seine Schritte verdoppelte, um sich die Betrübniß zu verlaufen und mit der guten Nachricht bald wieder zu seinen eignen Kindern zu kommen. Fr. Jakobs.

4. Der Schneider in Pensa.

Ein rechtschaffener Kalendermacher, z. B. der Hausfreund, hat von Gott, dem Herrn, einen vornehmen und freudigen Be-

ruf empfangen, nämlich, daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Loos vortrefflicher Menschen, sie mögen doch nur auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa — was ist das für ein Männlein? 26 Gesellen auf dem Brett Jahr aus, Jahr ein, für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher, heitrer Sinn, ein Gemüth, treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug für die Kriegsgefangenen an der Beresina hatte, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als 100 Tagereisen von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu früh. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hinein kommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen und alsdann weiter abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und Niemand mehr das Vater unser kennt, wenn's nicht Einer gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen auch 16 rheinländische badische Officiere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Lande kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, und kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber Einer den Andern mit trostloser Miene anblickte: »was wird aus uns werden?« oder: »wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen?« oder: »wer wird die Letzten begraben?« — da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel, unvermuthet eine Stimme: »sind keine Deutsche da?« — und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmeier, gebürtig aus Bretten im Neckar-Kreise, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderung nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt 7 bis 800 Stunden Weges nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regiments-Schneider engagiren und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo Alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angese-

henes Männlein. Will Jemand in Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er es zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er Etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Mann ist und mit dem Kaiser reden darf, so wie ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf 30 Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider in Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rath, Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch, Bett, nur kein Geld. Einem Gemüth, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freuden-Ernte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der Erste auf dem Platze, und: »sind keine Deutsche da?« war seine erste Frage; denn er hoffte von einem Tage zum andern unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon zum voraus, ungesehener Weise. Wenn sie nur so oder so aussehen, dachte er — wenn ihnen auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann! Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, als er mitten unter so Viele, auch Darmstädter und Andere hineinrief: »sind keine Deutsche da?« — er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, und das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie Harfentöne; und als er hörte: »Deutsche genug« — und von Jedem erfragte, woher er sei — er wäre mit Meklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen; aber Einer sagte: von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihnen gewußt hätte, wo Mannheim liegt; der Andere sagte: von Bruchsal; der Dritte: von Heidelberg; der Vierte: von Gochsheim. Da zog es wie ein warmes auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. »Und ich bin von Bretten,« sagte das herrliche Gemüth, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Egypten zu den Söhnen Israels sagte: »ich bin Joseph, euer Bruder«; — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiliger Heimathsliebe traten Allen in die Augen; und es war schwer zu sagen, wer einen freudigeren Fund machte, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuren Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahle, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfte. »Anton,« sagte der Statthalter, »wann habe ich euch Etwas abgeschlagen?«

Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. »Herr Landsmann!« sagte er zu dem Einen, »mit eurem Weißzeug sieht's windig aus; ich werde euch für ein halbes Dutzend Hemden sorgen.« — »Ihr braucht auch ein neues Röcklein,« sagte er zu dem Andern. — »Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden,« zu einem Dritten, und so zu Allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle 26 Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen wurden alle neu und anständig ausstaffirt. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit; deßwegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: »Herr Landsmann, verrechnet euch nicht; ein Kriegsgefangener bringt keine Münzen mit; so wissen wir auch nicht, wie wir euch für eure großen Auslagen schadlos halten sollen und wann?« Darauf erwiederte der Schneider: »ich finde hinlänglich Entschädigung in dem Gefühl, ihnen helfen zu können; brauchen sie Alles, was ich habe; sehen sie mein Haus und meinen Garten als den ihrigen an!« — so kurzweg ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt; denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth giebt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig, wie ein Kind, bei seinen Freunden in der Stadt herum und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es; jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfest — es wurde am nämlichen Tage auch von den Treuen in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliirten in Deutschland, und der Schneider war der Erste, der sie wußte und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. »Kinder,« sagte er, »verbittert mir meine Freude nicht!« »Vater Egetmeier,« sagten sie, »thut unserm Herzen nicht wehe!« Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld nur zu ihrem Vergnügen anzu-

wenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen; aber man kann nicht an Alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zu der Freude der bittere Schmerz der Trennung und zu dem Schmerze die Noth. Denn es fehlte an Allem, was zur Nothdurft oder zur Versorgung auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war; und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgend hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen leichten Muthes, still und nachdenklich umher, als der Etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. »Es geht ihm recht zu Herzen!« sagten die rheinländischen Hausfreunde und merkten Nichts; aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück. »Kinder, es ist Rath, Geld genug« — Was war's? — Die gute Seele hatte für 2000 Rubel das Haus verkauft — »ich will schon eine Unterkunft finden, wenn ihr nur ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.« O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: »Verkaufe, was du hast, und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du deinen Schatz im Himmel haben!« Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: »Kommt, ihr Gesegneten; ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen!« — Doch der Kauf wurde zu großem Trost für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht; nichts desto weniger brachte er auf andere Art noch einige 100 Rubel für sie zusammen und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem, russischem Pelzwerk mitzunehmen und unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder Einem ein Unglück widerführe.

Den Abschied will der Hausfreund weiter nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie zu Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien — das war das Gotteskind. Hebel.

5. Liebet eure Feinde!

In einem Dorfe in Schwaben lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein junger Bauer, Görg Langhanns genannt,

ein schöner und wohlgewachsener Mann, dabei arbeitsam auf dem Acker seiner Eltern, anstellig im Hauswesen und im ganzen Dorfe beliebt.

Am meisten aber liebte ihn Rosine Pfullinger, ein wohlgestaltetes Mädchen, das mit ihm aufgewachsen war; und da Beider Eltern Nichts gegen ihre Liebe einzuwenden hatten, waren sie im Begriffe, sich zu heirathen. Nun war aber eben in der Zeit der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und das damalige deutsche Reich zog auf des Kaisers Gebot noch ein Heer zusammen, um den stolzen König von Preußen zu demüthigen — was sich aber umkehrte — und da den Schwaben an der ganzen Sache nichts lag, und — die Taugenichtse ausgenommen — Keiner von selbst in die Montur kriechen wollte, wurden die jungen Bursche mit Gewalt von den Werbern weggenommen und zu Helden gestempelt. So wurde auch Görg Langhanns wenige Tage vor seiner Hochzeit aus dem Bette geholt, — und ihr mögt euch nun selbst denken, mit welchem Herzen er statt in den Ehestand, in den Krieg marschirte, und wie seiner armen Braut dabei zu Muthe war.

Ein wackrer Mann muß sich indeß in Alles zu finden wissen, und Görg Langhanns war ein so braver Schwabe, als irgend einer zwischen dem Rhein und Neckar lebte. Er that also auch im Kriege seine Schuldigkeit so gut und oft noch besser, als ein Anderer, war der Vorderste beim Angriff, und der Letzte auf der Flucht — und daß das Fliehen so oft vorkam, war wenigstens nicht seine Schuld; denn wer ihn bei solchen Gelegenheiten sah, mußte wohl meinen, daß die Reichsarmee wohl mehr Ehre eingeerntet haben würde, wenn sich Alle so gut gehalten hätten, wie unser Langhanns. Diesen Muth zeigte er insbesondre einmal, aber zu seinem Unglück — als er mit seiner Compagnie, ich weiß nicht in welchem Städtchen, lag, um ein Magazin zu decken. Die Feinde hatten davon Nachricht bekommen. In der Nacht dringt eine Schaar Husaren von einem preußischen Freicorps ein, haut sich mit den Reichstruppen herum und hat schon zwei Drittheile zu Gefangenen gemacht, als Görg Langhanns noch immer seine Freiheit gegen die ihn umringenden Feinde vertheidigt. Umsonst ruft man ihm zu, sich zu ergeben. Er haut immer um sich und will Nichts von Gefangenschaft wissen, bis ihm endlich der Offizier einen Hieb über den Kopf gibt und einen andern in den Hals und noch einige Stiche in die Brust obendrein. Da fiel Langhanns zu Boden und wurde am Morgen für todt aufgehoben. Da er aber doch noch lebte, kam er ins Lazareth, und nachdem er hier bei elender Kost und schlechter Wartung drei Vierteljahre lang von unwissenden Barbieren hin und her gezogen worden war, durfte er endlich, weil er zum Dienste untüchtig war, in der zerrissenen Montur auf zwei Krücken nach Hause hinken.

Ihr werdet euch nun nicht wundern, wenn diese letzte Epoche seines Soldatenlebens, in das er so wider Lust und Willen gerathen war, ihm das ganze Kriegswesen verleidete und einen bittern Nachgeschmack in ihm zurück ließ, und daß er insbesondre einen tiefen Groll gegen den Offizier behielt, der ihm, wie er meinte, doch gar zu arg mitgespielt hätte. Den Hieb über den Kopf, pflegte er zu sagen, hätte er sich wohl gefallen lassen; das sei Kriegsmanier; aber die übrigen Hiebe und Stiche wären offenbar zu viel gewesen.

In der That war der arme Schelm theils durch die Wunden, theils durch die Cur so arg zugerichtet, daß ihn in seiner Heimath Niemand wieder erkennen wollte. Nur seine Braut erkannte ihn; aber wenn sie ihn darauf ansah, wie er so armselig auf seinen Krücken ging, und an seine Gestalt dachte, wie sie vorher gewesen war, da wollte ihr das Herz brechen, und sie hatte nur Mühe, in seiner Gegenwart die Thränen zurückzuhalten. Lange konnte sie sich nicht zufrieden geben, und in ihrem bittern Schmerze bat sie Gott, den zu bestrafen, der ihren Geliebten so verstümmelt hätte. Das Gebet war freilich nicht recht, aber Gott wird es ihrem Schmerz und ihrer Liebe verziehen haben. Heirathen that sie den Görge doch. Wie hätte sie es auch über das Herz bringen können, die treue Seele jetzt zu verlassen, wo er ihre liebende Pflege noch mehr nöthig hatte, als je?

Mehrere Jahre waren nun vergangen, und der Friede war geschlossen, und Görge saß des Abends mit seiner Frau unter den Nußbäumen, die vor seinem Hause standen, und erzählte vom Kriege. Da kam ein fremder Wanderer die Straße her in abgetragener Kleidung, mit einem Ranzen auf dem Rücken, worin wenig war, blaß und mager; der grüßte das Ehepaar mit der anständigen Haltung eines Mannes, der wohl sonst zu befehlen gewohnt gewesen, und bat um ein Abendbrod. Der Gruß wurde mit Freundlichkeit erwiedert. Setzt euch hierher und ruht aus, sagte Görge und zeigte neben sich auf die Bank; seine Frau aber schickte er mit einem leisen Händedruck in die Küche, um dem Wandrer ein Abendbrod zurecht zu machen.

Während dieses geschah, kam Görge, dem eine Rede gar leicht abzugewinnen war, mit dem Fremden ins Gespräch. Der Fremde erzählte, er habe während des Kriegs bei einem Freicorps als Lieutenant gestanden; die Schaar sei nach dem Kriege aufgelöst worden, und er leide jetzt, nachdem er seine Dienste in mehren Ländern angeboten, drückenden Mangel.

Bei dieser Erzählung faßte Görg den Redenden scharf in's Auge. Seine Stimme kam ihm bekannt vor, und je mehr er ihn ansah, desto mehr überzeugte er sich, daß er eben der sei, der ihn bei dem nächtlichen Ueberfalle so grausam verstümmelt hatte. Um nun seiner Sache noch gewisser zu werden, sagte er: »Ich habe auch im Felde gedient, und sie sehen, wie ich gezeich-

net bin; denn daß mir der Hals so schief steht, ist daher.« — Dann erzählte er, wie er zu seinen Wunden gekommen, und überging keinen Umstand, auch den kleinsten nicht. Da wurde der Fremde ganz blaß; denn er erinnerte sich des Vorfalls nur allzuwohl, ob er ihm gleich nicht mit so leserlicher Schrift eingezeichnet war, wie seinem Wirthe; und er mochte wohl in seinem Herzen denken, daß er ja hier in die Höhle des Löwen gerathen sei. Görge bemerkte den Schrecken des Mannes und sagte — zuerst mit verstärkter Stimme: »Mein Herr Lieutenant, ich kenne sie wohl und weiß, daß sie eben der sind, der mich zum Krüppel gemacht hat. Ich habe wohl oft mit Groll und Unmuth an sie gedacht, und mein Weib auch; aber da sie Gottes Wille unter mein Dach geführt hat« — (hier reichte er ihm die Hand und setzte mit treuherziger Freundlichkeit hinzu) — »so sollen sie mir von Herzen willkommen sein. Was geschehen ist, kann nicht geändert werden, und ich sehe an ihren Mienen, daß es ihnen jetzt leid thut. Das ist genug. Wenn ihnen die Kost eines armen Bauern ansteht, so bleiben sie bei mir, so lang es ihnen gefällt, und das Glück ihnen günstiger wird. Görg Langhanns wird ihnen immer ein freundlicher Wirth sein.« —

Ihr könnt euch nun wohl selbst denken, wie sehr der Fremde, der ganz etwas Anderes erwartet hatte, von dem Anerbieten des ehrlichen Schwaben überrascht war. Mit tiefer Rührung fiel er ihm um den Hals, dankte ihm für seine Großmuth und bat ihm sein früheres Vergehen an ihm reumüthig ab. Zu dieser Umarmung kam die Frau, die nun mit ihrer Suppe fertig war. Sie erfuhr Alles mit kurzen Worten, und so erzürnt sie vormals auf den Lieutenant gewesen war, so reichte sie ihm doch die Hand und sagte: »Was Görge will, ist auch mir lieb und recht. So soll Alles vergeben und vergessen sein.«

Nun aßen sie die Suppe zusammen aus Einer Schüssel, und dem Lieutenant fielen Thränen auf das Brod, das ihm Görge schnitt. Es war ihm lange nicht so wohl gegangen, wie jetzt in dem Hause seines Feindes. Siebzehn Monate blieb er bei ihm und arbeitete mit ihm und half, wo er konnte, und so gut er es verstand. Aber ob er gleich sein Brod nicht umsonst aß, war es ihm doch drückend, Anderen so lange zur Last zu sein, und er sah sich immerfort nach einem Dienste um; aber es wollte nicht gehen. Da kam eines Abends Görge aus der Stadt zurück, wohin er Getreide zu Markt gefahren, und rief schon von ferne seinem Gaste zu: Gute Nachrichten, Herr Lieutenant, es gibt wieder Krieg. Ein Freicorps wird angeworben, und sie können gleich eintreten. Ich habe selbst mit dem Commandanten gesprochen, und es hat Alles seine Richtigkeit. Nur für Waffen und Kleidung müssen sie sorgen.

Der Lieutenant, der beim Anfange dieser Rede sehr froh ausgesehen hatte, veränderte seine Gestalt bei den letzten Worten,

sah zum Himmel, dann wieder zur Erde, und eine Thräne zitterte in seinen Augen. — »Sein sie nur ohne Kummer,« sagte Görge. »Ich nehme das auf mich.« — Und noch denselben Abend ging er zu einem Freunde, borgte hundert Thaler auf ein Grundstück und gab diese seinem Hausgenossen. Görge war kein reicher Mann, die Zurückzahlung in jeder Rücksicht höchst ungewiß. Ob sie jemals erfolgt ist, weiß ich nicht. Auf alle Fälle hat dieser ehrliche Schwabe die Zinsen für seine Handlung im Himmel gezogen.

So erfüllten Görg Langhanns, der Bauer, und Rosine Pfullinger, sein Weib, die Pflichten des Christenthums.

Gehet hin und thuet desgleichen!

Fr. Jakobs.

6. Die hochherzigen Neger.

— Nacht war's, der Himmel heiter, das Meer ruhig; achtundzwanzig Personen waren am Bord. Alles schien ihnen eine glückliche Ueberfahrt zu versprechen; die Luft war balsamisch und rein; der Gesang der Matrosen mischte sich in das Geräusch der Wellen, und der Capitain Houdoul unterhielt sich mit Madame Mulsit, einer Passagierin auf dem Fahrzeuge, vom Vaterlande. Plötzlich schallt ein Schrei des Schreckens zwei Schritte von ihnen; eine glänzende Flamme lodert durch die Nacht. Durch eine unerklärliche Unvorsichtigkeit war Feuer auf der Goelette ausgebrochen, und der Brand verbreitete sich mit grausamer Schnelligkeit. Alles, was nur die thätigste Energie vermag, wird angewendet, um die gräßliche Gefahr zu bekämpfen; unnütze Anstrengung! Der Wind erhob sich, der Horizont verfinsterte sich. Unwiderstehlich griff die Flamme um sich und umschlang das Fahrzeug in einem magischen Kreise; es brennt, es sinkt, es ist nicht mehr.

Es war im April 1829, in den veränderlichen Tagen des Frühlings; ein kleines Boot, der Wuth der Flammen entronnen, hatte der Mannschaft allein eine augenblickliche Zuflucht gewährt. Darauf hatten sich die Passagiere wild durch einander geschichtet. Neue Verzweiflung! Sie überzeugten sich bald, daß dem Steuermanne nicht Raum genug blieb, um das Fahrzeug vom Schiffbruch zu retten, wenn sich der geringste Sturm erhöbe; und schon heulten die Wellen, und der Donner brüllte. Der Capitain und seine Seeleute beriethen sich in der Eile, was zu thun sei. Einige Opfer sind zur allgemeinen Rettung nöthig. Zwei mindestens müssen den Anfang machen; dann wird man weiter sehen. Aber wen opfern? wen wählen?

Wie sollte man ungestraft die kräftigen Kinder des Senegal ins Meer werfen, deren athletische Kraft dem mörderischen Willen den energischesten Widerstand entgegensetzen würde? Dennoch wuchs der Sturm mit jeder Minute, und kein Augenblick war zu

verlieren; Houdoul bedeckt sich das Gesicht mit beiden Händen; er sieht ein, die Frau und das Kind müssen sterben.

Diesen Ausspruch hatte ein Neger gehört; er klopft seinem farbigen Bruder auf die Schulter, wechselt leise mit ihm einige kurze lebhafte Worte und redet mit feierlichem Tone den Capitain an: »Schwöre mir, unsere Gebieterin zu retten, und wir stürzen uns augenblicklich ins Meer.« »»Nein,«« unterbrach hier Madame Mulsit, »»diese bewundernswerthe Aufopferung kann ich nicht annehmen. Nur eins erflehe ich — die Rettung meines Kindes; es sei von Stund' an das ihrige, Capitain!««

»Armer Kleiner!« riefen die beiden Neger, das Kind krampfhaft umarmend aus; »auf Wiedersehen dort oben!« Und mit dem Finger gen Himmel zeigend, stürzen sie sich unter Blitz und Donner ins Meer und verschwinden augenblicklich in den Wellen. Unverhofftes Wunder! Diese erhabene Aufopferung scheint plötzlich den Zorn des Himmels entwaffnet zu haben. Der Wind legt sich, der Sturm schweigt — die Mannschaft ist gerettet.

7. Die armen Alten.

Lieblich tönte aus der Ferne der Glockenhall von manchem ländlichen Thurme; eben war das Nachmittagsgeläute des nahen Dörfchens verhallt, und herzrührend begann der andächtige Gesang der versammelten Gemeine, als der alte Müller mit nassen Augen am Fenster seines kleinen Hüttchens horchte. Einsam stand sein unberathnes Häuschen, gleichsam verloren von den Gehöften der Landleute, vor dem Dorfe, wie ein einzelner dürrer Halm von dem fruchtbaren Acker am harten Wege. Mit herzlichem Kummer, aber ohne eine Regung von Neid, hatte der Greis mit seinem betagten Weibe mehrere gut gekleidete Männer und Frauen aus nachbarlichen Orten zur Kirche vorbeiwandeln gesehen und sich bei ihrem Anblicke in demüthigende Erinnerungen an die gewesenen guten Tage vertieft. Müller hätte jetzt Niemand wieder erkannt, wer vor zehn Jahren mit ihm umging. Damals glühte täglich sein Heerd, dampften volle Schüsseln auf seinem Tische, waren die Kasten mit Kleidern gefüllt; damals reichte er dem Dürftigen ein großes Stück Brod, und seine Gattin gab der nackten Armuth manches noch nicht vertragene Hemd.

Wie war doch Alles in wenigen Jahren anders geworden! In einem zerstörenden Kriege war Müller tief in Schulden versunken, und nach der Wiederkehr des Friedens hatte eine Feuersbrunst, die bei einem Nachbar ausbrach, alle Ueberbleibsel seines Wohlstandes verzehrt. Ein reicher Mann hatte mit der Bebauung seiner Brandstätte seine Schulden übernommen, und ein Freund ihm einen Stab gegeben, von welchem gestützt er an der Hand seines Weibes vor sechs Jahren als ein neuer Siedler in die Hütte wanderte, die er jetzt bewohnte. Die armen Alten brachten außer einigen Geschenken, womit wohlthätige Menschen

ihre Hände gefüllt hatten, Nichts mit unter ihr Strohdach, als alte erschöpfte Glieder, die wenig zu erschwingen vermochten, und — edle Gesinnungen, die es ihnen wehrten, in den umliegenden Ortschaften als Bettler zu sammeln. Sie wären verhungert, hätten nicht die Begüterten des Dorfs, ohne daß sie Etwas forderten, sie von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln versorgt. Aber gerade jetzt fehlte es ihnen, wie noch nie, an Allem; darum weinten sie auch heute heftiger, als jemals. Als sie das Läuten zur Sonntagsandacht hörten, als sie Einige dazu hingehen sahen, jammerten sie laut, daß sie nicht in der Kirche sein konnten, weil sie keine Kleider hatten. Das wankende Haupt der Frau ruhete in den Händen, welche auf die Knie sich stützten; in der vorgehaltenen Schürze barg sie ihr Schluchzen, und der Greis stand sinnend am düstern Fenster. Er starrte ein Weilchen ins weite Feld hinaus; bald hob sich sein Blick schmachtend gen Himmel, bald senkte sein Kopf sich vorwärts, daß sein silberweißes Haar in sein blasses Gesicht wallte und auf seinen naßgeweinten Wangen sich netzte. Ein langer Seufzer drängte sich aus seiner Brust, und seine bebende Hand blätterte in einem geborgten Gesangbuche nach einem Liede über die Vorsehung, in welchem, wie er sich erinnerte, es hieß, daß Gott die Vögel unter dem Himmel speise und die Haare auf unserm Haupte zähle: als ein blühender, gut gekleideter junger Mann auf einem kleinen Raine vor seiner Hütte sich zu einer kurzen Ruhe niederließ. Der Jüngling öffnete sein Reisepäckchen, nahm ein frisches Halstuch heraus und zog bei der Gelegenheit auch eine Brieftasche hervor. Er durchsah die Papiere, packte dann zusammen, schwang sein Päckchen auf den Rücken und wanderte längs der Landstraße weiter fort.

Man weiß, wie Unglückliche, die ohne Kraft, sich zu helfen, ganz ihrem Kummer hingegeben, sich nur leidend verhalten, wie sie bald hierhin, bald dahin schleichen, als werde ihnen am andern Orte anders zu Sinne werden. So ging es jetzt Müller. Eine geheime Sehnsucht nach dem stärkenden Anhauche der frischen Luft, und der dunkle Gedanke, wo ein Anderer ruhete, werde er auch Ruhe finden, trieb ihn zu dem Rasen. Und siehe, auf der Seite des Rasens, die sich vom Wege abwärts senkte, schimmert ihm etwas Weißes entgegen. Er hebt es auf, es däucht ihm schwer, er entwickelt das Papier, und — wie erstaunt er! — zwei große Goldstücke blitzen ihm in die Augen. — »Mutter, Mutter,« rief er hastig, »komm einmal heraus! — Mutter,« fuhr er fort, als sie nun vor ihm stand, »schau, was ein Wanderer so eben hier verloren hat. Kennst du so Etwas noch?«

Die Frau. »Guter Himmel! — Siehst du, Vater, Gott verläßt uns nicht! Wenn die Noth am größten ist, ist Gott am nächsten. Mich hungerte recht, Vater, ich wollte nur Nichts sagen, und dich hungerte gewiß auch. Und sieh nur deinen Rock!

das ist mehr als genug zu einem neuen und für mich zu einem Mieder; dann können wir in die Kirche gehen. Gott hilft!«

Müller. »Er hilft, Mutter, ja er hilft; aber nicht durch dieses Geld. Ich sage dir ja, es gehört einem Wanderer. Er muß noch dicht hinter dem Wäldchen sein.«

Die Frau. »O! der braucht's vielleicht nicht.«

Müller. »Freilich wohl; (er besinnt sich) aber Mutter, es gehört ihm.«

Die Frau. »Er achtet's gewiß nicht, sonst wäre er vorsichtiger damit gewesen, und weiß auch nicht, wo er es verloren hat.«

Müller. »Mutter, aber Gott weiß es. Fasse dich und laß dich durch das Geld nicht blenden.«

Die Frau. »Aber Vater! unsere Noth — unsere große Noth!«

Müller. »Ja wohl! — Meinst du? — (besinnt sich) Nein, nein! — Sieh nur, wie schön das Getreide stehet; vor uns des Schulzen Weizen, dort des Pfarrers Roggen; sie können's wahrlich nicht allein verzehren, sie werden uns davon bedenken. Und sieh nur, hier wehet der Wind schon über die Stoppeln; der Herbst ist nahe, und dieser Herbst könnte uns wohl mitnehmen von der Welt. Bald geht der Wind über unser Grab, und so dicht am Grabe sollten wir Etwas veruntreuen? Mir wird bange, Mutter, mir wird sehr bange. Weg, weg mit dem Golde! Ist's mir doch, als wäre ich schon todt, und als stände ich vor dem Weltrichter, und er sagte zu mir: Du trugst deine weißen Haare mit Ehren, und um ein paar Goldstücke hast du dein graues Haupt geschändet, schäme dich!«

Die Frau. »Herr Jesus Christus! wir wollen lieber verhungern. Du hast Recht, Vater; das ist das Gewissen! Du machst mich angst und bange; ich friere und bebe, als hätte ich schon gestohlen; lauf, lauf, was deine alten Füße nur vermögen; ich will dir deinen Stock bringen. — Herr Gott, wenn du den Wanderer nur noch einholst!«

Zitternd eilte die Frau ins Haus, und zitternd und ungeduldig schritt der Greis bald vorwärts, bald rückwärts und raffte sich endlich nach dem Wege hin. — Wohl denen, welche zittern und streben, um Unrecht zu verhüten! — »Da Vater!« sagte die Greisin und reichte ihm den Stab, »und nun so schnell, als du kannst! Der Wanderer ist den Weg um das Gebüsch gegangen, sagtest du? Die Landstraße krümmt sich da gar sehr. Wenn du hier den Fußsteig durch des Richters Hafer gehst, so kommst du viel näher, als er, so mußt du ihn noch am Ende des Wäldchens treffen. Eile, eile! Gott im Himmel, wenn du ihn nur noch triffst!« Sie rief ihm das nach, denn schon war er auf dem Fußsteige. — Vorwärts gebeugt, strengte er seine wankenden Glieder an; so hastig als jetzt hatten seine Füße nicht geschritten, seitdem sein Haus abbrannte; sein schneeweißes Haar schwamm gehoben in der Luft, und der Wind bewegte die zerrissenen Stellen seines

Gewandes. »Wenn er ihn nur trifft!« dachte die Frau und wandte sich erst nach der Hütte und dann wieder nach dem Gatten. Ihr däuchte, er gehe zu langsam, und sie folgte beklommen ihm nach und erreichte ihn und faßte seinen Arm. Ich bin doch noch etwas rüstiger, als du, sagte sie, ich kann dich stützen, halt dich nur an mich. — Arm in Arm keuchten nun die Alten geschwinder als zuvor des Weges weiter, und wäre Jemand Zeuge des Auftritts gewesen, so hätte er eine Thräne aus dem Auge wischen, seine Hände falten und denken müssen: »Dank dir, Gott, daß du dem Menschen Kraft gabest, auf der Höhe der Tugend so fest zu stehen, daß ihn der Glanz des Goldes nicht niederziehen, der Drang des Hungers ihn nicht herabstoßen kann!« Bald hatten die Gatten den Fußsteig zurückgelegt, bald standen sie am Ende des Wäldchens und sahen mit Freuden, daß sie dem Jünglinge so weit zuvorgekommen waren, daß er sich ihnen erst näherte, als sie schon wieder Athem geschöpft hatten. »Mein Herr,« sagte der Greis, »hier sind zwei Goldstücke, die sie dort auf dem Rasen, vor der letzten Hütte des Dorfs aus ihrer Reisetasche zogen.« Verwundert sah der Jüngling die Alten an, und achtungsvoll ruhten seine Augen auf ihren Mitleid erweckenden Kleidern. »Ihr scheint arm zu sein,« begann er nach einigem Nachsinnen.

Müller. »Sehr arm, mein Herr!«

Die Frau. »Aber wir möchten gern ehrlich bleiben; da haben sie ihr Gold.«

Der Jüngling. (bedenkt sich eine Weile mit allen Zeichen der Unentschlossenheit im Gesichte und nimmt es.) »Ich nehme es wieder, weil ich's da, wohin ich will, gebrauchen könnte. Für heute will ich euch geben, was ich jetzt entbehren kann, und bald komme ich zurück, dann sollt ihr sehen, daß es Menschen giebt, welche die redliche Dürftigkeit schätzen. Hört, gute Leute, wozu ich das Geld vielleicht nöthig habe. Zwölf Jahre sind es nun, daß ich meine Eltern als ein junger Handwerker verließ, und nur ein Jahr weniger ist's, daß ich Nichts mehr von ihnen gehört habe,»

Müller. »Mutter, hörst du?«

Der Jüngling. »Damals ließ ich mich bereden, ein paar Seereisen mit zu machen. Auf mehrere Briefe habe ich keine Antwort erhalten, vielleicht, weil meine Eltern sie nicht bekommen haben. Zuletzt lebte ich einige Jahre in Batavia. Der himmlische Vater hat mich reichlich gesegnet. Vor sechs Wochen bin ich in Hamburg wieder angekommen. Die Tochter des Meisters, bei welchem ich ein Jahr arbeitete, war indeß eine blühende Jungfrau geworden. Der Vater kannte mich; ich habe zu leben; in zwei Monaten wird die Tochter mein Weib. Zum Glücke fehlt mir nun Nichts, als daß ich weiß, wie es meinem Vater und meiner Mutter geht. — Auf einen Brief von Hamburg habe ich wieder keine Nachricht erhalten; darum bin ich auf dem Wege, meine

liebe Heimath zum letztenmale zu grüßen, und Gott gebe, daß ich meine Eltern noch antreffe, und daß sie sich entschließen, mit mir zu ziehen und zu theilen, was mir Gott beschereret hat! Auf der Rückreise komme ich wieder hier durch, und —

Müller. (der seine Gattin schon mehrmals bedeutend angesehen und ihr zugewinkt hatte.) »Wenn man fragen darf, mein Herr, wie weit ist's noch zu ihrer Heimath?«

Der Jüngling. »Vier Meilen, hat man mir dort im Dorfe gesagt, sei's noch bis Brockstädt!«

Die Alten. (mit ausgebreiteten Armen.) »Ach Brockstädt, Brockstädt!«

Der Jüngling. »Was fehlt euch! solltet ihr da bekannt sein? Mein Vater heißt Müller.«

Die Alten (von beiden Seiten an seinen Hals stürzend.) »Ach Wilhelm, mein Sohn, mein wiedergefundener Wilhelm!« Mehr vermochten sie nicht. Der Jüngling sank wie berauscht von einer Brust an die andere, und auf lange Zeit erlag die Rede der Entzückten der übergroßen Gewalt ihrer seligen Gefühle. Endlich überzeugten den Wanderer mehr die kurzen Antworten auf einige abgebrochene Fragen, als die durch den Kummer veränderten Gesichtszüge, daß er in den Armen seiner Eltern hange. Er stürzte auf seine Knie, heftete den Blick gen Himmel und betete mit zitternden Lippen: »O Gott, wie gut machst du es mit mir! Gott sei gelobt!«

Müller. »Mutter, Wilhelm, danket, preiset! mir ist, als wären wir im Paradiese.«

Der Jüngling. »Wir sind's. Wer fromm und redlich ist, wie ihr, der ist schon hier im Paradiese.«

Starke (häusl. Gemälde.)

8. Das Haus Gruit van Steen.

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts eins der angesehnsten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Inhaber der Handlung war damals Herr Hermann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück überkommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knien geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund aus, wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst.

Der dreißigjährige Krieg verherte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem äußersten Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu Hunderten verhert und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Viehe in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen,

blutigen Händen der gottlosen Lanzknechte zu retten. Bei diesem Allen und der Unsicherheit der Straßen in allen Ländern war es kein Wunder, daß der Handel stockte, und vorzüglich der Betrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comtoir des Herrn Hermann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten; und im Hause war es oft Wochen lang so still, wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft herging, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem Herr Jansen im Comtoir lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wollte er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nach einander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Dintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief von oben bis unten mit Dintenflecken marmorirt, auf einmal fertig machte. Herr Hermann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf und sagte: »Ei, Jansen, seid ihr denn heute vielleicht, zum erstenmal in eurem Leben, in den Rathskeller gerathen und habt von einem spanischen Fäßlein gekostet?« — »Nein, Herr,« antwortete Jansen mürrisch, »aber so geht's nimmer; bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Wege bei dem verwetterten Kriege. Potz Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwindet, um uns die sündtheuren Waaren von den geizigen Myn Heern aus Holland herbeizuholen? Wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn, den Engländern und in Amerika selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren, als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; ihr wißt, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ohne großes Wagniß schon bei uns was gewinnen; aber das ist nun anders geworden, drum muß man's anders treiben.«

Da standen die beiden Herrn auf, gingen lange im Zimmer auf und ab und berathschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen sollte. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande mit Jansen neben und zwei schwer bepackten Dienern hinter sich dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Herr Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz; denn der wackere Mann war ge-

liebt und geachtet von Alt und Jung, Vornehm und Gering. Einige Rathsherrn, Freunde der Beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der ältere, ein Mann mit greisem Haare und Barte, sprach: »Freund Hermann, euer Schiff ist schwer bepackt und geladen; ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der Jüngsten mehr.« Herr Hermann zuckte die Achsel und sprach: »Der Jansen hat's auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntniß und Geschicklichkeit hab' ich vertraut und Alles überlassen.« Aber Jansen antwortete munter: »Laßt's euch nicht anfechten, ihr Herrn! Es ist das drittemal, daß ich die Fahrt mache, und aller guten Dinge sind ja drei; drum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund uns freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: »Gott verläßt keinen Deutschen,« und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht; drum lebt wohl!«

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, das ihn einnehmen sollte zur Ueberfahrt nach dem Schiffe, war eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände, ein paar Thränen träufelten doch dem alten Knaben in den grauen Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte schnell das Boot am Schiffe an. Die Leiter ward herabgelassen, hinauf stieg Jansen, schnell ward die Leiter zurückgezogen, eben so schnell ward der große Anker aufgewunden und das Boot befestigt; und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt, alle Wimpel flaggten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigen Winde; vom Verdecke winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich, und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

Drei Vierteljahre waren seitdem verflossen, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm; wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam (in Süd-Amerika) gescheitert wären, verbreitet. Immer bedenklicher ward die Miene des Herrn Hermann und immer sorgenvoller seine Stirn. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen; drum war's stille, wie im Grabe, im Comtoir; kaum hörte man athmen und das leise Schnarren der Federn der emsig schreibenden Commis, die nur manchmal die Augenlieder hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Gruit, wie ein klagender Geist, durchs Zimmer klang, oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn auf das Papier niederfiel. End-

lich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüber hangenden Bilde seines Vaters, und eine große, schwere Thräne tropfte herab auf das Hauptbuch. Da schrak er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus schwerem Traume erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging langsam hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtskleidung als Rathsherr, küßte seine Frau und seine drei muntern Knaben und ging mit der Aeußerung, daß heute Sitzung wäre, sie sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathssaale legte er vor den erstaunten Collegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als insolvent an. Die Herren erschraken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit und beschlossen einstimmg, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein sollte, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurück erwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen; Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert; da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den strengsten Vollzug der Gant (der Versteigerung seiner Besitzthümer), daß der Magistrat nothgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Alles war versiegelt worden, und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, in welchem sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingange des Hauses, geblieben. Eben hatte die Versteigerung seiner Habe im geräumigen Comtoir, jenem Stübchen gegenüber, begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer; laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Hermann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbarn, des Wirths zum Westindienfahrer, an, als wollte er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rothgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und fest zusammengepreßt, während die beiden jungen Knaben, unbekümmert um Alles, mit der großen Angorakatze spielten; Fritz, der älteste, aber hielt den quer vor der Thür liegenden zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thür knurrend aufspringen wollte, und sagte begnügend: »Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen.« Vorsichtig über den Hund wegschreitend, trat Stephan, der Rathsdiener, herein, ein gütmüthiger Alter, der früher so oft mit freundlichem Bücklinge Herrn Hermann in bessern Zeiten die Thür des Raths-

saales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: »Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen.« Da wendete Herr Hermann den Blick und sprach seufzend: »Ach, das ist das Härteste; doch dein Wille, o Gott, geschehe!« Es war der mit grünem Sammt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen ertheilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligthum im Hause gehalten.

Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könnte sie sich nicht davon trennen. Fritz mit dem Boll voraus. Der Auctionator rief: »Nr. 120, ein noch wohl conditionirter Lehnsessel, mit Sammt beschlagen!« — und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewandt hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: »Vier Mark!« — »Also vier Mark zum ersten,« rief der Auctionator mißmuthig; in diesem Augenblick riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang wie besessen freudig bellend vors Haus, und zum offenstehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: »40 Mark zum ersten!« Augenblicks darauf trat hastig ins Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonnenverbranntem Gesichte in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: »400 Mark zum andern, zum dritten und letztenmal!« und schlug mit seinem spanischen Rohre dergestalt auf den Tisch, daß des Auctionators Papiere umherflogen, und dieser, wie die ganze Menge, zusammenschrak. »Herr Gott, unser Jansen!« rief Herr Hermann und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: »Ja, ich bins; unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waaren im Hafen; aus ist die Auction; nun fort ihr Alle!« dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin; »morgen kommt auf das Rathhaus, da soll Alles sammt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: unser alter Herr Gott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen florirt noch! Und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimath, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth, von eurem alten Jansen!«

C. B. (Dorfzeitung.)

9. Noth und Hülfe.

Im Jahre 1731 war, besonders in Aargau, im Zürichgebiet und im Appenzellerland, bis in's Tyrol hinein, so ungemein viel Schnee gefallen, wie sich damals die ältesten Leute nicht erinnern konnten. Da geschah es, daß ein abgelegenes, niedriges Häuschen im Bündtnerland dermaßen von dem hohen Schnee eingemauert worden, daß derselbe nicht nur die Hausthür und alle Fensterlein weit überstieg, sondern der Sturmwind trieb auch große Lasten des gefrornen Schnees, der wie ein Staub zerfallen

war, auf das niedrige Haus zusammen und übertraf desselben First um etliche Fuß und fiel auch in Menge herab durch den Rauchfang in die Küche, daß man kaum mit Brettern und Reisholz es wehren mochte. Dadurch stieg nun die Noth der armen Bewohner auf's äußerste, indem nur ein geringer Vorrath von Speise zur Hand war, auch kein Mensch es vermocht hätte, zu ihnen zu kommen, wenn Weg und Steg bei dem gräulichen tiefen Schnee wären gangbar gewesen. In dem Häuschen aber befanden sich ein Vater, eine Mutter und vier Kinder, und waren fromme Leutchen, aber sehr dürftig, sintemal der Verdienst des Vaters, der ein Holzhauer war, nicht weit hinreichte für die Sechs.

Wie nun die Kindlein schrien und wehklagten, als der Schnee das Haus eingedeckt hatte, kann man sich leicht vorstellen; denn es war stockfinstere Nacht an dem Tag, und wurde kein Abend und kein Morgen mehr in dieser Grube, schlug auch keine Stunde mehr, und ward kein Läuten mehr gehört von einem Kirchthurm her, also, daß die armen Eingeschneiten weder Zeit noch Stunde wußten, weil der meiste Schnee des Nachts sich angehäuft und schon die Thür vermauert hatte, ehe das Volk des Hauses in der Frühe vom Schlafe aufstand.

Die guten Eltern aber trösteten die Kindlein, so viel sie vermochten, und sahen nach, ob nicht ein Ausgang übrig geblieben sei. Sobald sie aber in die Küche traten mit dem angesteckten Licht, fiel Schnee durch das Rauchloch, und mußten eilig da vermachen, und hörten ein gräuliches Brausen des Sturmes, der die Flocken an die Felswand trieb, vor der das Haus gebaut war. Bald aber ward es draußen stiller, indem des Schnees wachsende Last jeden Laut zurückhielt. Da meinten sie zu warten, bis man sie zu suchen käme, behielten doch ihr Lämpchen hell und aßen Käse und Brod, und hatten die Eltern nur zu thun, den Kindlein Angst und Furcht auszureden.

Das hielt wohl den halben Tag hindurch an, und es gedachten nun die kummervollen Eltern, wie sie Feuer machten auf dem Herd und Warmes kochten. Aber als sie aus dem Rauchfange die Bretter nahmen sammt dem Reisholze, fiel wiederum Schnee herab; und als sie Feuer angemacht, zerschmolz der Schnee, so sich oben eingepfropft hatte, und das Feuer verlosch von dem Tröpfeln, auch wollte der Dampf die Leutlein ersticken.

Den Vater wollte es dennoch eine Möglichkeit dünken, sich aus dem Käfig heraus zu arbeiten. Mit verzweifelter Gewalt drückt er von innen die Hausthür und hieß die Seinen insgesammt sich dawiderstemmen, dieweil sie auswärts ging. Das half aber völlig Nichts; denn eine Schneelast drängte solchergestalt entgegen, daß auch vieler Rosse Kraft sie zu bewegen nicht ausgereicht hätte. Und weil der Schnee noch körnig war vom Frost,

so fiel auch noch immer eine Menge desselben herein ins Haus, wenn ein Fensterchen von innen aufgethan wurde.

Da wollte der Vater den Schnee hereinschaffen in die Küche, bis er Raum hätte, außerhalb vorzudringen an das Tageslicht. Als aber mehrere Körbe voll hereingeschaufelt waren, schmolz der Schnee allmählig, und es war übel naß im Hause, so daß man abstehen mußte von der Arbeit. Nun versuchte der Vater, Luft zu schaffen durch den Rauchfang, und weil keine Leiter vorhanden, so stieg er auf den Tisch und Stuhl, die er über einander gestellt hatte, und rührte mit einem langen Holze in dem Schnee, der noch fest in der Höhe stak und brachte mit Stochern viel herunter. Aber es ward doch immer noch nicht Tag, da das Holz nicht genug aufwärts ging, und der Schnee von oben nur allemal neu nach dem Loche drang, auch der Mann in dem Rauchfange fast ersticken mußte unter dem Abfall, den er machen konnte.

Drei Tage waren bereits, so viel sie rechneten, vergangen, und so wenig sie auch genossen hatten, war der geringe Vorrath an Speise fast gänzlich aufgezehrt, also daß die Kinder weineten ohne Maß, und den Eltern fast wollte das Herz brechen ob dem Jammer. Auch hatten sie große Noth mit dem Lichte; denn verblieben sie ganz in der Finsterniß, so ward die Furcht viel größer, hielten sie aber das Licht, so wollte sie fast der Dampf ersticken, dieweil das Oel zum Lämpchen bald verbraucht worden, und sie nur Stücke Kienholz brannten, das dann rauchig ist und Ruß absetzt.

In dieser großen Noth bekümmerten sich die guten Leute von Augenblick zu Augenblick, ob ihres Elends denn gar kein Ende werde, und immerdar auch die Kindlein fragten, wann doch Leute kämen, sie aus dem ewigen Schnee zu ziehen. — Aber da kam Niemand, denn die Hütte lag völlig einsam, und Jedermann hatte genug mit sich zu schaffen, auch dachte an den Holzhacker wohl Keiner.

Verlassen von aller menschlichen Hülfe, nahmen sie ihre einzige Zuflucht zu Gott und beteten ohne Unterlaß; denn keinerlei Arbeit in ihrer großen Angst und Unruhe wollte von statten gehen. Und je mehr der Mangel zunahm, desto mehr sie Andacht übten zu dem Allmächtigen, weil sie nun bald eines gewissen Todes sich versahen. Die Kindlein jammerten und weinten, daß auch ein Stein sich erbarmt haben möchte; doch blieb Eins von ihnen gelassener, ein Knäblein von dreizehn Jahren, welches aber mehr Erkenntniß und Einsicht hatte, als sonst wohl zu finden ist bei solcher Armuth und Abgeschiedenheit.

Als es nun der sechste Tag sein mochte ihrer herben Gefangenschaft, und sie drei Tage lang Nichts genossen hatten, denn Schneewasser, und in großer Verzweiflung waren, wie so lange der Schnee nicht verginge, und kein Helfer sich ihnen erhübe: da machten sie sich an ein Häufchen und umhalseten sich und

weinten, und waren die Eltern betrübt um die Kinder, und die Kinder um die Eltern, also, daß vor Schluchzen und großer Schwachheit kaum Jemand reden konnte. Und in dem Allen nahm sich das älteste Knäblein herzhaft zusammen, wie durch Eingebung göttlichen Geistes, und erhub sein Gesichtlein mit besonderer Heiterkeit gegen seine Eltern und fing an zu reden mit Zuversicht: »Herzlieber Vater und herzliebe Mutter! jetzo kommt ein Gedanke mir vom lieben Gott, dessen ich fest beredet bin, dieweil er uns Allen zum Heil gereicht. Ich bin eingedenk des frommen Isaak, wie er dem Vater Abraham auf den Berg gefolgt und sich freiwillig dargegeben zum Opfer, nachdem als der himmlische Vater es hieß. In solcher Weise nun will auch ich's mir zur Freude achten, mein Leben einzusetzen und mit meinem Fleisch das Leben meiner Geschwister zu erhalten und meiner Eltern, die mir immerdar so viel Gutes gethan. Dem lieben Gott aber vertraue ich, daß er desto gewisser mich zu sich nimmt, wenn ich Solches für euch erlitten habe.«

Bei diesen Worten floß den liebreichen Eltern ein Strom von Thränen über das Antlitz, und sie umarmten das Knäblein in äußerster Betrübniß und sahen lange einander an, ohne zu reden, weil der Gedanke so schrecklich, und doch die Noth der drei andern Kinder so groß war, indem sie schier verschmachteten, und keins mehr recht stehen konnte, ja kaum noch wehzuklagen vermochte.

Da sprach der Vater mit Entschlossenheit: »Es kann der Wille des Allerhöchsten sein; denn ich glaube nicht, daß dies Kind aus sich selber redet. Wir wollen nieder knien und zum Himmel um Erleuchtung flehn. Bis wir noch einmal geschlafen haben, mag ja Hülfe kommen, und kommt sie dann nicht, so möge mir Gott verzeihn. Ich ertrag' es nimmer, die kleinen unschuldigen Würmlein verderben zu sehn! Stirbt doch ein Mensch auch in anderer Noth für die Seinigen und wird gepriesen darum; wie sollt' er denn nicht in Hungersqual?«

Ob dieser Reden befiel die Mutter ein schreckliches Grausen, und sie vermochte kein Wort heraus zu bringen, sondern verhüllte tief ihr Gesicht und warf sich vor Herzensdrang auf die Knie und rang die Hände jämmerlich. Da fielen auch die sämmtlichen Kinder und zuletzt der Vater auf die Knie, recht inbrünstig zu beten, ob nicht das Leiden vorübergehn, und das Knäblein gerettet werden möge durch die Hand des Herrn, nach seines Willens heiligem Gnadenschluß. Der älteste Sohn aber blieb ganz getrost, so daß er die Andern leicht hätte beschämt, wenn sie noch wären im Stande gewesen, Solches in Obacht zu nehmen. Und aus innerm Herzenstriebe rief er zu Gott, daß derselbe den Eltern die Blutschuld vergeben wolle, sintemal die allerhöchste Noth und die Errettung der andern Kinder sie zu dem grausamen Ent-

schlusse gezwungen, und einmal er, der Knabe, freudiglich in den Tod sich opfere.

Darauf legten Alle sich zum Schlaf und schliefen doch aus Hunger und aus Bangigkeit vor der Stunde des Wiederaufstehens nur wenig, besonders aber die Eltern, welchen das Knäblein doppelt so lieb geworden um seines heldenmüthigen Vorsatzes willen, wie denn auch billig war.

Als nun die Kinder zuletzt ein Weilchen geschlafen, und das jüngste von ihnen kaum die Kraft noch hatte, sich aufzurichten, und endlich nach vielem Zögern doch Alle sich erhoben hatten, da erst ging den Eltern eine Schneide durch's Herz und kamen fast von Sinnen vor Betrübniß. Der Vater aber sprach: »Ich will das Letzte versuchen, denn ich sehe, wie draußen der Schnee zu schmelzen beginnt, dieweil es reichlicher in die Küche träufelt.«

Und also stieg er noch einmal von dem Feuerherd empor und reichte noch einmal mit dem Holze in den Rauchfang hinan; aber weil er so lange gefastet und Nichts genossen, gebrach ihm die Kraft, und er mochte wenig Schnee herunterbringen; auch ward droben noch gar kein Licht, worüber die Mutter in ein großes Klaggeschrei ausbrach und den ältesten Knaben so schmerzlich umfing, daß demselben wehe ward, und er selbst häufige Thränen vergießen mußte.

Hierauf, und nachdem sie den Feuerherd gänzlich geräumt, gingen sie sämmtlich niedergeschlagen in die Stube, wo sie bei dem Brande einer Kienfackel zum letztenmale sich alle herzinniglich umfingen, und dann der Vater das Holzbeil nahm und es schärfen und glätten wollte und doch mit den Zähren es immerdar trübte, dieweil auch die Hand vor Zittern ihm nicht mehr gehorsam war. Aber das treue Söhnlein sprach: »Seid wohlgemuth, Vater! denn es dünkt mich heute noch leichter zu sterben, als gestern, sintemal ich denke, daß ihr alle gewißlich leben werdet von meinem Fleische, bis die Erlösung kommt, welche durch den Anfang des schmelzenden Schnees verkündigt wird.«

Und indem der Vater nun mit nassem Auge auf sein Beil niedersah und langsam aufstand mit schwermüthigem Seufzer, dieweil auch jedes Wort ihm stecken blieb in der geschnürten Brust: da schrien die Mutter und die drei jüngern Kinder wie Verzweifelte, und blieb nur das ältere Söhnchen unverzagt, daß es sogar den Halskragen lüftete, dem Beil eine leichtere Bahn zu machen, und sein Röcklein auszog, damit es nicht von dem Blute verdorben würde.

Doch was geschieht? — Wenn die Noth am höchsten ist, ist Gott am nächsten! Und wie der Psalter sagt: In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörete mich und tröstete mich.

Urplötzlich vernahmen die Bedrängten ein sehr mächtiges Gepolter von der Küche her, gleich als wenn der hölzerne Rauchfang zusammen krachte, und die Schneelast Alles herunter zer-

schmetterte; und obwohl sie schon dergleichen Einsturz gewünscht, der sie alle mit plötzlichem Tode in den Himmel brächte, so fuhren sie doch jetzt erschrocken auf und duckten sich zusammen und erbebten vor dem sichern Untergange. Jedoch da die Stubendiele zusammenhielt, es auch draußen einen Augenblick stiller ward, so überfiel das ganze Hausvolk eine plötzliche Neugier, was da vorgefallen sei, und schlug Jedem sein Herz über einen besondern Gedanken, aber das arme Mutterherz mit einem hurtigen Hoffnungsschlag. Indem so packte der Vater die Kienfackel an, nahm sein gräuliches Beil in die Linke und brach mit großer Hastigkeit in die Küche hinaus; die Mutter trat furchtsam ihm nach, und von den Kindern liefen die zwei mittelsten neben ihr. Das älteste aber hielt ruhig mit dem Köpfchen auf einem Trog und wollte Nichts mehr sehen von der Welt, sondern harrte des umkehrenden Vaters zum gewissen Todesstreich, unterdessen das jüngste ganz kraftlos in seinem Bettchen lag und kläglich winselte, weil es immer vergebens um Brod und Suppe gefleht.

Ach, du grundgütiger Gott, was hattest du diesem verzagenden Volke bereitet! — Alsbald da der Vater in die Küche trat und seine Fackel hoch in die Luft hielt, daß sie ihn nicht selbst verblende, jubelten die zwei Kindlein aus voller Kehle; denn auf dem Feuerherd unter dem Rauchfang lag ein junges Gemslein, das erschrocken den Kopf umwandte und kläglich zu stöhnen anfing und doch nicht von der Stelle sprang, sintemal es die beiden Hinterfüße gebrochen durch den gewaltigen Fall auf die Feuerplatte. Und zum deutlichen Wahrzeichen, daß es von oben herab durch den Rauchfang gestürzt, lag irdenes Geschirr umher, das neben ihm zerbrochen war; auch eine Menge Schnee lag auf dem Herde, und fiel solcher immer noch nach in großen Haufen. Der Vater griff, wie leicht zu denken, begierig zu, unterdeß die Kindlein wie sinnlos vor Freude herumhüpften; die Mutter aber blieb wie festgebannt unter der Stubenthür stehen, erhob ihr Gesicht zum Himmel und faltete mit großer Andacht die Hände, wollt' ein Gebet aussprechen und brachte doch kein Wort heraus; und sind gleichwohl vor Gott ein angenehmes Opfer geworden die helllautern Freudenthränen, so sie reichlich vergossen hat.

Ueber ein Kurzes lag das Gemslein schon geschlachtet, und zu besonderm Troste erblickten jetzt die Eltern auch durch den Rauchfang hinauf das blaue Himmelslicht, das ihnen billig lieblicher schien, denn Goldes Glanz und Schimmer von Edelgestein. Darob vermerkten sie wohl, wie das Gemslein herunter gestürzt; denn sintemal der Schnee schon locker war und bereits anhub zu schmelzen, der Rauchfang aber oberhalb mit seinem Fallbrette*)

*) In den Berggegenden ist häufig über den hölzernen Rauchfängen ein Fallbrett angebracht, das man von unten durch eine besondere Vorrichtung schließen oder öffnen kann.

nicht war vermacht worden, als der Schnee das Haus zugedeckt: so ist, nicht ohne sonderbare Fügung des himmlischen Vaters, an diesem Tage ein Gemslein daher gesprungen und hat eben die Hinterfüße auf denjenigen Fleck Schnee gesetzt, der oben im Rauchhalse stak, und ist also der aufgefrorne Schnee unter ihm eingesunken, daß es mit dem Hinterleibe in die Küche gefallen, den Nothleidenden wie ein Mannah vom Himmel, wie sie denn wohl erkannten und Gott darob preiseten ohne Unterlaß.

Und erst über eine Weile gingen die guten Eltern zurück, nach dem Knäblein zu sehen, das wohl ein anderer Isaak heißen möchte; denn ihre Entzückung war zu groß, als daß sie Alles ordentlich hätten vornehmen können. Da, siehe! war das unschuldige Kind auf dem Troge friedlich eingeschlafen und hatte Nichts empfunden von Todesangst, vielmehr einen heitern Sinn gehabt, als sollt' es bald zu den lieben Engeln gehen.

Dieweil es aber matt war, konnt' es auch fast nicht erweckt werden, taumelte auf und stund nur kümmerlich auf den Beinchen und rieb die Augen, denn es wohl meinen mocht' in dem Himmel zu sein, und doch Vater, Mutter und Geschwister hörte, nicht wissend, wie das geschehe. Da ward ihm Alles erzählt von Allen zugleich, und faßt' es noch lange die Sache nicht, bis dann es ihm verständlich ward, und es sprach als ein gottseliges Kind: »Ei, wie hat doch Gott das Gemslein geschickt, mich zu erlösen von dieser Opferung und Gleiches gethan, wie dem lieben Isaak mit dem Widder, und bin doch nimmermehr so fromm, wie der Isaak vor ihm.«

Also hat die Hand des Allerhöchsten sich in diesem armen Völklein gnädig erwiesen, und sind noch zwei Tage lang erhalten worden von dem Fleisch des Thieres und dann vollends aus ihrem finstern Grabe erstanden zu der Tageswelt und vor Menschenaugen. Rudolph Wyß. (Nach einer Dorfchronik.)

10. Madonna della Sedia.

In einer öden waldigen Bergschlucht lebte vor mehreren hundert Jahren ein alter, frommer Einsiedler. Nach mancher schweren Prüfung, nach manchem harten Verluste hatte er sich in diese Einöde zurückgezogen, um seine letzten Tage in ungestörter Andacht zu verleben. Aber die Menschen suchten ihn auch hier auf; denn sie wollten seiner Weisheit und Frömmigkeit nicht entbehren, und kein tief bekümmertes, trostloses Gemüth kehrte von ihm ohne Rath und Trost zurück. Deßhalb liebte und verehrte ihn die ganze Gegend, wie einen Heiligen. Ob er sich nun gleich von Allem auf der Welt losgesagt hatte, so war die Liebe zu irgend einem Wesen dennoch ein süßes Bedürfniß seines Herzens geblieben, und er pflegte deßhalb oft zu sagen: »Ich habe hier in meiner Einsamkeit doch noch zwei Kinder, ein sprechendes und ein stummes. — Das erste war Maria, die kleine Tochter eines benachbarten, wohlhabenden Winzers, die mit unsäglicher Zärtlich-

keit an dem Greise hing und auf dem einsamen Fußpfade oft allein in den dunkeln Wald gelaufen kam, um den frommen Vater zu besuchen und in ihrer kindlichen Einfalt still bei ihm zu spielen. Das stumme Kind war eine schöne hohe Eiche, dicht an seiner Hütte stehend und sie mit ihren Aesten beschirmend. Wie er auf der einen Seite sich an dem Geplauder des Kindes ergötzte, ihm manches Nützliche lehrte, es immer vertrauter mit der Natur machte und den Samen des Guten sorgfältig in das kleine Herz streuete: so pflegte er auf der andern mit väterlicher Sorgfalt seine Eiche, trug mühsam in der trockenen Sommerszeit Wasser herbei, um ihre Wurzeln zu erfrischen, fütterte und schützte die Vöglein, die in den weiten Aesten brüteten, und hatte schon manche gierige Axt durch seine Bitten von dem Leben des schönen Baumes zurückgehalten. »Grüne du immer, meine starke, kräftige Tochter!« sagte dann der Greis, indem er den Baum liebend umfaßte; »ich verstehe das Flüstern und Rauschen deiner Zweige wohl und werde dich schützen, bis du mein Grab beschattest!«

Nach einem ungewöhnlich langen und harten Winter, der die Gebirge mit tiefem Schnee bedeckte, brach einst ein so plötzliches Thauwetter ein, daß die Bergströme voller und gewaltiger, als jemals, in die Thäler schossen und große Verwüstungen anrichteten.

»Ach! unser armer, frommer Einsiedler!« sagte Mariechens Vater eines Morgens; »wir werden ihn nicht sprechen! — von meinen Weinbergen habe ich gesehen, wie die Fluth in sein Thal hinab brauf't und durch den Wald schäumt, und wie die Bäume schon bis an den Aesten unter Wasser stehen.«

Mariechen weinte und beschwor den Vater, daß er dem Greise zu Hülfe eilen möchte! — aber das war unmöglich und auch wohl schon zu spät; denn die Fluth mußte längst über das Dach seiner Hütte hinrauschen.

Doch der Einsiedler war gerettet — — nicht aber durch die Hand eines Menschen, nein! — seine stumme kräftige Tochter hielt ihn auf ihren Armen sicher über den Wogen. — Er war bei dem Aufschwellen des Wassers auf das Dach seiner Hütte geflohen, und als es ihn auch hier erreichte, muthig in die Aeste der Eiche gestiegen, die, wie auch die anströmende Gewalt sie erschütterte, dennoch widerstand, obgleich viele der nachbarlichen Bäume entwurzelt mit fortgerissen wurden.

Drei Tage vergingen, ehe sich das Wasser wieder verlief; drei Tage mußte der Greis in den Aesten hangen und nur von wenigem trocknen Brode zehren, das er in der Eile zu sich gesteckt hatte. — Kraftlos und ganz erschöpft klomm er am Morgen des vierten Tages wieder herab, sank auf die noch feuchte Erde hin und erwartete den Tod.

Aber statt seiner nahte ein rettender Engel. Die kleine Marie,

die zu Hause weder Rast noch Ruhe gehabt, eilte durch den nassen schlammigen Wald herbei, den geliebten Greis aufzusuchen. Trotz der Besorgnisse ihres Vaters für das Leben desselben, hatte sie doch in süßer Hoffnung ein Körbchen voll Erfrischungen mitgebracht und warf sich nun bei dem noch lebenden Greise nieder, umschlang ihn mit ihren kleinen Armen und trieb den Tod von ihm zurück. — —

Der Einsiedler dankte im andächtigen Gebete Gott für die Erhaltung seines Lebens und sprach mit begeisterter, halb verklärter Seele über seine beiden Kinder, die der Allmächtige zu Werkzeugen seiner wunderbaren Rettung erkor, einen heiligen kräftigen Segen aus und flehete den Himmel an, sie zum Lohne für ihre Treue vor den andern Geschöpfen seiner Erde zu verherrlichen!

Gestärkt und erquickt ließ er sich von Marie hierauf zu ihrer Wohnung leiten, wo er so lange verharrte, bis er die einsame Hütte wieder beziehen konnte. —

Als Marie in Unschuld und Schönheit aufgeblühet und ein glückliches Weib geworden war, hatte man den Einsiedler längst begraben. Seine Hütte war eingesunken, die schöne Eiche unter den Hieben der Aexte gefallen und zu großen Weinfässern verarbeitet worden, welche Mariens Vater gekauft hatte.

»Wo bleibt denn nun die Erfüllung des Segens?« fragt ihr, meine Kinder, »da jetzt das Holz des geliebten Baumes im dumpfen finstern Keller vermodern soll?« —

Hört nur geduldig weiter. Eins dieser Fässer war leer geworden und wurde, als die Weinlese wieder nahe war, hinauf und an die Vorlaube des Hauses gewälzt, damit neue Reifen aufgeschlagen werden möchten. — Um den Morgen zu genießen, der eben in frischer Schönheit über die Berge herauf stieg, setzte sich Maria, die Mutter zweier Knaben geworden war, in die Laube und schauete, den Säugling an ihrer Brust liebkosend, indeß der ältere Knabe zu ihren Füßen spielte, gerührt nach dem Thale hin, welches der Einsiedler vormals bewohnt hatte, und meinte, der Segen, den er verheißen, sei durch ihre Kinder wohl schon in Erfüllung gegangen.

Da wandelte, in stille Träume versunken, ein Jüngling vorüber. Es war Raphael Sanzio, der größte Maler aller Zeiten. Vor seiner Seele schwebte lange schon ein Bild der Mutter Gottes mit dem Jesus-Kinde; aber noch vermochte er die Gestalten nicht würdig genug zu erfassen und hatte diesen frühen einsamen Gang unternommen, um seinen Geist zu sammeln.

Mit freundlichen Worten grüßt ihn Maria. Er schaut auf, und als er die Mutter mit ihren Kindern erblickt, wird es ihm, als erscheine ihm hier, was er so lange vergeblich ersehnt. — Hier war ja die Mutter, aus deren himmlischen Zügen die reinste, seligste Liebe strahlte; hier ruhte ja das engelschöne Kind an ihrem Busen, das mit seinen milden großen Augen freundlich und

ahnungsvoll seine Welt begrüßt; hier nahete ja der ältere Knabe, freudig ein Stäbchen bringend, an welchem er ein Kreuzchen befestigt hatte. Der Künstler verlangt in höchster Begeisterung, das lebendige himmlische Bild festzuhalten und es auf der Stelle zu entwerfen; aber er hat Nichts zur Hand als den Zeichenstift. Da glänzt in den ersten Strahlen der Morgensonne der große platte Boden des nahen uns bekannten Fasses, und Raphael säumt nicht und tritt rüstig hinzu, und nachdem er die holde Maria mit ihren Kindern treu darauf entworfen hat, nimmt er den Boden heraus und trägt ihn heim und läßt sich keine Rast, bis er das göttliche Bild der heiligen Mutter Gottes mit dem Jesus-Kinde und dem kleinen Johannes, der ein Kreuzchen bringt, als wolle er den Christus-Knaben schon im Spiele damit vertraut machen, daraus herrlich vollendet hat.

Raphael Sanzio aus Urbino starb 1520 und also schon vor 300 Jahren. Aber sein Gemälde ist noch nicht vergangen und wird noch als ein Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt.

Seht ihr, liebe Kinder, so ist der Segen des frommen Mannes doch in Erfüllung gegangen. Die Kunst hat seine beiden geliebten Kinder hier wieder vereinigt, denn das Holz des geweihten Baumes trägt nun Mariens und ihrer Kinder liebliche Züge in höherer Verklärung der Nachwelt durch Jahrhunderte zu, und noch lange werden sich reine, fromme Herzen durch den Zauber dieses Bildes ergriffen und erhoben fühlen, obgleich die wirklichen Gestalten längst in Staub zerfallen sind.

Vielleicht sind Einige von euch so glücklich, einst das Vaterland dieses herrlichen Gemäldes zu besuchen und es dort selbst zu sehen, wo es unter dem Namen: »Madonna della Sedia« berühmt ist.

Ernst von Houwald.

11. Der Christ und der Muhamedaner.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den jüngsten als Maltheser-Ritter einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich hätte von ihm trennen mögen.

Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta und kaufte dort schöne Ländereien. Hier ward er ein glücklicher Gatte und Vater und erschuf, während der Bruder oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommem, häuslichem Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften

Siege freuete und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das bloße Schwert.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehre Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf; aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch Manches, wozu denn besonders auch das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten hatte. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Untergange aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sei.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sclavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freuete sich, einen der furchtbaren Ritter als Sclaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf sein Verkauftwerden warten. Endlich erschien ein junger, vornehmer Türke, mit Namen Cid Muley. Dieser besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugvieh vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe. »Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensclav!« sprach er, »daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!«

Er hielt die schreckliche Drohung. Raimund ward der Willkühr unbarmherziger Aufseher übergeben und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer vermag es, seine Lage zu schildern? Wer vermag es, zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftig edlen Gemüthe vorging? Mehre seiner Mitsclaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu; denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Geschick zu ertragen und den grausamen Uebermuth seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; aber Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Cid Muley, den seine Sclaven nur selten zu Gesicht bekamen, einst bei ihrer Arbeit gegenwärtig

war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder und bat ihn um den Tod.

»Den Tod nicht!« entgegnete Muley; »dafür habe ich dich zu theuer bezahlt; aber ich weiß, man kann sich auf dich verlassen; selbst meine Aufseher loben dich unter allen Sclaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hierher, um seine Stelle durch einen von euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen!« — Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sclaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte; denn diejenigen Sclaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und wurden besser gehalten, als die übrigen.

Muley, ein eifriger Muhamedaner, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sclaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie durch Drohungen und Versprechen, zum Uebertritt zur muhamedanischen Religion zu bewegen. Bei Einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sclaverei zur Ehre ihres Glaubens zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verleugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft und waren, weil sie als Renegaten jeder Christenpflicht überhoben zu sein glaubten, dem Beispiele ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich. »Ich bin ein christlicher Ritter,« antwortete er, »und das werde ich auch als Sclav noch bleiben bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen, aber aus dem Herzen könnt ihr es mir nimmer reißen. Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein, nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sclavenvögte brachte jene schwachen, im Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verleugnung ihres Glaubens; an dem wahren Christen scheitern alle eure Versuche. Zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe!« —

Muley wandte sich erzürnt, doch auch beschämt von ihm ab; denn er verkannte das Heldenmüthige einer solchen Denkart nicht und gestand sich wohl, daß er selbst kaum diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung vor unserm Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich dieser sowohl des Gebieters Strenge, als seine Freundschaft mit Verachtung vergalt und auch im Sclavenkittel der stolze, unbiegsame Ritter blieb.

So verstrichen mehre traurige Jahre, in denen Raimund sein

Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sclaven strichen die Geister der Rache und des Verraths umher und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt hatte, so war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sclaven mehre seines Volks aus bekannten, reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör und ließ sich bald mit acht derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Eid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereitstehenden Fahrzeuge zur Absicht hatte.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte aber voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl noch schöner aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dicke Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. »Halt ein, Verräther!« rief Raimund und schmetterte mit seinem schweren Grabscheite den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: »Fort, ihr Verwegnen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!« trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thür hinaus.

Muley hatte sich indessen wieder erholt. Er sah Raimund's heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf und mit den Worten: »O du großmüthiger Retter meines Lebens!« sank er an die Brust seines Sclaven. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt von sich ab. »Im offnen Kampfe,« sprach er ernst, »würde ich dich gern erlegt haben; aber gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst seinen Feind.«

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen. Er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen

Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wollte; aber Raimund erwiederte ernst und mild: »Du würdest mich gewiß nicht mehr achten und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte. Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; aber du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher auch das Heiligste verleugnen konnte, auch alles Andere nichts mehr gilt.« Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden dargebotenen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nur selbst zu fordern, und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach: da bat Raimund endlich — um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Mitverschworenen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte beim Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sclaven nicht nachstehen und antwortete: »Wohlan, so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk und schalte damit nach Gefallen; du selbst aber darfst nicht mehr mein Sclav bleiben. Was du zu stolz bist, von mir zu fordern, das will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit. Nimm dir von meinen Schätzen, so viel dir gelüstet; ziehe heim in dein Vaterland und denke an den dankbaren Eid Muley!«

Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sclavenkleid, als Andenken an jene traurigen Jahre, mit und schiffte sich, in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit erworben hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indessen ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie. In tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Eintracht ihres thätigen Lebens und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als ob sie einander einen gleichen Bruderbund gelobten.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todtgeglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat; als die altgewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen; die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! —

Raimund mußte endlich sein Schicksal erzählen. Als er geendet hatte, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: »Selig sind, die an dem Herrn fest halten! Die Tugend eines Christen

ist doch siegreicher, als sein Schwert!« Die Mutter und die Kinder falteten die Hände und sprachen: »Amen!« —

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehn. Jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensclaven unterließen nicht, den ganzen Vorgang zu berichten und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine sehr hohe Achtung vor ihm und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

Der Kampf gegen die Ungläubigen dauerte fort; Raimund's hohes Ordensamt hielt ihn jedoch von der unmittelbaren Theilnahme daran zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen, denn die Türken hatten den Christen großen Schaden zugefügt, und die Ritter glühten nach einer recht empfindlichen Rache an ihren Feinden. Siegreich kehrten diesmal die Ritter zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Muhamedanern in den Hafen von Malta.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister unter dem Zujauchzen des Volkes die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Commenthur, stand an der Seite des Großmeisters und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhn; denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, wo er einst in gleicher Lage zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke bekannten Zügen; und er täuschte sich nicht, Cid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt und wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister auf die Seite und ließ nach einer kurzer Verständigung seinen Bruder herbeirufen, welcher, von Allem unterrichtet, den gefangenen Cid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sclaven erkaufte.

»Kaufe mich nicht!« sprach dieser, »du wirst an mir weder einen arbeitsamen, noch einen gehorsamen Sclaven finden; denn ich bin zu vornehm, um Beides gelernt zu haben.«

»Du wirst es aber lernen,« erwiederte Wolfgang. »Wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in den Händen, unsere Sclaven zu bezwingen, als ihr!« —

Sie langten in Wolfgang's Wohnung an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fesseln ab, war bemüht, ihn mit Speisen zu erquicken und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten hatte, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen himmelblauen Augen oft so mitleidig an und hätten ihn gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hin geblickt hätte.

Nach mehren Tagen trat Wolfgang eines Morgens zu ihm

ins Zimmer. »Du hast dich nun wieder erholt,« sprach er; »deine Wunden sind geheilt; so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehen!«

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sclav, hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und anstatt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muley's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

»Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden und die reifen Trauben abnehmen helfen?« sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könnte er so freundlich erbetene Hülfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang in sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen und erlaubte ihm, einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn aufs neue zu beschäftigen und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

»Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden; so magst du nun auch meine Erholungen mit mir theilen!« sprach Wolfgang und führte den Muhamedaner in eine große, schattige Laube, von wo sie die freie Aussicht aufs Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genossen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn, einen so vornehmen Mann, zu Schiffe getrieben habe und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sei. Dieser zögerte nicht, mit finsterm Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft habe, um mehren, ihm entflohenen Christensclaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sei. Er ergoß sich hierauf in die bittersten Klagen über sein hartes Schicksal und über die Treulosigkeit der Christen.

»Armer Mann!« sprach Wolfgang, »du hattest wohl Niemanden, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich; denn deinen Sclaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang ersehntes Fest!« — Muley schwieg finster. — »Sieh,« fuhr Wolfgang vertraulich fort, »hier lebt Alles in Freiheit, Alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, Alles in treuer Liebe!« —

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern dem Sonnenuntergang zusähe, und eilten nun, ihn hier aufzusuchen. Welch ein

frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater! Die jungen, schönen Frauen reichten ihm ihre zarten Kinder, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegenstreckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm hinauf kletterten, und jedes auf dem Schooße, oder am Busen des liebreichen Großvaters ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis mit silberweißem Bart und Haar glich einem von Engeln umgebenen Heiligen. Eid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahntes Gefühl zog durch seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer eben von der Arbeit zurückkehrten, und die alte, freundliche Großmutter eben das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und mit nie gefühlter Ruhe der Seele legte er sich schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Alle waren mit häuslichen Freuden erfüllt. Wolfgang vermied allen Schein, den Muhamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen das Christenthum, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung seiner Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach diesem erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund. Der alte fromme Commenthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen; doch ließ er sich niemals vor Muley sehen, denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen. Muley's früherer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder sein, die so innig an ihm hingen; er freuete sich, wenn der Morgen kam, mit den ältern an die Arbeit zu gehen, das Mahl in froher Unterhaltung mit ihnen zu theilen und am Abend Wolfgang's ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen des christlichen Glaubens fingen an, sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und die eine Tochter ihm ein einfaches Kruzifix von Ebenholz zeigte, welches sie heute an ihrem Geburtstage von der Großmutter zum Geschenke erhalten hatte. »Aber, du armer Mann,« sprach das Kind, »du kennst den Heiland wohl noch nicht, der hier ans Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm Etwas erzählen!« — Und hiermit begann das Kind seine einfachrührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig wußten. Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte;

denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender und zog viel tröstlicher in sein Herz.

»Und nun siehe dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht an!« fuhr das Kind fort, »wie selbst der Tod sein freundliches Antlitz nicht hat verstellen können! Ach, seit du uns so lieb hast, denke ich immer, du wärest auch wohl schon ein Christ; denn Jesus sagt ja: Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt!« — »Und vor Allen liebte er auch die Kinder,« fiel ein Knabe ein. Er sagte sogar einmal zu seinen Jüngern: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich!« —

»Ja,« rief Muley durch diese kindliche Einfalt auf's tiefste erschüttert, »ja in euren reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! O du großer Mann! laß ihn auch in meine Brust einziehen!« — Hiermit ergriff er das Kruzifix, welches ihm das Kind noch hinhielt und drückte weinend das Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu und sprach, als habe er von ihrer Unterredung Nichts vernommen: »Du bist nun ein Jahr bei mir; ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsere Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehn; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt!« —

Muley schwieg betroffen und starrte auf das Kruzifix in seiner Hand. Aber die Kinder hängten sich an ihn und riefen: »Nein, du sollst uns nicht verlassen! du sollst bei uns bleiben; denn dort hat dich doch Niemand so lieb, wie wir!« —

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises und rief: »Ja, behaltet mich hier! Stoßt mich nicht wieder hinaus in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist!« —

Und vor ihnen stand der alte Commenthur Raimund. »Muley!« rief er, die Arme ausbreitend. Da erkannte dieser ihn wieder; sie hielten sich lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen schlugen laut an einander. »Du bist mein Schutzgeist,« sprach Muley; »du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet!« — Der fromme Commenthur schüttelte sanft das Haupt und antwortete: »Nicht ich; der Herr ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben. E. v. Houwald.

12. Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling.

(Charaktererzählung.)

Ein altes Herkommen war, daß Vater Stilling alle Jahre selbst ein Stück seines Hausdaches, das von Stroh war, eigen-

händig decken mußte. Das hatte er nun schon acht und vierzig Jahre gethan, und diesen Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel daran neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dies Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelistag und rückte nun mit aller Macht heran, so daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margarethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie entschlossen sich endlich beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun und ihn vor der Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagsessens dazu bestimmt.

Margarethe brachte also eine Schüssel Mus und auf demselben vier Stücke Fleisch, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor dem zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Orte saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studiren, Wissenschaften und Bücher verpicht sein mochte, so war's ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Vaters, zuweilen entweder im Walde, auf dem Felde oder gar auf dem Hausdache zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diakonus bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margarethens und Mariechens Absicht zu begreifen anfing.

»Ich weiß nicht, Ebert,« sagte Margarethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schulter legte, »du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du Nichts in deiner Natur?«

»Man wird alle Tage älter, Margarethe.«

»O Herr ja! Ja freilich alt und steif.«

»Jawohl,« versetzte Mariechen und seufzte.

»Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter,« sagte Heinrich.

»Ja wohl, Junge,« antwortete der Alte; »ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter hinauflaufen.«

Heinrich lachte hart. Margarethe sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

»Ach ja,« sagte sie, »es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaube ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?«

»In meinem Leben nicht; ich weiß nicht, was Krankheit ist, denn bei den Pocken und Rötheln bin ich umhergegangen.«

»Ich glaube doch, Vater!« versetzte Mariechen, »ihr seid wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wohl erzählt, daß ihr oft gefährlich gefallen seid.«

»Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen.«

»Und das viertemal,« fuhr Margarethe fort, »wirst du dich todt fallen; mir ahnt es. Du hast letzthin im Walde das Gesicht gesehn; deine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht auf's Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thue mir den Gefallen und laß Jemand anders das Haus decken; du hast's ja nicht nöthig.«

»Margarethe! — kann ich oder Jemand anders denn nicht in der Straße ein anderes Unglück bekommen? Ich hab' das Gesicht gesehen, ja das ist wahr! — unsere Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Ist dieses gewiß? wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? und gar wenn ich mich todt fallen soll, wie werd' ich mich hüten können? Gesetzt, ich bleibe vom Dache, kann ich nicht heute oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, darauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margarethe laß mich in Ruh; ich werde so ganz gerade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ich's willkommen heißen.«

Margarethe und Mariechen sagten noch ein und das Andere; aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrich von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen, daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie früh auf, und der alte Stilling fing an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh los zu binden und abzuwerfen, womit er dann diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tages schon anfingen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, das Dach war fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es gingen wohl acht Tage über, ehe es ihm einfiel, das letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwoch-Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er Etwas suchte. Seine Leute verwunderten sich und fragten ihn, was er suche? »Nichts,« sagte er. »Ich

weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe; ich kann nirgends still sein, als wenn Etwas in mir wäre, das mich triebe; auch spüre ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne.« Margarethe rieth ihm, er solle sich anziehen und mit Heinrich nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dache zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, Jemanden für Lohn zu dingen, der vollends mit der Deckerei ein Ende machte. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese gewiß treu gemeinte Ermahnung bestand darin: Er wollte da auf den Kirschbaum steigen und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hofe stand und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall; denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baume gewesen. »Nun dann!« sagte Margarethe, »du mußt nun vor dieser Zeit in die Höh', es mag kosten, was es wolle.« Eberhard lachte und antwortete: »Je höher, je näher zum Himmel!« Damit ging er zur Thür hinaus, und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen und warf Heinrich zuweilen ein Aestchen herab. Margarethe und Mariechen kamen ebenfalls. »Halt,« sagte die ehrliche Frau, »hebe mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste fassen kann, ich muß probiren, ob ich auch noch hinauf kann.« Es gerieth, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich und sagte: »das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler. Da saßen beide ehrlichen alten Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaums und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margarethe stieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, ging und holte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er ging zu dem Zwecke oben an's Ende des Hof's an den Wald. Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaume sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen

großen Nasen um den Kopf gehangen, bückte sich zu Heinrich, sah ganz ernsthaft aus und sagte: »Sieh, welch eine Schlafkappe!« — Heinrich fuhr in einander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele; er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Nasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin; vor seinen Augen war's schwarz, wie die Nacht; lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefaltet; die Augen starrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus und lief, wie ein Rasender, das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margarethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben. Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margarethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände auf der Brust gefaltet, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgends, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: »Ach mein Vater! mein Vater!« Heinrich saß zu seinen Füßen im Staube, weinte und heulte. Indessen kam Margarethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme in's Ohr; aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indeß herzugekommen, vergossen alle Thränen; denn er war allgemein beliebt gewesen. Margarethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlichen und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergebreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus und rief: »Bringt nur meinen Eberhard herein auf's Bett. Die Männer faßten ihn an; Mariechen trug am Kopfe, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn auf's Bett, und Margarethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte, daß zwar Nichts zerbrochen sei,

aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens, Donnerstags, zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings um's Bett, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehängt, und Margarethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulich, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher um's Bett zusammen. Margarethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand in's Dunkle; Alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Katharina zuerst, daß ihres Vaters Odem stille stand. Sie rief ängstlich: »Mein Vater stirbt!« — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bett, schluchzten und weinten. Heinrich stand da und ergriff seines Großvaters beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief seufzt, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich Nichts, als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margarethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Katharine rufen hörte, stand sie auf, ging an's Bette und sah ihrem sterbenden Manne in's Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt) richtete ihre Augen auf und reckte die Hände zum Himmel und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie alle waren voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bette auf die Knie und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich, er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margarethe faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: »Leb' wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder.« So wie sie das sagte, sank sie wieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margarethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid.

Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein war ein störrischer, wunderlicher Mann; allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling in's Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: »Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben;« und der Text zur Leichenrede war: »Ei du frommer und getreuer Knecht! Du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!«

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthür über, da, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam her, girren und liebkosen sich zwischen dem Grase und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

Stilling.

13. Das Seetreffen bei Nacht.

Um ihren ausgebreiteten Handel kräftiger zu schützen, rüstete die ostindische Compagnie in Holland im Jahre 1615 eine Flotte von 7 Schiffen aus und untergab sie dem Befehl eines sehr geübten Seemannes, des Joris van Spielbergen.

Der königlich spanische Rath in Peru hatte jedoch kaum hiervon Nachricht erhalten, als er diese Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Schiffzahl dennoch höchst gefährlich schien, auf jede mögliche Weise zu vernichten beschloß und, weil er den geübten Holländern auf offener See nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern, um sie dort von der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit angreifen zu können. —

Nur der spanische Admiral, Don Rodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in Peru, setzte diesem bedachten Plane seinen jugendlichen Uebermuth entgegen und versicherte, daß er (so lauten seine eigenen Worte), die jungen holländischen Hunde und verzagten Bruthühner blos mit zwei Schiffen einzufangen sich getraue, zumal sie, sichern Nachrichten zufolge, bei der Durchfahrt in der Magellanischen Straße einen schweren Sturm ausgehalten hätten und hierdurch bis aufs äußerste abgemattet, sich ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel diese stolze Vermessenheit; er vertraute dem Don Rodrigo und gab ihm eine Flotte von 8 Schiffen, um die Holländer wirklich in offener See aufzusuchen. Das Admiral-Schiff, Jesus Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen besetzt; das Vice-Admiral-Schiff, Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes,

führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord; das vierte Schiff, St. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geschütz; das fünfte Schiff, Maria del Rosario, 150 Mann und 4 Stücke, und die drei letztern Schiffe waren ohne schweres Geschütz nur mit Soldaten bemannt.

Der holländische Admiral van Spielbergen erfuhr zwar seiner Seits auch bald genug, daß diese feindliche Flotte zu seiner Vernichtung in See gestochen sei, er stieg aber nichts destoweniger mit seiner Mannschaft auf dem Eilande Santa Maria ans Land, machte in den dort befindlichen spanischen Niederlassungen große Beute und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeschifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reich beladenes spanisches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannschaft und Ladung geborgen war, versenken ließ.

Kaum war jedoch diese Beute errungen, als man von fern auch schon die Wimpel der feindlichen spanischen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, so, daß am Abend beide Flotten schon einander dicht gegenüber lagen. Der spanische Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, einer der erfahrensten Seeleute jener Zeit, ließ seinen jugendlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtsinnige, allzuhitzige Rodrigo blieb taub für jeden verständigen Rath, segelte dreist auf das holländische Admiral-Schiff, die Sonne genannt, los und kam ihm in der zehnten Abendstunde so nahe, daß er ihm die stolze Aufforderung, sich ohne Weiteres zu ergeben, selbst zurufen konnte. Spielbergen aber beantwortete dieses Gebot mit einer vollen Salve aus grobem und kleinem Geschütze und begann denn wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Seetreffen. Der Himmel war zwar allenthalben mit finstern Wolken überhangen, als habe auch er sich zum Kampfe gewaffnet; dennoch aber ruheten die Elemente und wollten stumme Zeugen sein, und die tiefe Windstille ließ das Toben des unsichtbaren menschlichen Kampfes nur desto grausenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; — aber die Nacht verhüllte Alles, was geschah; keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde nicht zum Zielpunkt zu dienen, und nur in den bläulichen Blitzen des krachenden Geschützes erkannten sich die Feinde für den Augenblick und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verschlungen war, nur das Jammer-Geschrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbst die Freunde suchten sich oft vergebens; sie durften trotz der Besorgniß, sich einander selbst zu vernichten, die Wuth des Kampfes nicht hemmen, und der Zufall wurde beschworen, die Kugeln nur auf Feindes-Herzen zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen und

trafen fast mit jedem Schusse, dergestalt, daß sich das spanische Admiral-Schiff, sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest, es mußte Stand halten und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden sein, wenn nicht ein anderes spanisches Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. — Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Noth trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier weggeschlagen, und so versank es dann bald darauf mit Allem in der Fluth. Kaum hatte die holländische Jacht hier gesiegt, als der spanische Admiral, aufs neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß und gezwungen auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem holländischen Vice-Admiral-Schiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Officier auf demselben, ein alter vertrauter Waffenbruder des Capitains der Jacht, bat den Vice-Admiral, seinem Freund zu Hülfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein Boot und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen. Allein der Capitain, von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahende Feinde, und während er den Angriff des feindlichen Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten, rettenden Freundes in den Grund. — —

Als der Morgen endlich nach dieser schaudervollen Nacht aufdämmerte und Alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hülfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter das fast noch unbeschädigte Schiff seines Vice-Admirals gelegt, wo es Schutz zu finden glaubte; allein van Spielbergen griff beide aufs neue an, und es kam zwischen den Admiral- und Vice-Admiral-Schiffen beider Theile zu einem neuen mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das holländische Schiff, Aeolus, auch herbei eilte, und die Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe an einander trieben und Bord an Bord legten, um aus einem derselben in das andere flüchten zu können. Das Vice-Admiral-Schiff war jetzt am härtesten getroffen worden, es drohete zuerst zu sinken; Alles floh daher auf das Admiral-Schiff hinüber. Allein dies befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der geringste Theil der Mannschaft, welche noch am Leben war, eilte auf das Vordertheil des Schiffes, wo Einige die weiße Fahne aufsteckten, Andere sie wieder herabrissen und lieber zu sterben, als sich zu ergeben beschlossen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweif-

lung, Feigheit gegen Muth, Lebensluſt gegen Todesverachtung, und ſo den Kampf gegen die Feinde vergeſſend, trieben ſich die Spanier, taub gegen die Stimme des Befehlshabers, ſelbſt aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte ſich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den holländiſchen Vice-Admiral wie einen Schiedsrichter zwiſchen die beiden ſpaniſchen Schiffe. Dies gab den Spaniern die Beſinnung wieder; ſie klammerten ſich nun ſofort an den Bord des feindlichen Schiffes, um es ſiegend zu erſteigen, wurden aber auch hier abgeſchlagen, und der ſpaniſche Admiral verſuchte nun mit vollen Segeln und vom Winde begünſtigt, endlich ſeine letzte Rettung in der Flucht. Zwei holländiſche Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg — man hat aber niemals je wieder Etwas von ihm erfahren. Während deſſen hatte van Spielbergen das ſpaniſche Vice-Admiral-Schiff nach langem hartnäckigen Widerſtande endlich doch erobert und die Mannſchaft deſſelben zu Gefangenen gemacht. Sie ſollte nebſt ihrem Befehlshaber, dem Vice-Admiral Don Pedro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erſcheinen. Allein Don Pedro beſtand darauf, ſein Schiff nicht eher, als nach Verlauf der nächſten Nacht verlaſſen zu wollen, indem er deßhalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugeſtanden, und van Spielbergen, der Sieger, vermochte es über ſich, den heldenmüthigen Beſiegten auf ſeinem halbzertrümmerten Schiffe ſelbſt zu beſuchen. Hier fand er Don Pedro mit dem Reſte ſeiner Officiere ruhig beim Abendbrod; zwei ſtattliche Jünglinge, ſeine Söhne, ſaßen ihm zur Seite. Der alte Vice-Admiral erhob ſich langſam von ſeinem Sitze, als van Spielbergen in die Kajüte trat; ſeine grauen Haare waren noch voll Blut, und ſeine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

»Seid mir willkommen, Herr Admiral!« rief er aus, »ihr habt ein volles Recht, mein Gaſt zu ſein. Nehmt den Becher! wir trinken ſo leicht nicht wieder zuſammen!«

Spielbergen trank, und als er wieder gehen wollte, und er dem Gefangenen die Hand bot, ſprach Don Pedro: »Ich wünſch' euch von Herzen heut' eine gute Nacht, denn ihr habt ſie verdient; mögt ihr mir morgen früh dafür doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünſchen!« ſo ſchieden ſie.

Als aber der nächſte Morgen aufging, war das eroberte Schiff verſchwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es ſich ſeiner großen Beſchädigungen wegen nur noch wenige Stunden über dem Waſſer werde erhalten können, und entſchloſſen, lieber den Tod, als die Gefangenſchaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren ſie denn alle im tiefſten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrathe,

und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdeck, blickte wehmüthig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche schwammen, und die Hand nach den Wolken empor streckend, rief er aus: »Guten Morgen! Don Pedro!«

Ernst v. Houwald.

14. Die Gespenster.

In einem Winkel von Westphalen liegt ein altes Schloß, das seit Jahrhunderten der Familie Ternow angehörte. Die dicken Mauern mit vorspringenden Strebepfeilern, die runden Thürmchen, die überall an den Mauern hängen, die zum Theil verwitterten und zerstörten Zinnen — Alles das verkündigte schon von fern, daß seine Erbauer einer Zeit angehörten, wo man mehr Ursache hatte, auf Sicherheit als auf Schönheit zu denken. Der größte Theil dieses Schlosses war unbewohnt, wenn man nicht die Dohlen für Bewohner rechnet, die sich mit ihrem einförmigen Geschrei in großen Schaaren um die Thürme schwenkten, oder die zahllosen Ratten, denen die langen wüsten Gänge zu Rennbahnen dienten, oder die Kauze und Eulen, die hauptsächlich eine halbverfallene Warte eingenommen hatten und sich von hier aus die Säuberung des alten Hauses von Mäusen mit Eifer, aber ohne sonderlichen Erfolg angelegen sein ließen. Nur Ein Flügel des Schlosses war, wenn man es so nennen kann, etwas eingerichtet, das heißt, in Einem Zimmer waren die herabhängenden Fetzen der alten Leder-Tapeten — sie waren vor Jahren vergoldet gewesen — mit Nägeln an die Wand befestigt, die runden Fensterscheiben waren ausgeflickt, und aus den übrigen Zimmern waren einige Tische und Stühle — ein Dutzend etwa — deren Füße am wenigsten wackelten, aber ohne bedenkliche Rücksicht auf Gleichförmigkeit der Gestalt, Größe und Farbe, hier zusammengetragen. In diesem Zimmer, an welchem ein großer Alcoven als Schlafkammer hing, wohnte der alte Rittmeister Ternow, welcher beim spanischen Erbfolge-Kriege einige Feldzüge bei der Reichsarmee mitgemacht und sich dann zur Ruhe begeben hatte, um auf dem Erbsitze seiner Ahnherrn, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, in Gesellschaft einer Haushälterin auf seinen Lorbeern auszuruhn.

Wie das Schloß, so waren auch seine Umgebungen verwildert. Auf dem Hofe wuchs das Gras fast lustiger, als auf der Wiese, und in dem Garten waren die Wege mit Distelbüschen und Nesseln zugewachsen. Rund umher lagerten sich traurige Föhrenwälder mit allerlei Gebüsch durchzogen, das nicht hineingehörte, und überall stiegen graue Felsen zwischen den Bäumen empor, in denen Luchse und wilde Katzen ziemlich ungestört wirthschafteten. Mit einem Worte: Alles war wüst, schauerlich

und öde, und wo sich das Land öffnete, hatte sich eine sumpfige Steppe gelagert, von Schilf und Binsen umstarrt, in denen sich das Brüllen der Rohrdommeln mit dem Kreischen der Kibitze und wilden Enten mischte, die schwerfällig über dem Pfuhle schwebten. Etwas lustiger war es bei Nacht. Denn wenn im Sommer die Sonne hinter den Bergen war, erhoben die Frösche chorweis ihren Gesang, und überall hüpften leichte Flämmchen auf, die zu dem Frosch-Concerte zu tanzen schienen, sich bald vereinigten, bald wieder trennten und bisweilen in eine große helle Flamme zusammenbrannten. In der ganzen Gegend hielt man das für einen Gespenster-Sabbath, und Niemanden war wohl dabei zu Muthe.

So wüst und häßlich nun das Alles war, so hätte es doch mit einiger Mühe recht hübsch und romantisch gemacht werden können; wie es denn allerdings unter den vorigen Besitzern ganz anders ausgesehen hatte. Auch war wirklich bei dem alten Rittmeister oft die Rede von Veränderungen und neuen Schöpfungen. Aber es blieb auch beim Reden. Ein Jahr verging nach dem andern, und da die Unordnung immer mehr Ueberhand nahm, und die Umschaffung immer schwieriger wurde, beredete er sich am Ende, es könnte nicht anders sein, lebte in dem Gleise der alten Gewohnheit fort und wurde endlich eines Morgens auf seinem zerrissenen Sopha todt gefunden.

Die nächste Verwandte und einzige Erbin des Rittmeisters war eine junge Wittwe, eine Frau von heiterm Sinn, die bisher in einer wenig erfreulichen Ehe mit dem Neffen des Verstorbenen und in sehr beschränkten Umständen gelebt hatte. Die Nachricht von der Erbschaft kam ihr also nicht unerwünscht, und um den Tod des Erblassers hatte sie desto weniger Ursache, sich zu betrüben, da sie ihn nie gesehn und nie ein Zeichen des Wohlwollens von ihm erhalten hatte. Wenige Tage nach dem Empfange der Nachricht setzte sie sich mit einem Kammermädchen in den Wagen und eilte dem Schlosse Ternow zu, von dem sie Nichts wußte, als daß es ein alter und einträglicher Besitz ihrer Familie war. Seinen jetzigen Zustand ahnete sie nicht. Vielmehr setzte sich ihre Phantasie aus dem, was sie in Romanen und Rittergeschichten von alten Burgen gelesen hatte, das Bild einer Alhambra zusammen, voll alter fürstlicher Pracht, seltsamen, aber reichen Hausgeräthes, großen Rittersälen und herrlichen stillen Kapellen. Sie spielte unterwegs mit diesen Bildern, und es kam ihr ergötzlich vor, mit ihrem modischen Aufzuge, ihrem Stickrahmen und ihrem Forte-Piano in den hohen Pracht-Sälen zu wirthschaften, in denen einst, wie die Sage ging, der gewaltige Ritter Detlev von Ternow den Raugrafen Bobo, von dem er beim Armbrustschießen überwunden worden, beim geräuschvollen Mahle im Trinken aus dem Schwenkkessel besiegt hatte.

Die Reise ging nun ganz glücklich von statten bis in die

Nähe des Schlosses. Als aber schon die Zinnen der alten Mauern und die halbverfallene Warte über die Bäume hervorschauten, und der künftigen Besitzerin das Herz vor Ungeduld pochte, wurden die Wege so schlecht, daß auch dem Muthigsten bange werden konnte. Es konnte zweifelhaft sein, ob die ungeheuren Löcher, die den Weg überall unterbrachen, oder die großen Steine, die zur Ausbesserung des Weges in die Löcher geworfen worden, gefährlicher waren; genug, der Wagen wurde, wie ein Schiff auf den Wellen, hin und her geworfen, und jeder Schritt drohte Lebensgefahr. Endlich war denn doch auch der unermeßliche Schmutz überwunden, und man kam mit zerschellten Rädern an das Schloßthor, dessen Pfeiler sich nur mit Mühe aufrecht erhielten, um an ihren verrosteten Angeln zwei Thorflügel zu halten, an denen der Zahn der Zeit oben und unten genagt und mehr als ein Brett ausgerissen hatte. Auf dem Hofe, wo eine Schweinemutter mit einem großen Gefolge von Ferkeln bis über den Bauch im Grase ging, wurde Frau von Ternow von dem Verwalter — dem vormaligen Diener des Rittmeisters — und seiner Familie empfangen, die aus der Haushälterin und zwei Söhnen bestand. Die beiden Alten waren die Freundlichkeit selbst, und die Kratzfüße des Verwalters und die Knixe seiner Frau wollten kein Ende nehmen. Die Söhne aber zogen verdrießliche Gesichter, sahen mit untergeschlagenen Armen den zerschellten Wagen an und konnten nur durch die wiederholten Mahnungen des Vaters bewogen werden, faul und schläfrig genug, beim Abpacken des Koffers die Hand zu bieten.

War nun die Annäherung und der erste Eintritt in den neuen Besitz keineswegs anlachend, so war das Innere des Schlosses noch weniger mit den Bildern zu vereinigen, welche die Einbildungskraft der jungen Wittwe unterwegs geschaffen hatte. Sie durchlief an dem Arme ihres Röschens die langen staubigen Gänge und ließ die keuchende Haushälterin hinter sich, die sie mit unendlichen Entschuldigungen über den traurigen Zustand des Schlosses langweilte und Alles auf den Eigensinn des seligen Herrn schob. Es war freilich arg. Durch die mit hundertjährigem Schmutze überzogenen Fensterscheiben fanden die Sonnenstrahlen den Weg nicht mehr; dagegen ging Sturm und Regen ungehindert durch die Löcher darin und tobte in dem Innern fast nicht weniger frei als außerhalb. Am ärgsten war es auf dem langen Corridor, der die Kapelle des Schlosses mit der verfallenen Warte verband. Hier hingen die lebensgroßen Bilder der alten Herren von Ternow der Reihe nach in ritterlichem Schmuck, mit großen Doggen zur Seite; aber in welchem Zustande! Bei den meisten hatte sich die Leinewand von den Rahmen losgegeben und hing bis auf den Boden herab; andere waren jämmerlich zerschlitzt; aber alle mit Schmutz überdeckt. Denn hinter ihnen und über ihnen nisteten an den Rahmen

umher Schaaren von Vögeln, die durch die zerlöcherten Fenster freien Durchgang hatten und jetzt nicht wenig verwundert waren, als ein menschlicher Fußtritt ihre alte Freistatt zu betreten wagte. Mit zornigem Ungestüm fuhren sie von ihren Nestern in die Höh' und regten solche Gewölke von Staub auf, daß Frau von Ternow für gut fand, umzuwenden, ohne den großen Detlev von Ternow unter ihren Ahnen aufzusuchen, und das furchtsame Kammermädchen versicherte, daß sie noch nie einen Begriff von einem bezauberten Schlosse gehabt habe, als jetzt.

Nach dieser vorläufigen Untersuchung des Innern kam es auch an die Umgebung des Schlosses. Es war überall dasselbe, überall das Bild der Unordnung, der Vernachlässigung und der widrigsten Trägheit. »Wir werden Arbeit bekommen,« sagte Frau von Ternow zu der Haushälterin, die sich immer an ihrer Seite hielt und sie mit süßlicher Freundlichkeit umschmeichelte, »wir werden Arbeit bekommen, um diese Wildniß umzuschaffen.« — Sie erklärte hierauf, daß sie ihren Aufenthalt hier zu nehmen entschlossen sei und das Gut selbst bewirthschaften wolle; denn auf dem Lande erzogen, hatte sie die Liebe zum Landleben erhalten und befand sich im Besitze der Kenntnisse, die zur Verwaltung einer weitläuftigen Oeconomie erfordert werden. Zugleich gab sie dem Verwalter Befehl, Arbeiter zu dingen und so schnell als möglich mit der Reinigung des Schlosses, des Hofes und der Gärten anzufangen. Wäre dieses geschehen, so sollte das Baufällige ausgebessert, das Mangelnde herbeigeschafft, und so immer weiter raschen Schrittes in der Wiederherstellung der verfallenen Wirthschaft vorgeschritten werden.

Diese Befehle wurden mit scheinbarer Unterwürfigkeit angehört, und ihre pünktliche Erfüllung mit lächelnder Miene versprochen.

Gegen Abend, als sich Frau von Ternow von ihrem Mädchen auskleiden ließ, sagte dieses: »Ich sollte es ihnen freilich nicht wieder sagen, aber wie kann ich es auf dem Herzen behalten? Auch ist es ja im ganzen Orte bekannt, daß der selige Herr Rittmeister umgeht. Ueberall sieht man um Mitternacht schwarze Hunde mit feurigen Augen umherlaufen und heulen — es mögen wohl die Doggen sein, die auf den häßlichen Bildern abgemalt sind — und auch den seligen Herrn selbst hat man gesehen, bald oben auf der Warte, wie einen geharnischten Mann, bald im Leichentuche am Fenster. Seine Gestalt und Geberde sollen fürchterlich sein. Das komme daher, sagen sie, weil er der Letzte von dem Mannsstamme der Ternows gewesen ist; und weil er keine Sorge getragen hat, sein Erbschloß, das seit Jahrhunderten den Ternows gehört, wieder einem seines Namens zu hinterlassen, so hat er im Grabe keine Ruhe.«

»Und wo hast du alle diese schönen Geschichten her?« fragte Frau von Ternow. »Wir sind kaum einen halben Tag hier, und

schon bist du in die Geheimnisse des Schlosses eingweiht.« — »O es sind keine Geheimnisse, gnädige Frau,« erwiederte Röschen; »Jedermann weiß es, und die Haushälterin sagt, die Furcht sei so groß in der ganzen Gegend, daß man Mühe haben werde, Arbeiter zu finden, die sich mit der bedenklichen Säuberung dieser Geisterherberge befassen würden. Es ist auch wahrhaftig kein Wunder,« fuhr sie fort. »Man mag nun von Gespenstern halten, was man will, so ist ja das wüste Schloß allein schon im Stande, einem Grausen zu verursachen, wenn es auch ganz still darin ist. Ich ängstige mich schon jetzt, daß mir die geharnischten Männer auf dem langen Gange im Traume vorkommen; denn ich meine immer, sie müßten heruntersteigen und mit ihren großen Stöcken — (sie meinte Lanzen) — in das Geschmeiß schlagen, das so wild um sie her burrte. In der verfallenen Warte aber, sagt die Verwalterin, sind tiefe, tiefe Gefängnisse, in denen viele hundert Menschen umgekommen sind, und es hängen noch die alten Ketten an der Wand, und an eine davon ist sogar ein menschliches Skelett angeschmiedet.« —

Frau von Ternow blieb indessen bei der Erzählung aller dieser schrecklichen Dinge vollkommen ruhig. — In Röschens Kopfe aber spukten jetzt alle schauerlichen Geschichten von Gespenstern und bezauberten Schlössern, die sie in ihrem Leben gehört oder gelesen hatte; und so wie die Nacht dunkler wurde, wurde sie immer stiller und stiller. Nur selten wagte sie es, scheue Blicke in die dunkeln Ecken des großen wüsten Gemachs zu werfen, und diese wurden immer von neuem und mit immer steigender Angst von dem düstern Alcoven angezogen, der die gewöhnliche Schlafstätte des verstorbenen Rittmeisters gewesen war und in wenigen Stunden — sie konnte es nicht ohne innern Schauder denken — sie und ihre Gebieterin aufnehmen sollte. Es verminderte ihre Angst auch eben nicht, daß die Nacht so stürmisch war, und der Wind immer heftiger gegen die schlechtverwahrten Fenster anprallte; oder daß der alte Wetterhahn auf seinem rostigen Sitze, vielleicht auch hier und da eine lebendige Eule zwischen die einzelnen Windstöße kreischte. Unterdessen saß Frau von Ternow ganz ruhig mit einem Buche in der Hand und erwartete den Schlaf. Jetzt schlug die eilfte Stunde auf dem Kirchthurm des Dorfes. Der Wind schien heftiger zu brausen, der Regen prasselte in Strömen auf das Dach, und ein dumpfes Rollen, wie von einem fernen Gewitter begleitete das nähere Getös'. — »Haben sie Nichts gehört?« rief Röschen und schlug die Hände zusammen. »Hören sie! schon wieder.« — »Es scheint ein fernes Gewitter zu sein,« antwortete Frau von Ternow; »etwas früh im Jahr, aber doch nicht unerhört. Damit dir die Furcht vergeht, so nimm das Buch und lies mir vor. Meine Augen sind angegriffen.«

Röschen nahm das Buch und las, als sie von neuem auf-

schrie; denn das Rollen wurde heftiger, und man konnte wohl bemerken, daß es nicht von außen kam. Vor dem Fenster aber ließ sich bald näher, bald ferner ein schrillendes Kreischen vernehmen, welches von Zeit zu Zeit von einem dumpfen Bellen unterbrochen wurde. Auch Frau von Ternow wurde jetzt aufmerksam; aber nachdem sie den Riegel vor die Thür geschoben und die schutternden Fenster verwahrt hatte, setzte sie sich wieder und befahl Röschen weiter zu lesen. — »Nichts ist täuschender,« sagte sie, »als das Gehör in der Nacht. Alles klingt da lauter, fürchterlicher, zumal wenn man den Kopf voll Gespenster hat.« — Das Mädchen las mit bebender Stimme. Der Lärm rastete ein wenig, aber nur, um am Ende der Mitternachtsstunde mit verdoppeltem Ungestüm zu rasen. Auf und ab ging das Donnern; große Massen schienen sich fortzuwälzen, niederzustürzen, gegen einander zu schlagen. Am wüthendsten tobte es, als die Thurmglocke zwölf anschlug; und dann hörte es plötzlich auf. — Röschen hatte das Buch schon längst hingelegt. Mit verhülltem Gesichte, mit zitternden Händen und Füßen saß sie da; und als es zwölf angeschlagen hatte, und Alles still war, beschwor sie mit kaltem Angstschweiße auf der bleichen Stirn ihre Herrin, das schreckliche Haus mit Tagesanbruch zu verlassen und sich nicht noch einmal dieser entsetzlichen Gefahr bloß zu stellen.

Frau von Ternow hatte indeß ihre Fassung nicht verloren; sie legte sich, da Alles ruhig blieb, zu Bett und schlief bald darauf ein. Ihrem Mädchen wurde es nicht so wohl. Alles Zureden ihrer Herrin konnte das arme Ding nicht hindern, bei dem kleinsten Geräusch, bei dem geringsten Windzuge zusammenzufahren, den Kopf unter die Decke zu stecken und sich mit den fürchterlichsten Bildern bis zum hellen Morgen zu martern.

Die übrige Nacht verging indeß recht ruhig, und die Sonne ging am Morgen heiter auf. Ziemlich früh erschien die Haushälterin, freundlich, wie immer, aber doch mit einem etwas verstörten Gesicht. Es schien ihr Etwas auf dem Herzen zu liegen, was sie sagen und auch nicht sagen wollte, und nach mancherlei Einleitungen, Ausrufungen und abgerissenen Redensarten brach sie endlich los und erzählte, daß sie noch nie in ihrem Leben eine so fürchterliche Nacht gesehen habe. »Ich bin alt und habe wohl viel erlebt,« sagte sie, »es ist auch nichts Seltenes, hier Dinge zu sehen, wie man anderwärts nicht erfährt — das weiß ja Jedermann — aber das sind wir gewohnt und achten's nicht groß. Aber ein Rumor, wie in dieser Nacht war, ein Gekreisch, als wenn alle die Unglücklichen, die jemals in dem alten Burgverließ erwürgt und abgeschlachtet worden sind, durch einander schrien und Rache forderten, das stundenlange Donnern und Rollen in dem Thurme und dazwischen das Bellen der Höllenhunde — so Etwas haben hier die ältesten Leute nicht gehört.«

Es war wohl natürlich, daß dem armen furchtsamen Röschen bei dieser Erzählung die Haare von neuem zu Berge standen. Sie sah ihre Gebieterin mit forschenden Blicken an und hoffte, in ihren Augen den Entschluß zu lesen, das verwünschte Schloß augenblicklich zu verlassen. Diese hörte freilich auch aufmerksam zu und fragte nach dem, was man schon sonst von dergleichen bemerkt habe, schloß aber, als sie der fürchterlichen Erzählungen müde war, mit Wiederholung des Befehls, Arbeiter zu schaffen, um unverzüglich die Reinigung des Schlosses anzufangen. Ich übergehe hier die Gespräche, die den Tag über zwischen Frau von Ternow und Röschen vorfielen, auch die mancherlei Nachrichten, die Röschen wieder in der Stube des Verwalters einsammelte und ihrer Herrschaft getreu wiederholte, auch die immer steigende Angst des armen Mädchens, wie es immer dunkler und dunkler wurde — genug, es wurde wieder Nacht, und wenn die vorige unruhig gewesen war, so war diese schrecklich. Das Bellen, die kreischenden Stimmen, das Donnern und Rollen — Alles das fand sich wieder ein; außerdem fuhren heftige Blitze hin und her und erleuchteten das verfallene Gemäuer des Hofraums; und doch war der Himmel heiter, und kein Wölkchen daran zu sehn. Man hörte harte Fußtritte, ohne daß ein Mensch zu sehen war, und fürchterlicher als Alles, ein Klirren und Rasseln von Ketten und dazwischen ein Geräusch, wie von dem schlürfenden Gange eines gefesselten Menschen. Von Röschens Angst brauche ich nicht zu sprechen; sie wagte nicht die kleinste Bewegung auf ihrem Stuhle; aber auch Frau von Ternow schien weniger gefaßt, als in der vorigen Nacht. Wenigstens ging sie im Zimmer auf und ab, sah durch das Fenster, prüfte das Schloß an der Thür und schien in tiefen Gedanken zu sein. Der Spuk stieg mit jeder Minute; immer häufiger und heller wurden die Blitze, immer wilder das Poltern, immer gräßlicher das Ketten-Geklirr; und als der erste Schlag der Mitternachtsstunde ertönte, fiel ein Schuß, wie aus einem großen Geschütz, so daß Frau von Ternow vom Stuhl in die Höhe fuhr, und Röschen ohnmächtig zu Boden fiel. —

Das arme Mädchen hatte einige Zeit nöthig, eh' es mit Hülfe ihrer Herrin wieder zu sich kam; aber ihre Furcht zu mindern, das vermochten alle Vorstellungen nicht. »Du siehst doch,« sagte Frau von Ternow unter andern, »daß diese Geister wenigstens an Ordnung gewöhnt sind, was man in einem solchen Wohnsitze der wüstesten Unordnung schätzen muß. Ihre Anstrengungen sind nicht gering, und so mögen sie am Ende auch der Ruhe bedürfen, wie wir. Laß uns diesen Waffenstillstand benutzen und zu Bett gehn. Es ist ja Alles so still. Morgen mögen wir dann — du weißt, daß besserer Rath über Nacht kommt — die Sache weiter überlegen und unsre Maßregeln nehmen.«

Ich weiß nicht, ob diese Reden das arme Kind sehr beru-

higten; aber so viel ist gewiß, daß Frau von Ternow selbst in dieser Nacht nicht viel schlief. Wie groß aber war Röschens Freude, als sie beim Aufstehen Befehl gab, einzupacken, den Wagen aus dem Schoppen zu ziehn und bei dem Posthalter Pferde zu bestellen. Diese Befehle wurden auf das schnellste erfüllt. Nach Verlauf von einigen Stunden saß Frau von Ternow im Wagen und fuhr, nicht nach ihrer vorigen Heimath, sondern nach der entgegengesetzten Seite hin, nach dem Landsitze eines Verwandten, der hier in der Zwischenzeit des Krieges mit noch einigen andern Officieren der Ruhe genoß. Ueber das Ziel ihrer Reise oder ihre Rückkehr äußerte sie Nichts. Auch über sonst Nichts ließ sie Befehl zurück.

Nach Verlauf von wenigen Tagen aber kehrte sie, mit Zurücklassung ihres furchtsamen Kammermädchens, ganz allein gegen Abend in das verwünschte Schloß zurück.

Die Familie des Verwalters schien nicht wenig über diese Rückkehr verwundert, und die alte Haushälterin hatte kaum ihrer gnädigen Frau aus dem Wagen geholfen, als sie von den Ereignissen der vorigen Tage berichtete. »Von unsern Männern,« sagte sie, »wagt sich keiner mehr in der Dunkelheit hinaus; denn schon hat es nach den Knechten mit Steinen geworfen und sie zu Boden gerissen, und an allen Fenstern stehen weiße Gesichter, wie mit Spinneweben überzogen und machen drohende Mienen. — Fürchten sie sich denn gar nicht, gnädige Frau?« setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu. »Dann haben sie mehr Muth, als ein Mann.«

»Was kann ich thun?« antwortete Frau von Ternow. »Mein Fürchten oder Nichtfürchten kann in der Sache Nichts ändern. Ich muß suchen, mich an den Spuk zu gewöhnen. Vielleicht, daß es die Geister müde werden. Es ist freilich schrecklich genug, und ich würde mich zu Tode fürchten, wenn ich allein hier zubringen müßte. Aber sie, meine gute Verwalterin, kann bei mir bleiben. Sie ist die Sache schon mehr gewohnt und kann die Stelle meines Mädchens vertreten, das ich krank habe zurücklassen müssen. Wahrscheinlich eine Folge des Schreckens.«

Die Haushälterin machte Einwendungen und schützte ihre eigene Furchtsamkeit vor. Es half aber nichts. Sie mußte sich gefallen lassen, ihrer Herrschaft Gesellschaft zu leisten.

Auch jetzt fing nun, wie jedesmal vorher, mit dem Schlag elf der Lärm im Schlosse an. Die Haushälterin zitterte und murmelte allerhand Reimgebetchen und Stoßseufzer vor sich her; Frau von Ternow aber ging auf und ab. Mit einmal wendete sie sich mit dem Ausdrucke des Entsetzens vom Fenster ab; denn eine weiße Gestalt erhob sich davor und sank wieder zurück, und dann eine zweite und dritte eben so. Dreimal stiegen die furchtbaren Gestalten auf und nieder, beugten sich, schrumpften zusammen, schwollen wieder auf und schwenkten sich um und

durch einander. Mit offenem Munde starrte die Alte die Erscheinungen an, verhüllte sich das Gesicht, sah wieder hin und vermochte kaum, sich auf ihrem Sitze zu halten, während im Innern des Schlosses das Poltern und Rasseln ununterbrochen fortging. Aber wie groß war erst ihr Schrecken, als zwei dieser Geistergestalten mitten im Zimmer standen — die dritte hielt am Fenster auf dem Hofe Wache und nickte fürchterlich — und eine von ihnen mit tiefer Grabesstimme die Alte anredete: »Hast du nicht während deines ganzen Lebens schon genug gesündigt, daß du nun auch noch am Rande des Grabes die Todten in ihrer Ruhe störst und mit den Geistern Scherz treibst? Du hast nun, was du verdienst. Die Todten, die in diesen Mauern ohne Buße dahin gestorben sind, haben sich aus den Gräbern erhoben, um dich mit sich in die dunkle Gruft, die sie umschließt, hinabzuschleppen.« — Während der Eine so sprach, streckte der Andere eine entfleischte Todtenhand nach ihr aus und enthüllte ein Gesicht, das statt der Augen nur Höhlen, statt des Mundes nur Zähne zeigte. — Die Alte fiel zu Boden, schrie um Erbarmen und bekannte ihre Schuld. — »Wer sind,« sagte die vorige Stimme, »wer sind die Geister, die jetzt in diesen Räumen mit Ketten klirren und mit Kugeln rollen? Wir kennen sie nicht. Sage die Wahrheit, oder du bist des Todes in diesem Augenblick.« — »Ach,« schrie die Alte und rang die Hände, immer auf den Knien liegend, »es sind keine Geister.« »Wer ist es denn?« fragte die Stimme noch fürchterlicher, als vorher. »Ach es sind meine Söhne,« wimmerte die Alte, »die nur so ihren Scherz treiben.« — »Solche Scherze,« antwortete die Stimme, »werden von den Todten nicht vergeben. Du erwarte dein Schicksal hier; die Bösewichter, die dir dienen, werden auch ihrer Strafe nicht entgehn. Schon schwebt die Hand des Todes über ihnen.« —

Indem der Geist so sprach, fing die Thurm-Uhr an, zwölf zu schlagen, und das Getümmel im Schlosse endigte, wie gewöhnlich, mit einem furchtbaren Schlage. Sogleich huschten die Geister zur Thür hinaus, und wenige Augenblicke nachher erscholl von außen, in der Nähe der Hausthür, ein jämmerliches Angstgeschrei. — »Erbarm es Gott!« schrie die Haushälterin, die umsonst versuchte, vom Boden aufzustehn; »sie erwürgen meine Söhne,« rief sie; »ach, es ist Gottes Strafe für den schweren Frevel!« — und so jammerte die Alte und wand und krümmte sich auf der Erde. Unterdessen hatten die fremden Geister die einheimischen, eben beim Entwischen aus der Hausthür von beiden Seiten überfallen, die Bestürzten niedergeworfen und mit Stricken gebunden. So gebunden wurden sie in das Zimmer der Frau von Ternow gebracht. Beim Hereintreten aber und auf der Schwelle des Zimmers wandelten sich die Todtenköpfe in blühende Männergesichter mit schwarzen Backenbärten um;

die weißen Leichentücher sanken zu Boden, und von dem Geisterspuk war Nichts mehr wahrzunehmen, als die Kugeln und Ketten, die sie ihren Gefangenen abgenommen hatten. Diese wurden am folgenden Morgen dem Amte übergeben. Der Verwalter und die Haushälterin nebst der ganzen Familie, die unter dem vorigen Besitzer den Herrn gespielt hatten und Nichts mehr fürchteten, als die kräftigen Veränderungen, welche die neue Besitzerin ankündigte, wurden unverzüglich fortgeschickt, das Schloß gereinigt, und die Ordnung in der Wirthschaft hergestellt. Zur Belohnung für den muthigen Kampf gab Frau von Ternow ihre Hand dem Officiere, welcher der Alten das Gewissen mit so gutem Erfolge geschärft hatte, und die Geister hatten eine solche Achtung vor ihm bekommen, daß nie wieder, weder im Schlosse, noch in der übrigen Gegend, das Mindeste von einem Spuke gehört wurde. Fr. Jacobs.

15. Merkwürdige Gespenster-Geschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, das ein schöner, braver Ort ist. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen der Rosse und erzählte einem Creuzacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reis'te, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schlößlein stand, und will über Nacht bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und seien schon drei Scharfrichter bei ihm über Nacht.« So erwiederte der Herr: »Ich will denn dort in das Schlößlein gehen; der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich schon hineinlassen und ein leeres Bett für mich haben.« Der Wirth sagt: »Manch schönes Bett mit seidenen Umhängen steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern, und die Schlüssel hab' ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahre mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben, und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweitenmale nimmer hinein.« Darüber lächelte der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der Nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: »Ich wills versuchen.« Trotz aller Widerrede mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben, und nachdem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespenster-Besuche versehen hatte, ging er mit dem Bedienten, den er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schlosse kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein

paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, der, in Goldpapier eingebunden, an einem rothen seidenen Bändelein unter dem Spiegelrahmen hing, und beschauete die schönen Bilder. Lange wollte sich Nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurme sich rührte, und die Glocke zwölf schlug, — eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, — da klopfte es dreimal stark an die Thür, und eine fürchterliche Gestalt mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leibe, trat in das Gemach und brummte mit fürchterlicher Stimme: »Ich bin der Großherr Mephistopheles. Willkommen in meinem Palast! und habt ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?« Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopheles mit fürchterlichen Grimassen und hoch gehobenen Knien gegen ihn her kam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: »In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so,« und stand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm die Pistole entgegen und sprach: »Halt, oder ich schieß!« Mit so Etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so geht's nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schützen. Aber Mephistopheles hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, kehrte langsam um und ging mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: »Jetzt ist keine Gefahr mehr,« nahm in die andere Hand ein Licht und ging dem Gespenste, das langsam einen Gang hinabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus und in den Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern über Nacht sein, als bei den Geistern. — Aber auf dem Gange, auf einmal, verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers, und war nicht anders, als wär' er in den Boden gesunken. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglanz entgegen kam, und er glaubte selber, jetzt geh' es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehn Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirdischen Gewölbe, aber sechs kuriose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopheles war auch da. Allerlei wunderbares Geräthe lag umher, und zwei Tische lagen gehäuft voll funkelnder Rößlein-Thaler, einer schöner, als der

andere. Da merkte der Fremde, wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, die alle Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schlosse ihre verborgenen Münzstöcke an, und waren vermuthlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Hauf' Bericht und Gelegenheit wußten; und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrien treiben konnten, fingen sie das Gespensterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so in Schrecken gesetzt, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorstellungen des Wirths im Dorfe kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsteres Gehalt geschoben und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten und sagten: »Es wird das Beste sein, wenn wir ihn umbringen.« Aber Einer sagte noch: »Wir müssen ihn zuerst verhören, wer es ist, und wie er heißt, und wo er sich herschreibt.« Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sei und nach Kopenhagen zum Könige reise, sahen sie einander mit großen Augen an, und nachdem er wieder in dem finstern Gewölb' war, sagten sie: »Jetzt steht die Sache schlimm. Denn wenn er vermißt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen ist und ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hanf ist dies Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet.« Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er Nichts verrathen wolle, und droheten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen; und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er sagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Hause mit grünen Läden. Darnach schenkten sie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er schauete ihnen zu, wie sie Rößlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab schien, und auf der Straße die Geißeln knallten, und der Kuhhirt hörnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen, bedankte sich für die gute Bewirthung und ging mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabackspfeife und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: »Gottlob, daß ich euch wieder sehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es euch gegangen?« Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deßwegen sagte er Nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief Alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er nachher reinen Mund und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wo-

chen kam auf der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue mit Silber eingelegte Pistolen von großem Werthe, eine neue goldene Uhr, mit kostbaren Demant-Steinen besetzt, eine türkische Tabackspfeife, mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene, mit Gold gestickte Tabacksblase und ein Brieflein drin. In dem Brieflein stand: »Dies schicken wir Euch für den Schrecken, den Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Eure Verschwiegenheit. Jetzt ist Alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wenn Ihr wollt.« Deßwegen hat's der Herr dem Creuzacher erzählt, und das war die nämliche Uhr, die er oben auf dem Berge herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storchen zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum gegeben.

Hebel.

II. Mährchen.

1. Die Höhle von Steenfoll.

Eine schottländische Sage.

Auf einer der Felseninseln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fischer in glücklicher Eintracht. Sie waren beide unverheirathet, hatten auch sonst keine Angehörigen, und ihre gemeinsame Arbeit, obgleich verschieden angewandt, nährte sie beide. Im Alter kamen sie einander ziemlich nahe, aber von Person und von Gemüthsart glichen sie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

Kaspar Strumpf war ein kurzer, dicker Mensch mit einem breiten, fetten Vollmondsgesicht und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu sein schienen. Er war nicht nur fett, sondern auch schläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauses, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fischfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Bestellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war sein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnase und scharfen Augen, war er als der thätigste und glücklichste Fischer, der unternehmendste Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigste Feldarbeiter auf den Inseln und dabei als der geldgierigste Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt;

aber da seine Waaren gut, und sein Wandel frei von Betrug war, so handelte Jeder gern mit ihm, und Wilm Falke (so nannten ihn seine Landsleute) und Kaspar Strumpf, mit welchem ersterer trotz seiner Habsucht gern seinen schwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, sondern waren auch auf gutem Wege, einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falkes habsüchtigem Gemüthe zusagte; er wollte reich, sehr reich werden, und da er bald einsehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das Reichwerden nicht sehr schnell vor sich ging, so verfiel er zuletzt auf den Gedanken, er müßte seinen Reichthum durch irgend einen außerordentlichen Glückszufall erlangen, und da nun dieser Gedanke einmal von seinem heftigwallenden Geiste Besitz genommen, fand er für nichts Anderes Raum darin, und er fing an, mit Kaspar Strumpf davon, wie von einer gewissen Sache zu reden. Dieser, dem Alles, was Falke sagte, für Evangelium galt, erzählte es seinen Nachbarn, und bald verbreitete sich das Gerücht, Wilm Falke hätte sich entweder wirklich dem Bösen für Gold verschrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürsten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke diese Gerüchte, aber allmählig gefiel er sich in dem Gedanken, daß irgend ein Geist ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widersprach nicht länger, wenn ihn seine Landsleute damit aufzogen.

Er trieb zwar noch immer sein Geschäft fort, aber mit weniger Eifer und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er sonst mit Fischfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zweckloſem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden sollte. Auch wollte es sein Unglück, daß, als er eines Tages am einsamen Ufer stand und in unbestimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als solle ihm von dorther sein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgerissenen Mooses und Gesteines eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu seinen Füßen rollte.

Wilm stand wie bezaubert; so waren denn seine Hoffnungen nicht leere Träume gewesen; das Meer hatte ihm Gold, schönes reines Gold geschenkt, wahrscheinlich die Ueberreste einer schweren Barre, welche die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun stand es klar vor seiner Seele, daß einmal irgendwo an dieser Küste ein reich beladenes Schiff gescheitert sein müsse, und daß er dazu ersehen sei, die im Schooße des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an sein einziges Streben; seinen Fund sorgfältig, selbst vor seinem Freunde verbergend, damit nicht auch Andere seiner Entdeckung auf die Spur kämen, versäumte er alles Andere und brachte Tage und Nächte an der Küste zu, wo er nicht sein

Netz nach Fischen, sondern eine eigends dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand Nichts, als Armuth; denn er selbst verdiente Nichts mehr, und Kaspars schläfrige Bemühungen reichten nicht hin, sie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verschwand nicht nur das gefundene Gold, sondern allmählig auch das ganze Eigenthum des Junggesellen. Aber so wie Strumpf früher stillschweigend von Falke den besten Theil seiner Nahrung hatte erwerben lassen, so ertrug er es auch jetzt schweigend und ohne Murren, daß die zwecklose Thätigkeit desselben sie ihm jetzt entzog; und gerade dies sanftmüthige Dulden seines Freundes war es, was jenen nur noch stärker anspornte, sein rastloses Suchen nach Reichthum noch mehr fortzusetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, so oft er sich zur Ruhe niederlegte, und seine Augen sich zum Schlummer schlossen, Etwas ihm ein Wort in's Ohr raunte, das er zwar sehr deutlich zu vernehmen glaubte, und das ihm jedesmal dasselbe schien, das er aber niemals behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieser Umstand, so sonderbar er auch war, mit seinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte Alles wirken, und auch dieses geheimnißvolle Flüstern half ihn in dem Glauben bestärken, daß ihm ein großes Glück bestimmt sei, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraschte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit desselben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu suchen. Diese Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, besteht aus einem langen unterirdischen Gange, welcher sich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die sich beständig mit lautem Brüllen schäumend durch denselben hinarbeiten. Diese Höhle war nur an einer Stelle zugänglich und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber selten von Anderen als muthwilligen Knaben betreten ward, indem zu den eigenen Gefahren des Orts sich noch der Ruf eines Geisterspukes gesellte. Mit Mühe ließ Wilm sich in denselben hinab und nahm ungefähr zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorspringenden Stein und unter einem überhängenden Felsenstück Platz, wo er mit den brausenden Wellen unter seinen Füßen und dem wüthenden Sturme über seinem Haupte in seinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem gescheiterten Schiffe, und was für ein Schiff es wohl gewesen sein möchte; denn trotz allen seinen Erkundigungen hatte er selbst von den ältesten Einwohnern von keinem an dieser Stelle gescheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er so gesessen, wußte er selbst nicht; als er aber endlich aus seinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war; und er wollte eben wieder emporsteigen,

als eine Stimme sich aus der Tiefe vernehmen ließ, und das Wort Car=mil=han ganz deutlich in sein Ohr drang. Erschrocken fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab: »Großer Gott!« schrie er, »das ist das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt! was, um's Himmelswillen mag es bedeuten? —« »Carmilhan!« seufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er schon mit einem Fuße die Spalte verlassen hatte, und er floh, wie ein gescheuchtes Reh, seiner Hütte zu.

Wilm war indessen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und sein Goldgeiz war auch überdies zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anschein von Gefahr hätte abschrecken können, auf seinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einst als er spät in der Nacht beim Mondschein der Höhle von Steenfoll gegenüber mit seiner Schaufel nach Schätzen fischte, blieb dieselbe auf einmal an Etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Masse blieb unbeweglich. Inzwischen erhob sich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig schaukelte das Boot und drohte umzuschlagen; aber Wilm ließ sich nicht irre machen; er zog und zog, bis der Widerstand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, sein Seil wäre gebrochen. Aber gerade als die Wolken sich über dem Monde zusammenziehen wollten, erschien eine runde, schwarze Masse auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort: Carmilhan! Hastig wollte er nach ihr greifen, aber eben so schnell, als er den Arm darnach ausstreckte, verschwand sie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter dem nahen Felsen Zuflucht zu suchen. Hier schlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, auf's neue die Qualen zu erdulden, die ihn sein rastloses Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jetzt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von fern Etwas auf sich zukommen sah. Er erkannte es bald für ein Boot und in demselben eine menschliche Gestalt; was aber sein größtes Erstaunen erregte, war, daß das Fahrzeug sich ohne Segel oder Ruder fortbewegte und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin sitzende Gestalt sich im geringsten um das Steuerruder zu bekümmern schien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilms Fahrzeug stille. Die Person in demselben zeigte sich jetzt als ein kleines, verschrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother, in die Höhe stehender Nachtmütze, mit geschlossenen Augen und unbeweglich, wie ein getrockneter Leichnam, da saß. Nachdem er es vergebens angerufen und gestoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befestigen und es wegführen, als das Männchen die

Augen aufschlug und sich zu bewegen anfing, auf eine Weise, welche selbst den kühnen Fischer mit Grausen erfüllte.

»Wo bin ich?« fragte es nach einem tiefen Seufzer auf holländisch. Falke, welcher von den holländischen Häringsfängern Etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Insel und fragte, wer er denn sei, und was ihn hieher gebracht.

»Ich komme, um nach dem Carmilhan zu sehen.«

»Dem Carmilhan? um Gotteswillen! was ist das?« rief der begierige Schiffer.

»Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf diese Weise thut,« erwiederte das Männchen mit sichtbarer Angst.

»Nun,« schrie Falke, »was ist der Carmilhan? —«

»Der Carmilhan ist jetzt Nichts, aber einst war es ein schönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.«

»Wo ging es zu Grunde und wann?«

»Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht genau; ich komme, um die Stelle aufzusuchen und das verlorne Gold aufzufischen; willst du mir helfen, so wollen wir den Fund mit einander theilen.«

»Mit ganzem Herzen; sag mir nur, was muß ich thun?«

»Was du thun mußt, erfordert Muth; du mußt dich gerade vor Mitternacht in die wildeste und einsamste Gegend auf der Insel begeben, begleitet von einer Kuh, die du dort schlachten mußt, und dich von Jemanden in ihre frische Haut wickeln lassen. Dein Begleiter muß dich dann niederlegen, und ehe es ein Uhr schlägt, weißt du, wo die Schätze des Carmilhan liegen.«

»Auf diese Weise fiel der alte Engrol mit Leib und Seele in's Verderben!« rief Wilm mit Entsetzen. »Du bist der böse Geist,« fuhr er fort, indem er hastig davon ruderte, »geh' zur Hölle! ich mag nichts mit dir zu thun haben.«

Das Männchen knirschte, schimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fischer, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald außer Gehör, und nachdem er um einen Felsen gebogen, auch aus dem Gesichte. Aber die Entdeckung, daß der böse Geist sich seinen Geiz zu Nutzen machen und mit Gold in seine Schlingen zu locken suchte, heilte den verblendeten Fischer nicht; im Gegentheil, er meinte, die Mittheilung des gelben Männchens benutzen zu können, ohne sich dem Bösen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küste nach Gold zu fischen, vernachlässigte er den Wohlstand, den ihm die reichen Fischzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, so wie alle andern Mittel, auf die er ehemals seinen Fleiß verwendet, und versank von Tage zu Tage in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen zu fehlen anfing. Aber obgleich dieser Vorfall gänzlich Falke's Halsstarrigkeit und falscher Begierde zugeschrieben werden mußte, und die Ernährung Beider jetzt Kas-

par Strumpf allein anheim fiel, so machte ihm doch dieser niemals den geringsten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieselbe Unterwürfigkeit, dasselbe Vertrauen in seinen bessern Verstand, als zur Zeit, wo ihm seine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieser Umstand vermehrte Falke's Leiden um ein Großes, aber trieb ihn noch mehr, nach Gold zu suchen, weil er dadurch hoffte, auch seinen Freund für sein gegenwärtiges Entbehren schadlos halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teuflische Geflüster des Wortes Carmilhan noch immer in seinem Schlummer; kurz, Noth, getäuschte Erwartung und Geiz trieben ihn zuletzt zu einer Art von Wahnsinn, so daß er wirklich beschloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er nach der alten Sage wohl wußte, daß er sich damit den Mächten der Finsterniß übergab.

Alle Gegenvorstellungen Kaspars waren vergebens; Falke ward um so heftiger, je mehr jener ihn anflehte, von seinem verzweifelten Vorhaben abzustehen; und der gute schwache Mensch willigte endlich ein, ihn zu begleiten und ihm seinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen sich schmerzhaft zusammen, als sie einen Strick um die Hörner einer schönen Kuh, ihr letztes Eigenthum, legten, die sie vom Kalbe aufgezogen, und die sie sich immer zu verkaufen geweigert hatten, weil sie's nicht über's Herz bringen konnten, sie in fremden Händen zu sehen. Aber der böse Geist, welcher sich Wilms bemeisterte, erstickte jetzt alle bessern Gefühle in ihm, und Kaspar wußte ihm in Nichts zu widerstehen. Es war im September, und die langen Nächte des schottländischen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten sich schwer vor dem rauhen Abendwinde und thürmten sich wie Eisberge im Maelstrom; tiefer Schatten füllte die Schluchten zwischen dem Gebirge und den feuchten Torfsümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten schwarz und furchtbar, wie Höllenschlünde. Falke ging voran, und Strumpf folgte, schaudernd über seine eigene Kühnheit, und Thränen füllten sein schweres Auge, so oft er das arme Thier ansah, welches so vertrauensvoll und bewußtlos seinem baldigen Tode entgegenging, der ihm von der Hand werden sollte, die ihm bisher seine Nahrung gereicht. Mit Mühe erreichten sie das enge sumpfige Bergthal, welches hier und da mit Moos und Heidekraut bewachsen, mit großen Steinen übersäet war und von einer wilden Gebirgskette umgeben lag, die sich in grauen Nebel verlor, und wohin der Fuß eines Menschen sich selten verstieg. Sie näherten sich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte stand, und von welchem ein verscheuchter Adler krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne sie die Schrecknisse des Ortes und das ihr bevorstehende Schicksal; Kaspar wandte sich weg, um sich die schnell fließenden Thränen abzuwischen; er blickte hinab durch die Felsenöffnung, durch welche

sie heraufgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte, und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche sich ein kohlschwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er sich wieder nach Wilm umsah, hatte dieser bereits die arme Kuh an den Stein gebunden und stand mit aufgehobener Axt im Begriff, das gute Thier zu fällen.

Dies war zu viel für seinen Entschluß, sich in den Willen seines Freundes zu fügen; mit gerungenen Händen stürzte er sich auf die Knie. »Um Gotteswillen, Wilm Falke!« schrie er mit der Stimme der Verzweiflung, »schone dich, schone die Kuh! schone dich und mich! schone deine Seele! — Schone dein Leben! Und mußt du Gott versuchen, so warte bis morgen und opfere lieber ein anderes Thier, als unsere liebe Kuh!«

»Kaspar, bist du toll?« schrie Wilm, wie ein Wahnsinniger, indem er die Axt in die Höhe geschwungen hielt. »Soll ich die Kuh schonen und verhungern?«

»Du sollst nicht verhungern,« antwortete Kaspar entschlossen; »so lange ich Hände habe, sollst du nicht verhungern; ich will vom Morgen bis in die Nacht für dich arbeiten; nur bring' dich nicht um deiner Seele Seligkeit und laß mir das arme Thier leben!«

»Dann nimm die Axt und spalte mir den Kopf,« schrie Falke mit verzweifeltem Tone; »ich gehe nicht von diesem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannst du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können deine Hände mehr erwerben, als die elendesten Bedürnisse des Lebens? — Aber sie können meinen Jammer enden — komm und laß mich das Opfer sein!«

»Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! es liegt mir nichts daran, es ist mir ja nur um deine Seligkeit zu thun. Ach! dies ist ja der Piktenaltar, und das Opfer, das du bringen willst, gehört der Finsterniß.«

»Ich weiß von Nichts dergleichen,« rief Falke wild lachend, wie Einer, der entschlossen ist, Nichts wissen zu wollen, was ihn von seinem Vorsatze abbringen könnte. »Kaspar, du bist toll und machst mich toll — aber da,« fuhr er fort, indem er das Beil von sich warf und das Messer vom Steine aufnahm, wie wenn er sich durchstoßen wollte, »da, behalte die Kuh statt meiner!«

Kaspar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, schwang es hoch um den Kopf und ließ es mit solcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es ohne zu zucken und todt zu seines Herrn Füßen niederstürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerschlage, folgte dieser raschen Handlung, und Falke starrte seinen Freund mit den

Augen an, womit ein Mann ein Kind anstaunen würde, das sich das zu thun getrauet, was er selbst nicht gewagt. Strumpf schien aber weder von dem Donner erschreckt, noch durch das starre Erstaunen seines Gefährten außer Fassung gebracht, sondern fiel, ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her und fing an, ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm sich ein wenig erholt hatte, half er ihm in diesem Geschäfte, aber mit so sichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig gewesen war, das Opfer vollendet zu sehen. Während dieser Arbeit hatte sich das Gewitter zusammengezogen; der Donner brüllte laut im Gebirge, und furchtbare Blitze schlängelten sich um den Stein und über das Moos der Schlucht hin, während der Wind, welcher diese Höhe noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und das Gestade mit wildem Heulen erfüllte; und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Fischer sich schon bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaspar wickelte und band Falken, so wie dieser ihm geheißen, in derselben fest ein. Dann erst, als dies geschehen war, brach der arme Mensch das lange Stillschweigen, und indem er mitleidig auf seinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: »Kann ich noch Etwas für dich thun, Wilm?«

»Nichts mehr,« erwiederte der Andere, »lebe wohl!«

»Leb wohl,« erwiederte Kaspar, »Gott sei mit dir und vergebe dir, wie ich es thue!«

Dies waren die letzten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächsten Augenblicke war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verschwunden; und in demselben Augenblicke brach auch einer der fürchterlichsten Gewitterstürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fing an mit einem Blitze, welcher Falke nicht nur die Berge und Felsen in seiner unmittelbaren Nähe, sondern auch das Thal unter ihm mit dem schäumenden Meere und den in der Bucht zerstreut liegenden Felseninseln zeigte, zwischen welchen er die Erscheinung eines großen fremdartigen und entmasteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblicke wieder in der schwärzesten Dunkelheit verschwand. Die Donnerschläge wurden ganz betäubend; eine Masse Felsenstücke rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu erschlagen; der Regen ergoß sich in solcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überströmte, welche bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte; denn glücklicher Weise hatte ihn Kaspar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, sonst hätte er auf einmal ertrinken müssen. Das Wasser stieg immer höher, und je mehr Wilm sich anstrengte, sich aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien, desto fester umgab ihn die Haut. Umsonst rief er nach Kaspar; Kaspar war weit weg. Gott in seiner Noth anzurufen, wagte

er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er sich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Wasser in die Ohren, schon berührte es den Rand der Lippen; »Gott, ich bin verloren!« schrie er, indem er einen Strom über sein Gesicht hinstürzen fühlte — aber in demselben Augenblick drang ein Schall, wie von einem nahen Wasserfall, schwach in sein Gehör, und sogleich war auch sein Mund wieder unbedeckt. Die Fluth hatte sich durch das Gestein Bahn gebrochen; und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels sich etwas verzog, so ließ auch seine Verzweiflung nach, und es schien ihm ein Strahl der Hoffnung wiederzukehren. Aber obgleich er sich wie von einem Todeskampfe erschöpft fühlte und sehnlich wünschte, aus seiner Gefangenschaft erlös't zu sein, so war doch der Zweck seines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verschwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habsucht mit all' ihren Furien in seine Brust zurück; aber überzeugt, daß er in seiner Lage ausharren müsse, um sein Ziel zu erreichen, hielt er sich ruhig und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen festen Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Gesicht fuhr, und ein Rauschen, wie von herannahenden Meereswogen, aus seiner glücklichen Selbstvergessenheit aufrüttelte. Der Himmel hatte sich auf's neue verfinstert; ein Blitz, wie der, welcher den ersten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erblicken, das jetzt dicht vor der Steenfollklippe auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu schießen schien. Er starrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blitzen hielt jetzt das Meer erleuchtet, als sich auf einmal eine berghohe Wasserhose aus dem Thale erhob und ihn mit solcher Gewalt gegen einen Felsen schleuderte, daß ihm alle Sinne vergingen. Als er wieder zu sich selbst kam, hatte sich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieses Thal umschloß, und er fühlte sich so zerschlagen, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das stillere Brausen der Brandung und mitten drinnen eine feierliche Musik wie Kirchengesang. Diese Töne waren anfangs so schwach, daß er sie für Täuschung hielt; aber sie ließen sich immer wieder auf's neue vernehmen und jedesmal deutlicher und näher, und es schien ihm zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Psalms unterscheiden, die er im vorigen Sommer am Bord eines holländischen Häringsfängers gehört hatte.

Endlich unterschied er sogar Stimmen, und es deuchte ihm, als vernähme er sogar die Worte jenes Liedes; die Stimmen

waren jetzt in dem Thale, und als er sich mit Mühe zu einem Stein hingeschoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug von menschlichen Gestalten, von welchen diese Musik ausging, und der sich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angst lag auf den Gesichtern der Leute, deren Kleider von Wasser zu triefen schienen. Jetzt waren sie dicht bei ihm, und ihr Gesang schwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Musikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter diesen kam ein großer starker Mann in altväterlicher, reich mit Gold besetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite und einem langen dicken spanischen Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand. Ihm zur Seite ging ein Negerknabe, welcher seinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that und dann weiter schritt. Er blieb kerzengerade vor Wilm stehen, und ihm zu beiden Seiten stellten sich andre, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht so kostbar schienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter diesen traten andere Personen auf, worunter mehrere Frauenspersonen, von denen einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, alle in kostbarer, aber fremdartiger Kleidung; ein Haufen holländischer Matrosen schloß den Zug, deren jeder den Mund voll Taback und zwischen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das sie in düsterer Stille rauchten.

Der Fischer blickte mit Grausen auf die sonderbare Versammlung; aber die Erwartung dessen, das da kommen werde, hielt seinen Muth aufrecht. Lange standen sie so um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob sich wie eine Wolke über sie, zwischen welcher die Sterne hindurch blinkten. Der Kreis zog sich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger, und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorstieg. Falke war ein kühner, verwegener Mann; er hatte sich auf Außerordentliches vorbereitet; aber als er diese unbegreifliche Menge immer näher auf ihn eindringen sah, als wollte sie ihn mit ihrer Masse erdrücken, da entsank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne, und er glaubte, vor Angst vergehen zu müssen. Aber man denke sich erst seinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und dicht an seinem Kopf das gelbe Männchen steif und aufrecht sitzen sah, wie er es zum erstenmal erblickt, nur daß es jetzt, wie zum Spotte der ganzen Versammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangst, die ihn jetzt ergriff, rief er, zu der Hauptperson gewendet: »Im Namen dessen, dem ihr dienet, wer seid ihr? und was verlangt ihr von mir?« Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife seinem Diener und antwortete mit schreckhafter Kälte: »Ich bin Alfred Franz van der Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amsterdam, welches auf dem

Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieser Felsenküste zu Grunde ging; dies sind meine Officiere, dies meine Passagiere, und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum hast du uns aus unsern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum störtest du unsere Ruhe?«

»Ich möchte wissen, wo die Schätze des Carmilhan liegen.«

»Am Boden des Meeres.«

»Wo?«

»In der Höhle von Steenfoll.«

»Wie soll ich sie bekommen?«

»Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Häring; sind die Schätze des Carmilhan nicht eben so viel werth?«

»Wie viel davon werd' ich bekommen?

»Mehr als du je verzehren wirst.« Das gelbe Männchen grinste, und die ganze Versammlung lachte laut auf. »Bist du zu Ende?« fragte der Hauptmann weiter.

»Ich bin's. Gehab dich wohl!«

»Leb' wohl, bis auf Wiedersehen,« erwiederte der Holländer und wandte sich zum Gehen; die Musikanten traten auf's neue an die Spitze, und der ganze Zug entfernte sich in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demselben feierlichen Gesang, welcher mit der Entfernung immer leiser und undeutlicher wurde, bis er sich nach einiger Zeit gänzlich im Geräusche der Brandung verlor. Jetzt strengte Wilm seine letzten Kräfte an, sich aus seinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste und sich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne sich umzusehen, eilte er nach seiner Hütte und fand den armen Kasper Strumpf in starrer Bewußtlosigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu sich selbst, und der gute Mensch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor sich sah. Aber dieser beglückende Strahl verschwand schnell wieder, als er von diesem vernahm, welch' verzweifeltes Unternehmen er jetzt vorhatte.

»Ich wollte mich lieber in die Hölle stürzen, als diese nackten Wände und dieses Elend länger ansehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe.« Mit diesen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil und eilte davon. Kaspar eilte ihm nach, so schnell er's vermochte, und fand ihn schon auf dem Felsstück stehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schutz gefunden, und bereit, sich an dem Stricke in den schwarzen brausenden Schlund hinabzulassen. Als er fand, daß alle seine Vorstellungen Nichts über den rasenden Menschen vermochten, bereitete er sich, ihm nachzusteigen; aber Falke befahl ihm, zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anstrengung, wozu nur die blindeste Habsucht den Muth und

die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab und kam endlich auf ein vorspringendes Felsenstück zu stehen, unter welchem die Wogen schwarz und mit weißem Schaume bekräuselt brausend dahin eilten. Er blickte begierig umher und sah endlich Etwas gerade unter ihm im Wasser schwimmen. Er legte die Fackel nieder, stürzte sich hinab und erfaßte etwas Schweres, das er auch herauf brachte. Es war ein eisernes Kästchen voll Goldstücke. Er verkündigte seinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf sein Flehen hören, sich damit zu begnügen und wieder heraufzusteigen. Falke meinte, dies wäre nur die erste Frucht seiner langen Bemühungen. Er stürzte sich noch einmal hinab — es erscholl ein lautes Gelächter aus dem Meere, und Wilm Falke ward nie wieder gesehen. Kaspar ging allein nach Hause, aber als ein anderer Mensch. Die seltsamen Erschütterungen, die sein empfindsames Herz erlitten, zerrütteten ihm die Sinne. Er ließ Alles um sich her zerfallen und wanderte Tag und Nacht, gedankenlos vor sich starrend, umher, von allen seinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fischer will Wilm Falke in einer stürmischen Nacht mitten unter der Mannschaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derselben Nacht verschwand auch Kaspar Strumpf.

Man suchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebst Falke mitten unter der Mannschaft des Zauberschiffes gesehen worden sei, welches seitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erschien. Hauff.

2. Die Elfen.

»Wo ist denn die Marie, unser Kind?« fragte der Vater.

»Sie spielt draußen auf dem grünen Platze,« antwortete die Mutter, »mit dem Sohne unsers Nachbars.«

»Daß sie sich nur nicht verlaufen,« sagte der Vater besorgt; »sie sind unbesonnen.«

Die Mutter sah nach den Kleinen und brachte ihnen ihr Vesperbrod. »Es ist heiß,« sagte der Bursche; und das kleine Mädchen langte begierig nach den rothen Kirschen. »Seid nur vorsichtig, Kinder,« sprach die Mutter; »lauft nicht zu weit vom Hause, oder in den Wald hinein; ich und der Vater gehen aufs Feld hinaus.« Der junge Andres antwortete: »O, seid ohne Sorge, denn vor dem Walde fürchten wir uns; wir bleiben hier beim Hause sitzen, wo Menschen in der Nähe sind.«

Die Mutter ging und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung und wandten sich nach dem Felde, um nach den Knechten und zugleich auf der Wiese nach der Heuernte zu sehn. Ihr Haus lag auf einer kleinen grünen

Anhöhe, von einem zierlichen Stakete umgeben, welches auch ihren Frucht- und Blumengarten umschloß; das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter, und jenseits erhob sich das gräfliche Schloß. Martin hatte von der Herrschaft das große Gut gepachtet und lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde vergnügt; denn er legte jährlich zurück und hatte die Aussicht, durch Thätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war, und der Graf ihn nicht drückte.

Indem er mit seiner Frau nach seinen Feldern ging, schaute er fröhlich um sich und sagte: »Wie ist doch diese Gegend hier so ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir sonst wohnten. Hier ist es so grün, das ganze Dorf prangt von dichtgedrängten Obstbäumen, der Boden ist voll schöner Kräuter und Blumen, alle Häuser sind freundlich und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir däucht, die Wälder hier sind schöner und der Himmel blauer, und so weit nur das Auge reicht, sieht man seine Freude an der freigebigen Natur.«

»So wie man nur,« sagte Brigitte, »dort jenseit des Flusses ist, so befindet man sich wie auf einer andern Erde; Alles ist so traurig und dürr; jeder Reisende behauptet aber auch, daß unser Dorf weit und breit in der Runde das schönste sei.«

»Bis auf jenen Tannengrund,« erwiederte der Mann; »schau einmal dorthin zurück, wie schwarz und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heitern Umgebung liegt; hinter den dunklen Tannenbäumen die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der schwermüthig vorüberfließende Bach.«

»Es ist wahr,« sagte die Frau, indem Beide still standen; »so oft man sich jenem Platze nur nähert, wird man traurig und beängstigt, man weiß selbst nicht warum. Wer nur die Menschen eigentlich sein mögen, die dort wohnen, und warum sie sich doch nur so von Allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn sie kein gutes Gewissen hätten.«

»Armes Gesindel,« erwiederte der junge Pachter, »dem Anscheine nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die gnädige Herrschaft sie duldet.«

»Es können auch wohl« sagte die Frau weichmüthig, »arme Leute sein, die sich ihrer Armuth schämen; denn man kann ihnen doch eben nicht Böses nachsagen; nur ist es bedenklich, daß sie sich nicht zur Kirche halten, und man auch eigentlich nicht weiß, wovon sie leben; denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüst zu liegen scheint, kann sie unmöglich erhalten, und Felder haben sie nicht.«

»Weiß der liebe Gott,« fuhr Martin fort, indem sie weiter gingen, »was sie treiben mögen; kommt doch auch kein Mensch zu ihnen; denn der Ort, wo sie wohnen, ist ja wie verbannt und verhext, so daß auch die vorwitzigsten Burschen sich nicht hingetrauen.

Dieses Gespräch setzten sie fort, indem sie sich in das Feld wandten. Jene finstere Gegend, von welcher sie sprachen, lag abseits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte sich eine Hütte und verschiedene fast zertrümmerte Wirthschaftsgebäude; nur selten sah man Rauch dort aufsteigen, noch seltener wurde man Menschen gewahr; jezuweilen hatten Neugierige, die sich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abscheuliche Weiber in zerlumptem Anzuge wahrgenommen, auf deren Schooße eben so häßliche und schmutzige Kinder sich wälzten; schwarze Hunde liefen vor dem Reviere; in Abendstunden ging wohl ein ungeheurer Mann, den Niemand kannte, über den Steg des Baches und verlor sich in die Hütten hinein; dann sah man in der Finsterniß sich verschiedene Gestalten, wie Schatten, um ein ländliches Feuer bewegen. Dieser Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landschaft gegen die weißen Häuser des Dorfes und gegen das prächtige neue Schloß den sonderbarsten Abstich.

Die beiden Kinder hatten jetzt die Früchte verzehrt. Sie verfielen darauf, in die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsameren Andres immer den Vorsprung ab. »So ist es keine Kunst!« rief dieser endlich aus; »aber laß es uns einmal in die Weite versuchen; dann wollen wir sehen, wer gewinnt!« »Wie du willst,« sagte die Kleine, »nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen.« »Nein,« erwiederte Andres, »aber dort auf jenem Hügel steht der große Birnbaum, eine Viertelstunde von hier; ich laufe hier links um den Tannengrund vorbei, du kannst rechts in das Feld hinein rennen, daß wir nicht eher als oben wieder beisammen kommen, so sehen wir dann, wer der Beste ist.«

»Gut,« sagte Marie und fing schon an zu laufen, »so hindern wir uns auch nicht auf demselben Wege, und der Vater sagt ja, es sei zum Hügel hinauf gleich weit, ob man diesseit, ob man jenseit der Zigeunerwohnung geht.« Andres war schon vorangesprungen, und Marie, die sich rechts wandte, sah ihn nicht mehr. »Er ist eigentlich dumm,« sagte sie zu sich selbst; »denn ich dürfte nur den Muth fassen, über den Steg bei der Hütte vorbei und drüben wieder über den Hof hinaus zu laufen, so käme ich gewiß viel früher an.« Schon stand sie vor dem Bache und dem Tannenhügel. »Soll ich? Nein, es ist doch zu schrecklich,« sagte sie. Ein kleines weißes Hündchen stand jenseits und bellte aus Leibeskräften. Im Erschrecken kam das Thier ihr wie ein Ungeheuer vor, und sie sprang zurück. »O weh!« sagte sie, »nun ist der Junge weit voraus, während ich hier stehe und überlege.« Das Hündchen bellte immer fort, und da sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegentheil ganz allerliebst vor. Es hatte ein rothes Halsband um mit einer glänzenden Schelle, und so wie es den Kopf

hob und sich im Bellen schüttelte, erklang die Schelle äußerst lieblich. »Ei, es will nur gewagt sein!« rief die kleine Marie; »ich renne, was ich kann, und bin schnell, schnell jenseits wieder hinaus; sie können mich doch eben nicht gleich von der Erde auffressen!« Somit sprang das muntere muthige Kind auf den Steg, rasch an dem kleinen Hunde vorüber, der still ward und sich an sie schmeichelte. Und nun stand sie im Grunde, und rund umher verdeckten die schwarzen Tannen die Aussicht nach ihrem elterlichen Hause und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten; blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüthen; in Käfigen aus glänzendem Drathe hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen mit gelockten gelben Haaren und blauen Augen sprangen umher; einige spielten mit den kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sie sammelten Blumen und schenkten sie einander; andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehn, aber wohl stand ein großes schönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu finden. Da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. »Kommst du, uns auch einmal zu besuchen?« sagte das glänzende Kind; »ich habe dich draußen rennen und springen sehn; aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet.« »So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben,« sagte Marie, »wie Andres immer spricht? O freilich ist der nur dumm und redet Viel in den Tag hinein.« — »Bleib' nur bei uns,« sagte die wunderbare Kleine, »es soll dir schon gefallen.«

»Aber wir laufen ja in die Wette.«

»Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm und iß!«

Marie aß und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu und fragte nach dem fremden Kinde. »Schönste Dame,« sagte Marie, »von ohngefähr bin ich hereingelaufen, und da wollen sie mich hier behalten.« »Du weißt, Zerina,« sagte die Schöne, »daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist; auch hättest du mich erst fragen sollen.» »Ich dachte,« sagte das glänzende Kind, »weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnte ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und du hast dich selber über ihr munteres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen.«

»Nein, ich will hier bleiben,« sagte Marie, »denn hier ist es schön; auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen; draußen ist es nicht so herrlich.«

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen; andere brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth; andere machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegen gegangen war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: »Ich will immer bei euch bleiben, und ihr sollt meine Schwestern sein,« worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. »Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen,« sagte Zerina. Sie lief eilig in den Palast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich glänzender Samenstaub befand. Sie faßte hinein mit den kleinen Fingern und streute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald sah man das Gras, wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder, und andere erschienen an ihrer Stelle. »Jetzt,« sagte Zerina, »mache dich auf etwas Größeres gefaßt.« Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen. »Halte dich fest an mir«, sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich empor gehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich, und die beiden Kinder hielten sich, hin und her schwebend in den rothen Abendwolken umarmt und küßten sich. Die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge herunter, so schwebte es sanft durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andere Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Palastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal; sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren

in den anmuthigsten Stellungen kletterten und sich schaukelten. Nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue, wie helles Licht funkelnd, vorherrschend, dann sank die Farbe erblassend zurück, und dann wieder flammte es wie Purpur auf, und das Gold entzündete sich. Dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, so wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wundersame Gefäße standen an den Wänden umher; alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannigfaltigen Gestalten gearbeitet und schimmerte mit der freundlichsten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stücke aus einander zu suchen und sie in die Gefäße zu legen; andere, höckrig und krummbeinig, mit langen rothen Nasen, trugen schwer und vorn über gebückt Säcke herein, so wie die Müller Getreide, und schütteten die Goldkörner keuchend auf den Boden aus. Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrießliche Gesichter und sahen scheel, als Marie über ihre Geberden und ihre Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter eingeschrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte; alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herrn anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. »Was giebt's wieder?« fragte er mürrisch, als die Kinder ihm etwas näher kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, »daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen.« »Immer die alten Kindereien!« sagte der Alte; »wird der Müßiggang nie aufhören?« Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Goldstücke wägen und aussuchen; andere Zwerge schickte er fort; manchen schalt er zornig. »Wer ist der Herr?« fragte Marie. »Unser Metallfürst,« sagte die Kleine, indem sie weiter gingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teiche; aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr emsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiten. »Diese Wasser rechts,« sagte

das glänzende Kind, »fließen unter euren Garten hinab; davon blüht dort Alles so frisch. Von hier kommt man in den großen Strom hinunter.« Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen; viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien; andere hielten rothe Korallenzacken, und wieder andere bliesen auf krummen Muscheln. Zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern und hingen ihnen mit Küssen um den Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde. Zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied, und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür that sich dieser von einander, und eine ganz rothe weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. »Geht es recht lustig zu?« fragte Zerina. »Sie sind eben in Thätigkeit,« antwortete jene, »und so freudig, wie man sie nur sehen kann; aber die Wärme ist auch äußerst angenehm.«

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saale, so daß beim Eintritte ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als sich das Auge etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmuthigeres sehen konnte. Ihr Körper war, wie von röthlichem Krystall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an und begrüßten es mit verschiedenen Beugungen; aber als Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück und rief: »Du verbrennst dich, Mariechen, denn Alles ist Feuer!«

Marie fühlte die Hitze. »Warum kommen nur,« sagte sie, »die allerliebsten Geschöpfe nicht zu uns heraus und spielen mit uns?« »Wie du in der Luft,« sagte jene, »so müssen sie immer im Feuer bleiben und würden hier draußen verschmachten. Sieh' nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen. Jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin; davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehen neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehn.«

Hier hatte sich der Schauplatz verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still, und die Kinder schliefen in mannigfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern

lustwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: »Laß uns doch zur Abwechselung einmal nach den Tannen hinaus gehn, wie es dort aussehen mag.« »Gern,« sagte Zerina, »so kannst du auch zugleich dort unsere Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden; sie stehn oben auf dem Walle zwischen den Bäumen.« Sie gingen durch die Blumengärten und durch anmuthige Haine voller Nachtigallen. Dann stiegen sie über Rebenhügel und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. »Wie kommt es nur,« fragte Marie, »daß wir innerhalb so weit zu gehen haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist?« »Ich weiß nicht,« antwortete die Freundin, »wie es zugeht, aber es ist so.« Nun stiegen sie zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen. Ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten mit mehligen, bestäubten Angesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich. Sie waren in faltige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten aufgespannt über sich. Mit Fledermausflügeln, die abenteuerlich neben dem Rockelor hervor starrten, wehten und fächelten sie unablässig. »Ich möchte lachen, und mir graut,« sagte Marie. »Die sind unsere guten und fleißigen Wächter,« sagte die kleine Gespielin. »Sie stehen hier und wehen, damit Jeden kalte Angst und Furcht befällt, der sich uns nähern will. Sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und frieret, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her; hier ist ein ewiger Sommer und Frühling; doch wenn die da oben nicht bald abgelös't würden, so vergingen sie bald.«

»Aber wer seid ihr denn,« fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunter stiegen, »oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?«

»Wir heißen Elfen,« sagte das freundliche Kind. »Man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.«

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. »Der schöne Vogel ist angekommen!« riefen ihnen die Kinder entgegen. Alles eilte in den Saal. Sie sahen, wie Jung und Alt sich jauchzend über die Schwelle drängte; eine jubilirende Musik schallte heraus. Als sie hinein getreten waren, sahen sie den großen Raum von den mannigfaltigsten Gestalten angefüllt, und Alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder, langsam fliegend, vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher, als sonst; die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich

schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen; auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so hellleuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelsteine blitzten. Der Schnabel war roth, und die Beine glänzend blau. Wenn er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel, und so süße Melodie quoll aus seiner Brust in schönern Tönen, als die der lieblichen Nachtigall, so daß Alle, selbst die kleinsten Kinder, vor Freude und Entzücken weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich Alle vor ihm; er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und sich dann schnell verlor.

»Warum seid ihr alle so in Freude?« fragte Marie und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner, als gestern, vorkam. »Der König kommt,« sagte die Kleine, »den haben Viele von uns noch nicht gesehen, und wo er sich hinwendet, ist Glück und Fröhlichkeit. Wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienste des Königs gesandt wird, heißt Phönix. Er wohnt fern in Arabien auf einem Baume, der nur einmal in der Welt ist, so wie es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst. So stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal, so zeichnen sie es in ihren Denkbüchern auf und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königes ist dir nicht vergönnt.«

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marie zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang. »Du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind,« sagte sie; »der König will auf zwanzig Jahr und vielleicht auf länger sein Hoflager hier halten. Nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Ueberschwemmung droht. Nimm diesen Ring und

gedenke unser; doch hüte dich, irgend Wem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und Alle umher, so wie du selbst, entbehren dann das Glück und die Segnung unserer Nähe. Noch einmal küsse deine Gespielin uud lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte. Marie bückte sich, sie zu umarmen, und darauf trennten sie sich. Schon stand sie auf der schmalen Brücke, die kalte Luft wehte hinter ihr aus den Tannen, das Hündchen bellte auf das herzhafteste und ließ sein Glöckchen ertönen. Sie sah zurück und eilte in das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütte, die dämmernden Schatten sie mit ängstlicher Furcht erfüllten.

»Wie werden sich meine Eltern meinethalben in dieser Nacht geängstigt haben!« sagte sie zu sich selbst, als sie auf dem Felde stand, »und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich gewesen bin, und was ich gesehen habe; auch würden sie mir nimmer glauben.« Zwei Männer gingen an ihr vorüber, die sie grüßten, und sie hörte hinter sich sagen: »Das ist ein schönes Mädchen! Wo mag sie wohl her sein?« Mit eiligeren Schritten näherte sie sich dem elterlichen Hause; aber die Bäume, die gestern voller Früchte hingen, standen heute dürr und ohne Laub; das Haus war anders angestrichen, und eine neue Scheune daneben erbaut. Marie war in Verwunderung und dachte, sie sei im Traum. In dieser Verwirrung öffnete sie die Thür des Hauses, und hinter dem Tische saß ihr Vater zwischen einer unbekannten Frau und einem fremden Jünglinge. »Mein Gott, Vater,« rief sie aus, »wo ist denn die Mutter?« »Die Mutter?» sprach die Frau ahnend und stürzte hervor. »Ei, du bist doch wohl nicht — Ja freilich, freilich, bist du die verlorne, die todt geglaubte, die liebe einzige Marie.« Sie hatte sie gleich an einem kleinen braunen Male unter dem Kinn, an den Augen und der Gestalt erkannt. Alle umarmten sie, Alle waren freudig bewegt, und die Eltern vergossen Thränen. Marie verwunderte sich, daß sie fast zum Vater hinauf reichte; sie begriff nicht, wie die Mutter so verändert und gealtert sein konnte; sie fragte nach dem Namen des jungen Menschen. »Das ist ja unsers Nachbars Andres,« sagte Martin; »wie kommst du nur nach sieben langen Jahren so unvermuthet wieder? Wo bist du gewesen? Warum hast du denn gar Nichts von dir hören lassen?« »Sieben Jahre?« sagte Marie und konnte sich in ihren Vorstellungen und Erinnerungen nicht wieder zurecht finden; »sieben ganzer Jahre?« »Ja, ja,« sagte Andres lachend und schüttelte ihr treuherzig die Hand; »ich habe gewonnen, Mariechen; ich bin schon vor sieben Jahren an dem Birnbaum und wieder zurück gewesen, und du, Langsame, kommst nun heut erst an!«

Man fragte von neuem, man drang in sie; doch sie, des Verbots eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr fast die Erzählung in den Mund, daß sie sich verirrt habe, auf

einen vorbeifahrenden Wagen genommen und an einen fremden fernen Ort gebracht sei, wo sie den Leuten den Wohnsitz ihrer Eltern nicht habe bezeichnen können, daß man sie nachher nach einer weitentlegenen Stadt gebracht habe, wo gute Menschen sie erzogen und geliebt, daß diese nun gestorben, und sie sich endlich wieder auf ihre Geburtsgegend besonnen, eine Gelegenheit zur Reise ergriffen habe und so zurückgekehrt sei. »Laßt Alles gut sein,« rief die Mutter, »genug, daß wir dich nun wieder haben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!«

Andres blieb zum Abendbrod, und Marie konnte sich noch gar nicht wieder zurecht finden. Das Haus dünkte ihr klein und finster; sie verwunderte sich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erschien; sie betrachtete den Ring am Finger, dessen Gold wundersam glänzte und einen roth brennenden Stein künstlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete sie, daß der Ring ebenfalls ein Geschenk ihrer Wohlthäter sei.

Sie freuete sich auf die Schlafenszeit und eilte zur Ruhe. Am andern Morgen fühlte sie sich besonnener; sie hatte ihre Vorstellungen mehr geordnet und konnte den Leuten aus dem Dorfe, die alle, sie zu begrüßen, kamen, besser Rede und Antwort geben. Andres war schon mit dem Frühesten wieder da und zeigte sich äußerst geschäftig, erfreut und dienstfertig. Die Herrschaft ließ Marie auf das Schloß fordern; da mußte sie wieder ihre Geschichte erzählen, die ihr nun schon geläufig geworden war. Der alte Herr und die gnädige Frau bewunderten ihre gute Erziehung, denn sie war bescheiden und doch nicht zu blöde; sie antwortete höflich und in guten Redensarten auf alle vorgelegten Fragen; die Furcht vor den vornehmen Menschen und ihrer Umgebung hatte sich bei ihr verloren; denn wenn sie diese Säle und Gestalten mit den Wundern und der hohen Schönheit maß, die sie bei den Elfen im heimlichen Aufenthalte gesehen hatte, so erschien ihr dieser irdische Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menschen fast geringe.

Es war im Februar. Die Bäume belaubten sich früher, als je; so zeitig hatte sich die Nachtigall noch niemals eingestellt; der Frühling kam schöner in das Land, als sich die ältesten Greise dessen erinnern konnten. Aller Orten thaten sich Bächlein hervor und tränkten die Wiesen und Auen; die Hügel schienen zu wachsen, die Rebengeländer erhuben sich höher, die Obstbäume blühten, wie niemals, und ein schwellender duftender Segen hing schwer in Blüthenwolken über der Landschaft. Alles gedieh über Erwarten; kein rauher Tag, kein Sturm beschädigte die Frucht; am Weinstock wuchsen ungeheure Trauben, und die Einwohner des Ortes staunten sich an und waren wie in einem süßen Traume befangen. Das folgende Jahr war eben so; aber man war schon an das Wunderbare mehr gewöhnt. Im Herbste gab

Marie den dringenden Bitten des Andres und ihrer Eltern nach; sie ward seine Braut und im Winter mit ihm verheirathet.

Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt hinter den Tannenbäumen zurück; sie blieb still und ernst. So schön auch Alles war, was sie umgab, so kannte sie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leise Trauer ihr Wesen zu einer sanften Schwermuth stimmte. Schmerzhaft traf es sie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern und Schelmen sprachen, die im finstern Grunde wohnten. Oft wollte sie sie vertheidigen, die sie als die Wohlthäter der Gegend kannte, vorzüglich gegen Andres, der eine Lust im eifrigen Schelten zu finden schien; aber sie zwang das Wort jedesmal in ihre Brust zurück. So verlebte sie das Jahr, und im folgenden ward sie durch eine junge Tochter erfreut, welche sie Elfriede nannte, indem sie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leute wohnten mit Martin und Brigitte in demselben Hause, welches geräumig genug war, und halfen den Eltern, die ausgebreitete Wirthschaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald besondere Fähigkeiten und Anlagen, denn sie lief sehr Früh und konnte Alles sprechen, als sie noch kein Jahr alt war; nach einigen Jahren aber war sie so klug und sinnig und von so wunderbarer Schönheit, daß alle Menschen sie mit Erstaunen betrachteten, und ihre Mutter sich nicht der Meinung erwehren konnte, sie sehe jenen glänzenden Kindern im Tannengrunde ähnlich. Elfriede hielt sich nicht gern zu andern Kindern, sondern vermied bis zur Aengstlichkeit ihre geräuschvollen Spiele und war am liebsten allein. Dann zog sie sich in eine Ecke des Gartens zurück und las, oder arbeitete eifrig am kleinen Nähzeuge; oft sah man sie auch wie tief in sich versunken sitzen, oder in Gängen heftig auf und nieder gehen und mit sich selber sprechen. Die beiden Eltern ließen sich gern gewähren, weil sie gesund war und gedieh; nur machten sie die seltsamen, verständigen Antworten und Bemerkungen oft besorgt. »So kluge Kinder,« sagte die Großmutter Brigitte vielmals, »werden nicht alt; sie sind zu gut für diese Welt; auch ist das Kind über die Natur schön und wird sich auf Erden nicht zurecht finden können.«

Die Kleine hatte die Eigenschaft, daß sie sich höchst ungern von Andern bedienen ließ. Alles wollte sie selber machen. Sie war fast immer am frühesten auf im Hause und wusch sich sorgfältig und kleidete sich selber an. Eben so sorgsam war sie am Abend; sie unterließ nie, Kleider und Wäsche selbst einzupacken und ließ durchaus Niemanden, auch die Mutter nicht, über ihre Sachen. Die Mutter sah ihr in dieser Eigenheit nach, weil sie sich Nichts weiter dabei dachte; aber wie erstaunte sie, als sie sie an einem Feiertage zu einem Besuche auf dem Schlosse mit Gewalt umkleidete, so sehr sich auch die Kleine mit Geschrei und Thränen dagegen wehrte, und an ihrer Brust, an einem

Faden hangend, ein Goldstück von seltsamer Form antraf, welches sie sogleich für eines von jenen erkannte, deren sie so viele in dem unterirdischen Gewölbe gesehn hatte. Die Kleine war sehr erschrocken und gestand endlich, sie habe es im Garten gefunden, und da es ihr sehr wohlgefallen, habe sie es so emsig aufbewahrt; sie bat auch so dringend und herzlich, es ihr zu lassen, daß Marie es wieder auf derselben Stelle befestigte und voller Gedanken mit ihr stillschweigend zum Schlosse hinauf ging.

Seitwärts vom Hause der Pachterfamilie lagen einige Wirthschaftsgebäude zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgeräthes, und hinter diesen befand sich ein Grasplatz mit einer alten Laube, die aber kein Mensch jetzt besuchte, weil sie nach der neuen Einrichtung der Gebäude zu entfernt vom Garten war. In dieser Einsamkeit hielt sich Elfriede am liebsten auf, und es fiel Niemanden ein, sie hier zu stören, so daß die Eltern oft in halben Tagen ihrer nicht ansichtig wurden. An einem Nachmittage befand sich die Mutter in den Gebäuden, um aufzuräumen und eine verlorene Sache wieder zu suchen, als sie wahrnahm, daß durch eine Ritze der Mauer ein Lichtstrahl in das Haus falle. Es kam ihr der Gedanke, hindurch zu sehen, und es fand sich, daß ein locker gewordener Stein sich von der Seite schieben ließ, wodurch sie den Blick gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede saß drinnen auf einem Bänkchen, neben ihr die wohlbekannte Zerina, und beide Kinder spielten und ergötzten sich in holdseliger Eintracht. Die Elfe umarmte das schöne Kind und sagte traurig: »Ach, du liebes Wesen, so wie mit dir habe ich schon mit deiner Mutter gespielt, als sie klein war und uns besuchte; aber ihr Menschen wachset zu bald auf und werdet so groß und vernünftig; das ist recht betrübt! Bliebst du doch so lange ein Kind, wie ich!«

»Gern thät' ich dir den Gefallen,« sagte Elfriede; »aber sie meinen ja alle, ich würde bald zu Verstand kommen und gar nicht mehr spielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altklug zu werden. Ach, und dann seh' ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerinchen! Ja, es geht, wie mit den Baumblüthen; wie herrlich der blühende Apfelbaum mit seinen röthlichen aufgequollenen Knospen dasteht! Der Baum thut so groß und breit, und Jedermann, der drunter weg geht, meint auch, es müsse recht was Besonderes werden; dann kommt die Sonne, die Blüthe geht so leutselig auf, und da steckt schon der böse Kern drunter, der nachher den bunten Putz verdrängt und hinunter wirft; nun kann er sich geängstigt und aufwachsend nicht mehr helfen, er muß im Herbst zur Frucht werden. Wohl ist ein Apfel auch lieb und erfreulich, aber doch Nichts gegen die Frühlingsblüthe: so geht es mit uns Menschen auch; ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden. Ach, könnt' ich euch doch nur einmal besuchen!«

»Seit der König bei uns wohnt,« sagte Zerina, »ist es ganz

unmöglich; aber ich komme ja so oft zu dir, und Keiner sieht mich, Keiner weiß es, weder hier, noch dort; ungesehen gehe ich durch die Luft, oder fliege, als Vogel, hinüber. O, wir wollen noch recht viel beisammen sein, so lange du klein bist. Was kann ich dir nur zu Gefallen thun?«

»Recht lieb sollst du mich haben,« sagte Elfriede, »so lieb, wie ich dich in meinem Herzen habe. Doch laß uns auch einmal wieder eine Rose machen.«

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Busen, warf zwei Körner hin, und plötzlich stand ein grüner Busch mit zwei hochrothen Rosen vor ihnen, welche sich zu einander neigten und sich zu küssen schienen. Die Kinder brachen die Rosen lächelnd ab, und das Gebüsch war wieder verschwunden. »O, müßte es nur nicht wieder so schnell sterben,« sagte Elfriede, »das rothe Kind, das Wunder der Erde.« »Gieb,« sagte die kleine Elfe, hauchte dreimal die aufknospende Rose an und küßte sie dreimal. »Nun,« sprach sie, indem sie die Blume zurück gab, »bleibt sie frisch und blühend bis zum Winter.« »Ich will sie, wie ein Bild von dir, aufheben,« sagte Elfriede, »sie in meinem Kämmerchen wohl bewahren und sie Morgens und Abends küssen, als wenn du es wärst.« »Die Sonne geht schon unter,« sagte jene, »ich muß jetzt nach Hause.« Sie umarmten sich noch einmal, dann war Zerina verschwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängstigung und Ehrfurcht in die Arme. Sie ließ dem holden Mädchen nun noch mehr Freiheit, als sonst, und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er das Kind aufsuchen wollte, was er seit einiger Zeit wohl that, weil ihm ihre Zurückgezogenheit nicht gefiel. Die Mutter schlich oft nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kinde sitzen, mit Spielen beschäftigt, oder in ernsthaften Gesprächen. »Möchtest du fliegen können?« fragte Zerina einmal ihre Freundin. »Wie gerne!« rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte Zerina die kleine Elfriede und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergaß ihre Vorsicht und lehnte sich, erschreckend, mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehn; da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, ließ sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie und war verschwunden. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kinde gesehen wurde, welches jedesmal mit dem Kopfe schüttelte und drohte, aber mit freundlicher Geberde.

Oftmals schon hatte bei vorgefallenem Streite Marie im Eifer zu ihrem Manne gesagt: »Du thust den armen Leuten in der Hütte Unrecht!« Wenn Andres dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leute im Dorfe, ja der Herrschaft selber entgegen sei und es besser wissen wolle, so brach sie ab und schwieg verlegen. Heftiger, als je, ward Andres

eines Tages nach Tische nnd behauptete, das Gesindel müsse, als landesverderblich, durchaus fortgeschafft werden. Da rief sie im Unwillen aus: »Schweig, denn sie sind deine und unser aller Wohlthäter!« »Wohlthäter?« fragte Andres erstaunt; »die Landstreicher?« In ihrem Zorn ließ sie sich verleiten, ihm unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit die Geschichten ihrer Jugend zu erzählen, und da er bei jedem ihrer Worte ungläubiger wurde und verhöhnend den Kopf schüttelte, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in das Haus, von wo er zu seinem Erstaunen die leuchtende Elfe mit seinem Kinde in der Laube spielen und es liebkosen sah. Er wußte kein Wort zu sagen; ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihm, und Zerina erhob den Blick. Sie wurde plötzlich bleich und zitterte heftig; nicht freundlich, sondern mit zorniger Miene machte sie drohend Geberden und sagte dann zu Elfrieden: »Du kannst nichts dafür, geliebtes Herz, aber sie werden niemals klug, so verständig sie sich auch dünken.« Sie umarmte die Kleine mit stürmender Eile und floh dann, als Rabe, mit heiserem Geschrei über den Garten hinweg nach den Tannenbäumen zu.

Am Abend war die Kleine sehr still und küßte weinend die Rose; Marie war ängstlich zu Sinne, Andres sprach wenig. Es wurde Nacht. Plötzlich rauschten die Baume, Vögel flogen mit ängstlichem Geschrei umher, man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte, und Klagetöne winselten in der Luft. Marie und Andres hatten nicht den Muth, aufzustehn. Sie hüllten sich in die Decken und erwarteten mit Furcht und Zittern den Tag. Gegen Morgen ward es ruhiger, und Alles war still, als die Sonne mit ihrem heiteren Lichte über den Wald hervor drang.

Andres kleidte sich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als sie die Thür öffneten, schien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landschaft umher kannten sie kaum wieder. Die Frische des Waldes war verschwunden, die Hügel hatten sich gesenkt, die Bäche flossen matt mit wenigem Wasser, der Himmel schien grau, und als man den Blick nach den Tannen hinüberwandte, standen sie nicht finsterer oder trauriger da, als die übrigen Bäume; die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abschreckendes, und mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der seltsamen Nacht, und daß sie über den Hof gegangen seien, wo die Zigeuner gewohnt, die wohl fortgegangen sein müßten, weil die Hütten leer ständen und im Innern ganz gewöhnlich, wie die Wohnungen anderer armen Leute aussähen; Einiges vom Hausrath wäre zurück geblieben. Elfriede sagte zu ihrer Mutter heimlich: »Als ich in der Nacht nicht schlafen konnte und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plötzlich meine Thür, und herein trat meine Gespielin, um Abschied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihrem

Kopfe und einen großen Wanderstab in der Hand. Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen die größten und schmerzhaftesten Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe; denn Alle, so wie sie sagte, verließen nur ungern diese Gegend.«

Marie verbot ihr, davon zu sprechen, und indem kam auch der Fährmann vom Strome herüber, welcher Wunderdinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein großer fremder Mann zu ihm gekommen, welcher ihm bis zu Sonnenaufgang die Fähre abgemiethet habe, doch mit der Bedingung, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenigstens nicht aus der Thür heraustreten solle. »Ich fürchtete mich,« fuhr der Alte fort, »und der seltsame Handel ließ mich nicht schlafen. Sacht schlich ich mich ans Fenster und schaute nach dem Strome. Große Wolken trieben unruhig durch den Himmel, und die fernen Wälder rauschten brausend; es war, als wenn meine Hütte bebte, und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plötzlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viel tausend niedergefallene Sterne; funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finstern Tannengrunde her, zog über das Feld und verbreitete sich nach dem Flusse hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Säuseln näher und näher; es ging nach meiner Fähre hin; hinein stiegen Alle, große und kleine leuchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder, und der große fremde Mann fuhr sie alle hinüber. Im Strome schwammen neben dem Fahrzeuge viel tausend helle Gestalten, in der Luft flatterten Lichter und weiße Nebel, und Alles klagte und jammerte, daß sie so weit, weit reisen müßten aus der geliebten angenehmen Gegend fort. Der Ruderschlag und das Wasser rauschten dazwischen, und dann war wieder plötzlich eine Stille. Oft stieß die Fähre an und kam zurück und ward von neuem beladen; auch viele schwere Gefäße nahmen sie mit, die gräßliche kleine Gesellen trugen und rollten; waren es Teufel, waren es Kobolde, ich weiß es nicht. Dann kam im wogenden Glanz ein stattlicher Zug. Ein Greis schien es auf einem weißen kleinen Rosse, um den sich Alles drängte; ich sah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit kostbaren glänzenden Decken verhangen; auf dem Haupte trug der Alte eine Krone, so daß ich dachte, als er hinüber gefahren, die Sonne wolle von dorten aufgehn, und das Morgenroth funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht; ich schlief endlich in dem Gewirre ein, zum Theil in Freude, zum Theil in Schauder. Am Morgen war Alles ruhig, aber der Fluß ist, wie weggelaufen, so daß ich Noth haben werde, mein Fahrzeug zu regieren.«

Noch in demselben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder starben ab, die Quellen vertrockneten, und dieselbe Gegend, die sonst die Freude jedes Durchreisenden gewesen war, stand im

Herbst verödet, nackt und kahl und zeigte kaum hie und da noch im Meere von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün empor wuchs. Die Obstbäume gingen alle aus, die Weinberge verdarben, und der Anblick der Landschaft war so traurig, daß der Graf im folgenden Jahre mit seiner Familie das Schloß verließ, welches nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der größten Sehnsucht ihre Rose und gedachte ihrer Gespielin, und so wie die Blume sich neigte und welkte, so senkte sie auch das Köpfchen und war schon vor dem Frühlinge verschmachtet. Marie stand oft auf dem Platze vor der Hütte und beweinte das entschwundene Glück. Sie verzehrte sich, wie ihr Kind, und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit Brigitte und seinem Schwiegersohne nach der Gegend, in der er vormals gelebt hatte.

Tieck.

3. Legende von Rübezahl.

Auf den oft und matt besungenen Sudeten, dem Parnaß der Schlesier, hauset in friedlicher Eintracht neben Apollo und seinen neun Musen der berufene Berggeist Rübezahl genannt, der das Riesengebirge traun berühmter gemacht hat, als die schlesischen Dichter allzumal. Dieser Fürst der Gnomen besitzt zwar auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet, von wenig Meilen im Umfang, mit einer Kette von Bergen umschlossen, und theilt dies Eigenthum noch mit zwei mächtigen Monarchen, die sein Condominium nicht einmal anerkennen. Aber wenige Lachter unter der urbaren Erdrinde hebt seine Alleinherrschaft an, die kein Partagetractat zu schmälern vermag, und erstreckt sich auf achthundert sechzig Meilen in die Tiefe, bis zum Mittelpunkt der Erde. Zuweilen gefällt es dem unterirdischen Staroſten, seine weitgedehnten Provinzen in dem Abgrunde zu durchkreuzen, die unerschöpflichen Schatzkammern edler Fälle und Flötze zu beschauen, die Knappschaft der Gnomen zu mustern und in Arbeit zu setzen, theils um die Gewalt der Feuerströme im Eingeweide der Erde durch feste Dämme aufzuhalten, theils mineralische Dämpfe zu fahen, mit reichhaltigen Schwaden taubes Gestein zu beschwängern und es in edles Erz zu verwandeln. Zuweilen entschlägt er sich aller unterirdischen Regierungssorgen, erhebt sich zur Erholung auf die Grenzfeste seines Gebietes und hat sein Wesen auf dem Riesengebirge, treibt da Spiel und Spott mit den Menschenkindern, wie ein froher Uebermüthler, der, um einmal zu lachen, seinen Nachbarn zu Tode kitzelt.

Denn Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmüthig, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmüthig, edel und empfindsam; aber mit sich selbst in stetem Widerspruch; albern und

weise, oft weich und hart in zwei Augenblicken, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam, nach der Stimmung, wie ihn Humor und inn'rer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt.

Von Olims Zeiten her, ehe noch Japhets Nachkömmlinge so weit nordwärts gedrungen waren, daß sie diese Gegenden wirthbar machten, tosete Rübezahl schon in dem wilden Gebirge, hetzte Bären und Auerochsen an einander, daß sie zusammen kämpften, oder scheuchte mit grausendem Getöse das scheue Wild vor sich her und stürzt' es von den steilen Felsenklippen hinab ins tiefe Thal. Dieser Jagden müde, zog er wieder seine Ehrichsstraße durch die Regionen der Unterwelt und weilte da Jahrhunderte, bis ihn von neuem die Lust anwandelte, sich an die Sonne zu legen und des Anblicks der äußern Schöpfung zu genießen. Wie nahms ihn Wunder, als er einst bei seiner Rückkehr, von dem beschneiten Gipfel des Riesengebirges umherschauend, die Gegend ganz verändert fand! Die düstern undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, wo reiche Ernten reiften. Zwischen den Pflanzungen blühender Obstbäume ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor, aus deren Schlot friedlicher Hausrauch in die Luft wirbelte; hier und da stand eine einsame Warte auf dem Abhang eines Berges, zu Schutz und Schirm des Landes; in den blumenreichen Auen weideten Schafe und Hornvieh, und aus den lichten Hainen tönten melodische Schalmeien.

Die Neuheit der Sache und die Annehmlichkeit des ersten Anblicks ergötzten den verwunderten Territorialherrn so sehr, daß er über die eigenmächtigen Pflanzer, die ohne seine Vergünstigung hier wirthschafteten, nicht unwillig ward, noch in ihrem Thun und Wesen sie zu stören begehrte; sondern sie so ruhig im Besitz ihres angemaßten Eigenthums ließ, wie ein gutmüthiger Hausvater der geselligen Schwalbe, oder selbst dem überlästigen Spatze unter seinem Obdach Aufenthalt gestattet. So gar ward er Sinnes, mit den Menschen, dieser Zwittergattung von Geist und Thier, Bekanntschaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforschen und mit ihnen Umgang zu pflegen. Er nahm die Gestalt eines rüstigen Ackerknechts an und verdingte sich bei dem ersten besten Landwirth in Arbeit. Alles, was er unternahm, gedieh wohl unter seiner Hand, und Rips, der Ackerknecht, galt für den besten Arbeiter im Dorfe. Aber sein Brodherr war ein Prasser und Schlemmer, der den Erwerb des treuen Knechtes verschwendete und ihm seine Mühe und Arbeit wenig Dank wußte; darum schied er von ihm und kam zu dessen Nachbar, der ihm seine Schafheerde untergab; er wartete dieser fleißig, trieb sie in Einöden und auf steile Berge, wo gesunde Kräuter wuchsen. Die Heerde gedieh gleichfalls unter seiner Hand und mehrte sich; kein Schaf stürzte vom Felsen herab

das Genicke, und keins zerriß der Wolf. Aber sein Brodherr war ein karger Filz, der seinen treuen Knecht nicht lohnte, wie er sollte; denn er stahl den besten Widder aus der Heerde und kürzte dafür das Hirtenlohn. Darum entlief Rips dem Geizhals und diente dem Richter als Herrenknecht, ward die Geißel der Diebe und fröhnte der Justiz mit strengem Eifer. Aber der Richter war ein ungerechter Mann, beugte das Recht, richtete nach Gunst und spottete der Gesetze. Weil Rips nun nicht das Werkzeug der Ungerechtigkeit sein wollte, sagte er dem Richter den Dienst auf und ward in den Kerker geworfen, aus welchem er aber auf dem gewöhnlichen Wege der Geister, durchs Schlüsselloch, leicht einen Ausgang fand.

Dieser erste Versuch, das Studium der Menschenkunde zu treiben, konnt' ihn unmöglich zur Menschenliebe erwärmen; er kehrte mit Verdruß auf seine Felsenzinne zurück, überschaute von da die lachenden Gefilde, welche die menschliche Industrie verschönert hatte, und wunderte sich, daß die Mutter Natur ihre Spenden an solche Bastardbrut verlieh. Dessenungeachtet wagte er noch eine Ausflucht ins Land fürs Studium der Menschheit.

Da war ein Bauer in der Amtspflege Reichenberg, dem hatte ein böser Nachbar sein Hab' und Gut abgerechtet, und nachdem sich die Justiz seiner letzten Kuh bemächtigt hatte, blieb ihm Nichts übrig, als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder, davon er gern den Gerichten die Hälfte für sein letztes Stückchen Vieh verpfändet hätte. Zwar gehörten ihm noch ein paar rüstige gesunde Arme zu, aber sie waren nicht hinreichend, sich und die Seinigen davon zu nähren. Es schnitt ihm durchs Herz, wenn die jungen Raben nach Brod schrien, und er Nichts hatte, ihren quälenden Hunger zu stillen. »Mit hundert Thalern,« sprach er zu dem kummervollen Weibe, »wär' uns geholfen, unsern zerfallenen Haushalt wieder anzurichten und fern von dem streitsüchtigen Nachbar ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du hast reiche Vettern jenseit des Gebirges, ich will hin und ihnen unsere Noth klagen; vielleicht daß sich einer erbarmet und aus gutem Herzen von seinem Ueberfluß uns auf Zinsen leiht, so viel wir bedürfen.«

Das niedergedrückte Weib willigte, mit schwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, in diesen Vorschlag, weil sie keinen bessern wußte. Der Mann aber gürtete frühe seine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, sprach er ihnen Trost ein: »Weinet nicht! Mein Herz sagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden, der uns förderlicher sein wird, als die vierzehn Nothhelfer, zu welchen ich so oft vergeblich gewallfahrtet bin.« Hierauf steckt' er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Tasche und ging davon. Müd' und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelangt er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollte ihn

kennen, keiner wollt' ihn herbergen. Mit heißen Thränen klagte er ihnen sein Elend; aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprichwörtern. Einer sprach: »junges Blut, spar dein Gut,« der andere: »Hoffahrt kommt vor dem Fall,« der dritte: »wie du's treibst, so geht's,« der vierte: »jeder ist seines Glückes Schmied.« So höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faullenzer, und endlich stießen sie ihn gar zur Thüre hinaus. Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Vetter zu der reichen Sippschaft seines Weibes nicht versehen; stumm und traurig schlich er von dannen, und weil er Nichts hatte, um das Schlafgeld in der Schenke zu bezahlen, mußte er auf einem Heuschober im Felde übernachten. Hier erwartete er schlaflos den zögernden Tag, um sich auf den Heimweg zu begeben.

Da er nun wieder ins Gebirge kam, übernahm ihn Harm und Bekümmerniß so sehr, daß er der Verzweiflung nahe war. Zwei Tage Arbeitslohn verloren, dacht' er bei sich selber, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Trost, ohne Hoffnung! Wenn du nun heimkehrest, und die sechs armen Würmer dir entgegen schmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labsal zu begehren, und du für einen Bissen Brod ihnen einen Stein bieten mußt, Vaterherz! Vaterherz! wie kannst du's tragen! brich entzwei, armes Herz, eh' du diesen Jammer fühlest! Hierauf warf er sich unter einen Schleenbusch, seinen schwermüthigen Gedanken weiter nachzuhängen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anstrengt, ein Rettungsmittel auszukundschaften, jede Hirnfaser auf und niederläuft, alle Winkel der Phantasie durchspähet, Schutz oder Frist für den hereinbrechenden Untergang zu suchen; gleich einem Bootsmanne, der sein Schiff sinken sieht, schnell die Strickleiter hinaufrennt, sich in den Mastkorb zu bergen, oder, wenn er unterm Verdeck ist, aus der Luke springt, in der Hoffnung, ein Brett oder eine ledige Tonne zu erhaschen, um sich über Wasser zu halten: so verfiel unter tausend nichtigen Anschlägen und Einfällen der trostlose Veit auf den Gedanken, sich an den Geist des Gebirges in seinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geschichten von ihm gehört, wie er zuweilen die Reisenden getrillt und gehudelt, ihnen manchen Tort und Dampf angethan, doch auch mitunter Gutes erwiesen habe. Es war ihm wohl bekannt, daß er sich bei seinem Spottnamen nicht ungestraft rufen lasse, dennoch wußte er ihm auf keine andre Weise beizukommen; also wagt' er's auf eine Prügelei und rief so sehr er konnte: Rübezahl! Rübezahl!

Auf diesen Ruf erschien alsbald eine Gestalt, gleich einem rußigen Köhler, mit einem fuchsrothen Barte, der bis an den Gürtel reichte, feurigen, stieren Augen, und mit einer Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm

erhob, den frechen Spötter zu erschlagen. »Mit Gunst, Herr Rübezahl,« sprach Veit ganz unerschrocken, »verzeiht, wenn ich euch nicht recht titulire; hört mich nur an, dann thut, was euch gefällt.« Diese dreiste Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Muthwillen noch Vorwitz deutete, besänftigten den Zorn des Geistes in etwas. »Erdenwurm,« sprach er, »was treibt dich, mich zu beunruhigen? Weißt du auch, daß du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen mußt?« »Herr,« antwortete Veit, »die Noth treibt mich zu euch, hab' eine Bitte, die ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr sollt mir hundert Thaler leihen, ich zahl' sie euch mit landüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin!« »Thor,« sprach der Geist, »bin ich ein Wucherer oder Jude, der auf Zinsen leiht? Geh' hin zu deinen Menschenbrüdern und borge da, so viel dir Noth thut, mich aber laß in Ruh'.« »Ach!« erwiederte Veit, »mit der Menschenbrüderschaft ist's aus! Auf mein und dein gilt keine Brüderschaft.« Hierauf erzählt' er ihm seine Geschichte nach der Länge und schilderte ihm sein drückendes Elend so rührend, daß ihm der Gnome seine Bitte nicht versagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, so schien doch dem Geist das Unterfangen, von ihm ein Capital zu leihen, so neu und sonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. »Komm', folge mir,« sprach er und führt' ihn darauf waldeinwärts, in ein abgelegenes Thal, zu einem schroffen Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte.

Nachdem sich Veit nebst seinem Begleiter mit Mühe durchs Gesträuche gearbeitet hatte, gelangten sie zum Eingang einer finstern Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zu Muthe, da er so im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und seine Haare sträubten sich empor. Rübezahl hat schon Manchen betrogen, dacht' er, wer weiß, was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächsten Schritt hinabstürze; dabei hört' er ein fürchterliches Brausen, als eines Tagewassers, das sich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortschritt, je mehr engten ihm Furcht und Grausen das Herz ein. Doch bald sah er zu seinem Troste in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das Berggewölbe erweiterte sich zu einem geräumigen Saale, das Flämmchen brannte hell und schwebte als ein Hangleuchter in der Mitte der Felsenhalle. Auf dem Pflaster derselben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eitel harten Thalern bis an den Rand gefüllt. Da Veit den Geldschatz erblickte, schwand alle seine Furcht dahin, und das Herz hüpft' ihm vor Freuden. »Nimm,« sprach der Geist, »was du bedarfst, es sei wenig oder viel, nur stelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig bist.« Der Debitor bejahete

das und zählte sich gewissenhaft die hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geist schien auf das Zahlungsgeschäfte gar nicht zu achten, drehete sich weg und suchte indeß seine Schreibmaterialien hervor. Veit schrieb den Schuldbrief so bündig, als ihm möglich war; der Gnome schloß solchen in einen eisernen Schatzkasten und sagte zum Valet: »zieh' hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner bist, und merke dir den Eingang in das Thal und diese Felsenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verflossen ist, zahlst du mir Capital und Zins zurück; ich bin ein strenger Gläubiger, hältst du nicht ein, so forder' ich es mit Ungestüm.« Der ehrliche Veit versprach auf den Tag gute Bezahlung zu leisten, versprachs mit seiner biedern Hand, doch ohne Schwur, verpfändete nicht seine Seel' und Seligkeit, wie lose Bezahler zu thun pflegen, und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm so mächtig auf Seel und Leib, daß ihm nicht anders zu Muthe war, da er das Tageslicht wieder erblickte, als ob er Balsam des Lebens in der Felsenkluft eingesogen habe. Freudig und gestärkt an allen Gliedern schritt er nun seiner Wohnung zu und trat in die elende Hütte, indem sich der Tag zu neigen begann. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, schrien sie ihm einmüthig entgegen: »Brod, Vater! einen Bissen Brod! hast uns lange darben lassen.« Das abgehärmte Weib saß in einem Winkel und weinte, fürchtete nach der Denkungsart der Kleinmüthigen das Schlimmste und vermuthete, daß der Ankömmling eine traurige Litanei anstimmen werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand, hieß ihr Feuer anschüren auf dem Herde; denn er trug Grütze und Hirse aus Reichenberg im Zwerchsack, davon die Hausmutter einen steifen Brei kochen mußte, daß der Löffel darin stand. Nachher gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg seines Geschäftes. »Deine Vettern,« sprach er, »sind gar rechtliche Leute; sie haben mir nicht meine Armuth vorgerückt, haben mich nicht verkannt, oder mich schimpflich vor der Thür abgewiesen, sondern mich freundlich beherbergt, Herz und Hand mir geöffnet und hundert baare Thaler vorschußweise auf den Tisch gezählt.« Da fiel dem guten Weibe ein schwerer Stein vom Herzen, der sie lange gedrückt hatte. »Wären wir,« sagte sie, »eher vor die rechte Schmiede gegangen, so hätten wir uns manchen Kummer ersparen können.« Hierauf rühmte sie ihre Freundschaft, zu der sie sich vorher so wenig Gutes versehen hatte, und that recht stolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach so vielen Drangsalen gern die Freude, die ihrer Eitelkeit so schmeichelhaft war. Da sie indessen nicht aufhörte, von den reichen Vettern zu kosen, und das

viele Tage so antrieb, wurde Veit des Lobposaunens der Geizdrachen satt und müde und sprach zum Weibe: »als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du, was mir der Meister Schmied für eine weise Lehre gab?« Sie sprach: welche? »Jeder,« sagt' er, »sei seines Glückes Schmied, und man müsse das Eisen schmieden, weil's heiß sei,« darum laß' uns nun die Hände rühren und unserm Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschuß nebst den Zinsen abzahlen können und aller Schuld quitt und ledig sein. Darauf kauft' er einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe; es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Heckthaler darunter wäre. Veit säete und erntete, wurde schon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und sein Seckel vermochte noch immer ein kleines Capital zur Erweiterung seines Eigenthums. Im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Wucher brachte; kurz, er war ein Mann, dem Alles, was er that, zu gutem Glücke gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran, und Veit hatte so viel erübriget, daß er ohne Beschwerde seine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte, und auf den bestimmten Tag war er früh auf, weckte das Weib und alle seine Kinder, hieß sie sich waschen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die scharlachenen Mieder und Brusttücher, die sie noch nicht auf dem Leib gehabt hatten. Er selbst holte seinen Gottestischrock herbei und rief zum Fenster hinaus: Hans, spann' an! »Mann, was hast du vor?« fragte die Frau, »es ist heute weder Feiertag, noch ein Kirchweihfest, was macht dich so guten Muthes, daß du uns ein Wohlleben bereitet hast, und wo gedenkest du uns hinzuführen?« Er antwortete: »ich will mit euch die reichen Vettern jenseit des Gebirges heimsuchen und den Gläubiger, der mir durch seinen Vorschub wieder aufgeholfen hat, Schuld und Zins bezahlen, denn heute ist der Zahltag.« Das gefiel der Frau wohl, sie putzte sich und die Kinder stattlich heraus, und damit die reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlstande bekämen und sich ihrer nicht schämen dürften, band sie eine Schnur gekrümmter Ducaten um den Hals. Veit rüttelte den schweren Geldsack zusammen, nahm ihn zu sich, und da Alles in Bereitschaft war, saß er auf mit Frau und Kind. Hans peitschte die vier Hengste an, und sie trabten muthig über das Blachfeld nach dem Riesengebirge zu.

Vor einem steilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, stieg ab und hieß den Andern ein Gleiches thun; dann gebot er dem Knechte: »Hans, fahr' gemachsam den Berg hinab, oben bei den drei Linden sollst du unser warten, und ob wir auch verziehen, so laß dich's nicht anfechten, laß die Pferde verschnauben und einsweils grasen; ich weiß hier einen Fußpfad, er ist etwas

um, doch lustig zu wandeln.« Darauf schlug er sich in Geleitschaft des Weibes und der Kinder waldein durch dicht verwachsenes Gebüsche und speculirte hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt, ermahnte ihn darum, zurückzukehren und der Landstraße zu folgen. Veit aber hielt plötzlich still, versammelte seine sechs Kinder um sich her und redete also: »du wähnst, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundschaft ziehen, dahin steht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, mich gefoppt, gehöhnet und mit Uebermuth von sich gestoßen haben. — Hier wohnet der reiche Vetter, dem wir unsern Wohlstand verdanken, der mir aufs Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand so wohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich her beschieden, Zins und Capital ihm wieder zu erstatten. Wißt ihr nun, wer unser Schuldherr ist? der Herr vom Berge, Rübezahl genannt!« Das Weib entsetzte sich heftig über diese Rede, schlug ein groß Kreuz vor sich, und die Kinder bebten und geberdeten sich ängstlich vor Furcht und Schrecken, daß sie der Vater zu Rübezahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnstuben von ihm gehöret, daß er ein scheußlicher Riese und Menschenfresser sei. Veit erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geist in Gestalt eines Köhlers auf sein Rufen erschienen sei, und was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle, pries seine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundlichen, rothbraunen Backen herabträufelten. »Verzieht hier,« fuhr er fort, »jetzt geh' ich in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet Nichts, ich werde nicht lange aus sein, und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring' ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, eurem Wohlthäter treuherzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rußig ist; er thut euch nichts zu Leide und freut sich seiner guten That und unsers Dankes gewiß; seid nur beherzt, er wird euch goldne Aepfel und Pfeffernüsse austheilen.«

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten, und da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstemmten: so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen in den dicht verwachsenen Busch und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl ins Gedächtniß geprägt hatte; die alte halberstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte; doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versuchte auf alle Weise, sich den Eingang in den Berg zu öffnen; er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen; er sollte, meint' er, sich aufthun; er zog den

schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief, so laut er konnte: Geist des Gebirges, nimm hin, was dein ist; doch der Geist ließ sich weder hören noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Seckel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudenvoll entgegen; er war mißmuthig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain und überlegte, was nun zu thun sei. Da kam ihm sein altes Wagestück wieder ein: »ich will,« sprach er, »den Geist bei seinem Ekelnamen rufen; wenn's ihn auch verdreußt, mag er mich bläuen und zausen, wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß;« er schrie darauf aus Herzenskraft: »Rübezahl! Rübezahl!« Das angstvolle Weib bat ihn zu schweigen, wollt' ihm den Mund zuhalten; er ließ sich nicht wehren und trieb's immer ärger. Plötzlich drängte sich jetzt der jüngste Bube an die Mutter an, schrie bänglich: ach der schwarze Mann! Getrost fragte Veit, wo? Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor, und alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen, bebten vor Furcht und schrien jämmerlich. Der Vater blickte hin und sah Nichts; es war Täuschung, nur ein leerer Schatten, kurz, Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familienkaravane trat nun den Rückweg an, und Vater Veit ging ganz betrübt und schwermüthig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher, und der Wind schlüttelte die weit ausgestreckten Aeste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor sich her, kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauspiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, womit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, auf welches der kleine Geisterseher Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führt' es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Darum warf er seinen Hut darnach, der's endlich bedeckte; weil's nun ein schöner weißer Bogen war, und der ökonomische Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, so bracht' ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen, was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein zerrissen, und unten stand geschrieben: zu Dank bezahlt.

Wie das Veit innen ward, rührt's ihn tief in der Seele, und er rief mit freudigem Entzücken: »freue dich, liebes Weib und ihr Kinder allesammt, freuet euch; er hat uns gesehen, hat unsern

Dank gehöret, unser guter Wohlthäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren.« Eltern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau groß Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen, denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht: so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Er pochte diesmal ganz herzhaft an und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davongegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeine. Veit übernachtete nebst seiner Rollwagengesellschaft bei dem gastfreien Hauswirth, der ihm und seinem Weibe das Alles weitläufiger erzählte, kehrte Tages darauf in seine Heimath und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern und blieb ein rechtlicher, wohlbehaltener Mann sein Lebenlang. Musäus.

III. Erzählungen aus der Weltgeschichte.

1. Die Entstehung der Kreuzzüge.

Zu der Zeit, da in Frankreich König Philipp, in Deutschland Kaiser Heinrich der Vierte mit dem Papstthum im heftigen Kampf waren, dürsteten die Gemüther der Christen nach Rache wegen der Schmach, welche dem Grabe Christi von den Türken widerfuhr, und waren daher empfänglich für den Plan, mit den Waffen die heiligen Oerter des gelobten Landes von ihrer schimpflichen Herrschaft zu befreien. Ein Einsiedler, Peter, aus Amiens gebürtig, faßte diesen Plan und forderte die Christenheit auf, ihn auszuführen.

Peter hatte den Waffenrock, welchen er wegen seines schwächlichen Körpers ohne Ruhm trug, mit der Einsiedlerkleidung vertauscht und lebte im südlichen Frankreich mit einer Enthaltsamkeit, zu welcher keine große Aufopferung erfordert wurde. Denn er enthielt sich nur des Brodes und Fleisches, labte sich aber

dafür an allen andern Speisen und am Wein. Dennoch machte ihn diese Lebensart ehrwürdiger und heiliger in den Augen derer, welche ihn kannten, als Bischöfe und Aebte. Seine auffallende Gestalt, die hellen feurigen Augen in seinem hageren verschrobenen Körper, und mit diesem der Strom seiner Beredsamkeit, der Alles mit sich fortriß, wohin er sich ergoß, vermehrten das Ansehen, welches bei seinen Zeitgenossen sein den Werken der Frömmigkeit gewidmetes Leben ihm gab.

Auch er unternahm in den Jahren 1093 und 1094, um zur vollkommenen Heiligkeit zu gelangen, eine Wallfahrt nach Jerusalem. Von einem Christen daselbst, der ihn gastfreundlich in sein Haus aufnahm, hörte er mit Entsetzen die Erzählung der Bedrückungen, welche die Christen zu Jerusalem von den Türken erfuhren, und fand Gelegenheit, von ihrer Wahrheit durch eigene Erfahrung sich zu überzeugen. Von heiligem Eifer entbrannt, ging er zu dem Patriarchen Simeon, überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er so ruhig es ansehe, wie die heiligsten Oerter von den Türken entweiht, die Gaben der frommen Christen geraubt, die Pilgrime gemißhandelt würden. Der fromme Patriarch antwortete mit Klagen über die unglückliche Lage seiner Kirche, welche bei der Ohnmacht des griechischen Kaisers verzweifeln müsse, wenn nicht die Christenheit des Abendlandes sich ihrer erbarmen und ihre Schmach an den Türken rächen werde. »Darum,« sprach der Patriarch, »sende ich dich als Gesandten der Kirche zu Jerusalem an ihre Tochter im Abendlande, daß du von ihr Erbarmen und Hülfe für ihre unglückliche Mutter erflehen mögest.« Bereitwillig übernahm Peter den Auftrag und die Briefe an den Papst und die Könige und Fürsten des Abendlandes, welche der Patriarch ihm gab.

Eines Abends war Peter beschäftigt mit Planen für die Ausführung des heiligen Auftrags in der Kirche der Auferstehung, um im Gebet den Beistand Gottes und der Heiligen zu seiner baldigen Abreise sich zu erflehen. Von den Anstrengungen der Andacht ermüdet, fiel er in tiefen Schlaf. Im Traume erschien ihm Christus, und Peter vernahm von dem Heilande die Worte: »Auf, Peter, eile; verrichte mit Muth, was du übernommen hast; ich werde mit dir sein, denn es ist Zeit, daß mein heiliger Ort von den Türken gereinigt und meinen Verehrern geholfen werde.« Peter erwachte bei diesen Worten, verrichtete noch einmal sein Gebet, eilte zum Patriarchen mit der frohen Nachricht von der Erscheinung des Erlösers und trat am andern Tage die Reise nach Antiochien an. Hier fand er ein Schiff zum Absegeln nach Apulien bereit und kam nach einer glücklichen Fahrt zu Bari ans Land. Von dort eilte er nach Rom zum Papst Urban, überreichte ihm den Brief des Patriarchen und unterstützte dessen Anliegen mit der schauderhaftesten Erzählung der Leiden, welche die Mutter aller Kirchen von ihren Tyrannen erdulde. Zu dieser Zeit, wo Urban

in Rom selbst seines Lebens kaum sicher war, gab er dem Flehen der morgenländischen Kirche um Hülfe gegen ihre Bedrücker Gehör; denn die Päpste verrichteten oft die gewaltigsten Thaten, wenn ihre Macht in Rom am schwächsten war. Urban lobte Peters Eifer und bevollmächtigte ihn durch Briefe an die Großen der Christenheit als seinen und der Kirche zu Jerusalem Gesandten. Nun durchstrich Peter zuerst ganz Italien, überstieg dann die Alpen und fand allenthalben Beifall und Gehör. Er trat nicht bloß vor den Großen, sondern lieber vor dem Volke auf, las die Briefe des Patriarchen und anderer Christen vor und bestätigte und unterstützte ihre bittern Klagen, erzählte das Gesicht, in welchem der Sohn Gottes selbst zu seinem Gesandten ihn erklärt, ja er wies selbst einen vom Himmel gefallenen Brief vor, in welchem Alles, was er berichtete und versprach, bestätigt wurde. Die Geschenke, mit welchen die frommen Christen ihn überhäuften, wandte er an, um Arme zu unterstützen, oder Weiber auszusteuern und ihnen Männer zu verschaffen. Er stellte Einigkeit und Friede her, wo er Uneinigkeit und Streit fand; denn seine Aussprüche wurden als Aussprüche Gottes geachtet. Das Volk verehrte ihn als Heiligen und soll sogar die Haare, welche seinem Maulthiere abfielen, als Reliquien gesammelt haben.

Die Wirkungen von Peters Predigten zeigten sich schon auf der Kirchenversammlung, welche Urban der Zweite bald nachher zu Piacenza hielt. Wenn gleich dies Concil versammelt wurde, um dem Könige von Frankreich die Gewalt des Stuhles zu Rom zu zeigen, den römischen Kaiser Heinrich zu demüthigen und den ehelosen Stand des Geistlichen zu befestigen, so geschah doch schon hier ein wichtiger Schritt zur Ausführung des großen Unternehmens. Die Wichtigkeit der zu verhandelnden Sachen machte dieses Concil zahlreicher, als irgend eines der vorigen. Vier tausend Geistliche und dreißig tausend Laien versammelten sich zu Piacenza, und es wird als ein besonderer Umstand angemerkt, daß dies Concil wegen der Menge der Anwesenden nicht wie bisher in einer Kirche, sondern auf einem Felde versammelt wurde. Hier traten Gesandte des Kaisers von Konstantinopel auf und baten um Hülfe gegen die furchtbare Macht der Türken, welche ihre der Christenheit schmähliche Herrschaft bereits bis an die den Mauern der Hauptstadt gegenüber liegende Küste ausgedehnt; und Urban unterstützte ihre Bitten mit aller Kraft der Beredsamkeit. Schon damals schwur eine große Menge, nach Konstantinopel zu ziehen, um mit dem Kaiser der Römer wider die Feinde der Christenheit zu fechten.

Aber die Vollendung behielt Urban einem glänzenden Concil vor. Nachdem er zu Vercelli die italienischen Geistlichen zur Beförderung der Reise des Herrn aufgefordert, begab er sich über die Alpen nach Frankreich. Denn Frankreich war das

Land, wo von jeher der größte Eifer für das heilige Land gewesen, und sein ungehorsamer König Philipp konnte am leichtesten gedemüthigt werden, wenn seine getreusten und mächtigsten Anhänger auf andere Weise beschäftigt und ihm entzogen wurden; Frankreich sollte also der Schauplatz dieser Verhandlungen sein. Nachdem auf Provinzialversammlungen zu Puy und andern Orten die Geistlichkeit vorbereitet war, wurden auf den achten Tag nach dem Feste des heiligen Martin die Geistlichen und Laien zum allgemeinen Concil nach Clermont in Auvergne berufen. Urban bereitete Alles zu dieser Kirchenversammlung so vor, daß sie eine der glänzendsten werden mußte. Den Geistlichen ward bei Verlust ihrer Pfründe geboten zu erscheinen, und den Bischöfen insbesondere aufgegeben, die weltlichen Herren in ihrer Diöces zu bewegen, daß sie sich auf dem Concil einfänden. Ganz Frankreich war auch schon durch Peter so für die heilige Unternehmung eingenommen, daß außer vierzehn Erzbischöfen, zweihundert fünf und zwanzig Bischöfen, vierhundert Aebten und vielen geringeren Geistlichen die Anzahl der Laien unzählbar war.

Nachdem die andern Angelegenheiten der Kirche, welche die Aufmerksamkeit des päpstlichen Stuhls erforderten, verhandelt waren, der Gottesfriede von neuem eingeschärft, und der Bannstrahl feierlich gegen den widerspenstigen König Philipp geschleudert war, versammelte Urban die Geistlichen und Laien in eine breite Straße. Mit so vielem, auch brennendem Feuer, als der Papst hier redete, sind viele Reden gehalten, aber so glänzender Wirkungen hat nie eine Rede sich rühmen können. Er schilderte die bedrängte Lage der Christen in dem heiligen Lande mit düstern Farben, die Grausamkeit der Türken, als hätte er selbst sie erfahren, und Seufzer und Thränen hemmten oft den Strom seiner Rede. »Jene Barbaren, welche Gott fremd sind, und mit welchen sein Geist nicht ist,« sprach er, »vertreiben die armen Christen aus ihren Häusern, und diese müssen es als großen Gewinn ansehen, wenn sie durch Betteln unter uns kümmerlichen Unterhalt finden. Denn sie müssen, wenn sie den Unholden nicht entfliehen, für diese als Sclaven die Felder bauen, welche ihnen selbst gehören, und grausame Behandlung ist dafür ihr Lohn. Die heiligen Kirchen werden von den Ungeheuern entheiligt, in Viehställe verwandelt, oder sind die Schauplätze der entehrendsten und schmählichsten Grausamkeiten gegen die Christen.« Nachdem er auf diese Weise die Leiden der Christen und die Tyrannei der Ungläubigen beschrieben, rief er aus: »Ich rufe als Zeugen der Wahrheit meiner Schilderung euch, die ihr mit euren Augen Alles sahet, ich rufe noch mehr als Zeugen euch, die ihr von den grausamen Händen der Barbaren starbt.« Er sprach mit Wehmuth von der Heiligkeit der Oerter, welche die Ungläubigen entweihten: »Selig die Steine, welche den Urmärtyrer Stephan mit der Krone des Martyrthums krönten! Wie selig des Jordans

Stellen, welche dir, Johannes, dienten zur Taufe des Erlösers!« Dann erinnerte er an die Helden der christlichen Zeit, Karl den Großen und dessen frommen Sohn Ludwig, welche die Reiche der Sarazenen zerstört und durch sie der wahren Kirche Herrschaft erweitert. Urban ward während der Rede durch das Rufen der Menge: »Gott will es, Gott will es!« unterbrochen, und es mußte Stillschweigen geboten werden, damit er fortreden konnte. Der Enthusiasmus stieg immer höher, je länger Urban redete. Dann rief er mit heftigem Unwillen: »Ihr, die ihr Wittwen und Waisen beraubet, die Unschuldigen unterdrückt, die Kirchen mit Waffengetümmel erfüllt und entehrt und des Ritterthums Gürtel nur tragt als ein Zeichen, daß ihr gewohnt seid, nicht die Kirche und ihre Diener, wie ihr gelobt, zu schützen, sondern des Erlösers Schafstall zu verwüsten, euch einander selbst zu zerfleischen und wie die Geier den Leichnamen, so den Kriegen und Fehden in entfernte Gegenden nachzuziehen, legt ab den Gürtel eines solchen Ritterthums, welches von Gott fern ist, werdet Ritter Christi und eilt herbei zum Schutz der morgenländischen Kirche, welche die Milch des göttlichen Worts in euern Mund träufelte.« Er bat die Alten und Schwachen und Alle, welche außer Stand seien, die Waffen zu führen, nicht mitzuziehen, damit sie nicht der Sache schaden, sondern lieber durch Geld und auf andere Weise die Streitenden zu unterstützen, wofür er ihnen in gleichem Maße, als denen, welche wirklich mitzögen, vollkommene Vergebung ihrer Sünden ankündigte. Den Geistlichen aber verbot er strenge, ohne die Erlaubniß ihrer Bischöfe ihre Kirchen zu verlassen, denn ohne priesterlichen Segen werde ihr Unternehmen doch keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Dann machte er bekannt, wer an der bewaffneten Pilgerschaft Antheil nehmen wolle, möge nach alter Pilgrime Sitte mit dem Kreuze sich bezeichnen. »Ihr meine Brüder und Mitbischöfe, Mitpriester und Miterben Christi,« redete er am Schluß die Geistlichen besonders an, »predigt in den euch anvertrauten Gemeinden das Kreuz, schildert ihnen die Noth der Christenheit und entflammt ihre Herzen, auf daß sie helfen.« — Viele der Anwesenden wurden durch diese Rede zu Thränen erweicht, Andere sah man zittern, als sähen sie die Leiden, welche der Papst beschrieb, mit eigenen Augen, Andere ermahnten ihre noch bedenklichen Nachbaren zum Beitritt zu diesem heiligen Unternehmen.

Nachdem der Papst seine Rede geendigt, drängte sich zuerst Bischof Ademar von Puy mit heiterm Angesicht zu ihm hin, warf sich vor ihm hin und bat um seine Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen, und um seinen Segen. Als er Beides erhalten, folgte seinem Beispiel der Bischof Wilhelm von Ausary, und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Dann legte einer der Kardinäle, welcher den Papst be-

gleitete, im Namen aller Pilgrime, welche zur Erde niederfielen, das Bekenntniß der Sünde ab, und Urban ertheilte die Absolution. Hierauf näheten Alle auf ihre rechte Schulter ein rothes Kreuz.

Bald hernach wurden dem Papst Gesandte des Grafen Raimund von St. Gilles vorgestellt, welche ihm und dem Concil anzeigten, daß ihr Herr das Pilgerkreuz bereits angenommen und eine beträchtliche Anzahl Ritter versammelt habe; daß er noch mehr Kriegsvolk aus seiner Grafschaft in Sold nehmen und jeden Ritter, der in seinem Heere streiten wollte, mit Geld und andern Bedürfnissen unterstützen werde. Der Zutritt eines so mächtigen und tapfern Herrn, die Unterstützung und Belohnung, welche er verhieß, bewog noch Viele, welche durch Urbans Rede nicht entflammt waren, zur Annahme des Kreuzes.

Nach einigen Tagen berief Urban die Bischöfe und weltlichen Herren zu sich, um mit ihnen wegen der weitern Einrichtungen sich zu berathen. Sie baten den Papst dringend, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen, welches für Christum ausziehen werde. Aber die innern Gefahren der römischen Kirche gaben ihm einen scheinbaren Grund, ihr Verlangen abzulehnen. Doch versprach er, ihnen nachzufolgen, sobald das Heil der Kirche es gestattete. Mit ihrer Einstimmung ernannte er den Erzbischof Ademar von Puy, als der durch seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachtet und beliebt, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er das Kreuz angenommen, um die Sache verdient, des Krieges nicht ganz unkundig und überhaupt durch Erfahrung in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten am geschicktesten war, zu seinem Stellvertreter als geistliches Oberhaupt des Heeres. Ehe das Concil entlassen wurde, machte der Papst bekannt, daß die Kirche die Güter der Kreuzfahrer in ihren Schutz nehme; allgemeiner Friede unter den Christen ward verkündigt und den Geistlichen befohlen, in ihren Gemeinden das Kreuz fernerhin zu predigen. Die Zeit des Auszuges ward einer weiteren Bestimmung überlassen.

Kein Samenkorn war auf unfruchtbares Land gefallen. Die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz angenommen, eilten in ihr Vaterland zurück und theilten die empfangene Begeisterung mit. Die Geistlichen predigten das Kreuz und gaben denen, welche es annahmen, die Versprechungen der Sündenvergebung und Seligkeit, wozu sie vom heiligen Vater bevollmächtigt waren. Die Laien munterten mit gleicher Thätigkeit ihre Freunde und Verwandten auf, sich Christo zu weihen. Der Papst selbst reis'te nach dem Concil in Frankreich herum und ermahnte zur Pilgerschaft mit desto glänzenderm Erfolg, als sein Ansehn und seine große Würde waren. Außerordentlich waren die Wirkungen, welche ihre vereinigten Bemühungen hervorbrachten. In Franzien, Gallizien, Britannien und Gascogne war

fast keine Familie, aus welcher nicht Mehrere, Vater oder Sohn, das Krenz angenommen hatten. Das weibliche Geschlecht hatte alle Besorglichkeit für Männer und Verwandte verloren. Die Gattinnen ermunterten selbst ihre Männer, Christo sich darzubringen, trauerten, wenn die Ermunterungen nicht fruchteten, und freuten sich, wenn sie sich bewegen ließen, das Kreuz anzunehmen. Mancher spottete zuerst der Abenteuerlichkeit der Unternehmung, aber nach wenigen Tagen sahen auch die Spötter im Strom sich fortgerissen, verkauften ihre Habe und zogen mit denen, welche sie verlacht hatten. Wer sich widersetzte, ward verspottet und verhöhnt. Darum nahmen Viele das Kreuz an, blos um nicht für muthlos gehalten zu werden; Manche auch, um ihre Freunde nicht zu verlassen.

Aber die allgemeine Bewaffnung blieb nicht blos bei den waffenfähigen Männern, wie Urban mit Klugheit gewünscht und mit Ernst und Strenge zu Clermont befohlen hatte; auch die Mönche verließen ihre Zellen und übten sich in den Waffen; sie entflohen heimlich, wenn ihre Aebte ihnen die Erlaubniß, das Pilgerkreuz zu nehmen, verweigerten. Selbst Greise, kranke und schwache Personen bekreuzten sich, um wenigstens durch die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise den Himmel zu erwerben. Auch Verbrecher aller Art benutzten die Gelegenheit, durch Annahme des Kreuzes der verdienten Strafe zu entgehen. Manche Schwärmer, nicht zufrieden, auf ihre Kleider ein Kreuz zu heften, brannten es mit glühendem Eisen in ihre Haut ein, und einige Männer und Weiber wollten damit von Gott selbst bezeichnet sein. Ein Abt brannte sich ein Kreuz auf die Stirn und gab vor, ein Engel habe es ihm eingebrannt. Das Volk glaubte ihm, verehrte ihn wie einen Heiligen und überhäufte ihn mit Geschenken.

Peters schwärmerische Predigten, Urbans feurige Rede, die Erzählungen der heimkehrenden Pilger von den ertragenen Mühseligkeiten, der mitleidswürdige Zustand der in Europa bettelnden Christen aus dem Orient waren wirksame Beweggründe dieses wunderbaren Eifers für das heilige Land.

Wilken.

2. Die Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer.

Schon war der Tag ausersehen, an welchem die heilige Stadt berannt werden sollte. Da gedachten die Priester, daß einst Gott die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten nach einem siebenmaligen feierlichen Umgange um ihre Mauer gegeben, und riethen dieses Beispiel nachzuahmen.

Um ihrem Rath mehr Gewicht zu geben, erschien der heilige Erzbischof Ademar einem Priester und forderte ihn auf, die Fürsten zu einem feierlichen Umgange zu ermahnen. Denselben

Rath gab ein alter in einem hohen Thurme auf dem Oelberge wohnender und durch die Gabe der Weissagung berühmter Einsiedler. Zugleich sollte diese Procession benutzt werden, um Tankred und Raimund, welche aufs neue wegen des Geldes, welches dieser jenem zu bezahlen versprochen, aber nicht bezahlt hatte, zankten, und andere mit einander streitende Fürsten auf dem Oelberge, wo der Heiland so schmerzlich für die Menschen gelitten, zu versöhnen.

Am Freitage, den achten Juli, versammelten sich alle Priester, die Ritter und das Volk, und verließen das Lager zum feierlichen Umgang um die Stadt. Die Priester zogen in weißen Gewändern mit Kreuzen, den Reliquien und den Bildern der Heiligen voran, und ihnen folgten alle Ritter und das Volk, in völliger Waffenrüstung, Trompeten und Fähnlein tragend und mit entblößten Füßen, indem sie die Heiligen um ihre Fürsprache bei Gott flehentlich anriefen. Die Procession begab sich zuerst auf den tausend Schritt von der Stadt östlich liegenden Oelberg, wo Arnulf, ein sehr beredter Geistlicher aus Flandern, von einem erhabenen Orte herab in einer so eindringenden Rede den Fürsten die Eintracht empfahl, daß alle Streitenden versöhnt einander die Rechte gaben. Auch Peter der Einsiedler trat auf und ermunterte das Volk auszudauern, um den Heiland, der noch immer in der heiligen Stadt gekreuziget werde, zu befreien. Von da zogen die Wallbrüder zu der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Berge Zion südlich von der Stadt. Die Ungläubigen sahen zum Theil auf den Mauern stehend den Umgang mit Verwunderung an, andere warfen Pfeile nach den andächtigen Kreuzfahrern und verwundeten ihrer mehrere, andere richteten auf den Mauern Kreuze auf und übten an ihnen ihren Muthwillen, andere, die Procession nachäffend, folgten auf der Mauer den Christen und kränkten sie durch ihren Spott. Nachdem die Procession ins Lager zurückgekehrt, ward auf den nächsten Donnerstag der allgemeine Angriff auf die heilige Stadt bestimmt.

In der Nacht vor diesem ersehnten Tage brachten Herzog Gottfried, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern mit unsäglicher Mühe ihre Maschinen stückweise von dem Orte, wo sie erbaut waren, fast tausend Schritte weit, an die östliche Mauer zwischen dem Thore des heiligen Stephan und dem eckigen Thurme, welcher nördlich über dem Thale Josaphats stand, und verlegten dahin auch ihr Lager, weil diese Gegend Kundschafter ihnen als die am schwächsten besetzte bezeichnet hatten. Als der Tag anbrach, waren die kleinen Maschinen aufgerichtet, und die Wallbrüder erkannten aus der Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche diesem Beginnen sich entgegengestellt, daß Gottes Hand mit ihnen war. Auch Raimund und die andern Fürsten hatten in der Nacht da, wo sie die Mauer zu bestürmen übernommen, Maschinen aufgerichtet. Alle

nahmen hierauf das heilige Abendmahl und begaben sich zu ihren Führern. Selbst Greise und Weiber erschienen bewaffnet, um zur Eroberung der heiligen Stadt zu helfen. Um aber die großen Thürme an die Mauer zu bringen, mußte zuvor die vordere Mauer der Stadt niedergeworfen und das Thal ausgefüllt werden. Beides war ein nicht geringes Werk. Die Mauer wurde zwar mit Mauerbrechern berannt, aus großen und kleinen Maschinen wurden Steine auf die Vertheidiger der Mauer geschleudert, aber die Belagerten minderten durch Säcke voller Wolle und Stroh und durch schräge Balken, welche sie an der Mauer befestigt hatten, ihre Wirkung, die schon wegen der Breite des Thales, welches sie von der Mauer trennte, schwach war. Viel größer war die Heftigkeit, mit welcher die Belagerten aus ihren Maschinen von der Höhe herab Steine auf die Kreuzfahrer schleuderten; ihre Feuerbrände und die mit Schwefel, Pech und andern brennbaren Dingen versehenen Pfeile setzten bald die christlichen Maschinen so in Brand, daß das Löschen alle Hände der Kreuzfahrer beschäftigte. Wenige wagten daher zur Ausfüllung des Thales Steine und Erde herbeizutragen, obgleich Graf Raimund durch den Ruf der Herolde Jedem, welcher da, wo er stehe, drei große Steine ins Thal werfen würde, einen Denar als Belohnung verhieß. Die Nacht fiel ein, ehe die Wallbrüder ihr Ziel erreicht hatten.

Kaum aber war das Morgenroth des folgenden Tages erschienen, als jeder Wallbruder in den Waffen wieder an den Ort eilte, welchen er gestern verlassen. Der Kampf begann wieder mit vermehrter Lebhaftigkeit. Die Ungläubigen warfen nicht nur Steine und Pfeile wider die Wallbrüder, sondern auch Töpfe mit brennbaren Materien und Balken, von einem mit Wasser unlöschbaren Feuer ergriffen, wider ihre Maschinen; den Wallbrüdern aber war verrathen worden, daß Weineſſig dies Feuer lösche, und damit hatten sie reichlich sich versehen. Als durch Feuer und Steine die Maschinen der Christen nicht verderbt wurden, wurden Hexen auf die Mauer geführt, um durch Zauberformeln ihre Wirksamkeit zu hemmen; aber ein ungeheurer Stein, aus einer Maschine geworfen, zerschmetterte zwei Hexen, welche die Maschinen zu besprechen auf die Mauer gekommen waren, und drei Mädchen, welche sie begleiteten. Zwei Boten, welche von Askalon kamen, um die Vertheidiger von Jerusalem zur ausharrenden Gegenwehr zu ermuntern, indem in vierzehn Tagen ein Heer zum Entsatz der Stadt kommen werde, wurden ergriffen, weil es an Tankred durch zwei Muselmänner verrathen worden war, daß durch das unbesetzte Thor im Thale Josaphat die Boten von Askalon gewöhnlich eingelassen würden. Der eine von ihnen ward von einem hitzigen Jünglinge mit einer Lanze durchbohrt, der andere, nachdem er seinen Auftrag ausgesagt, aus einer Maschine gegen die Mauer geschleudert.

Ungeachtet aller dieser Vortheile war um die siebente Stunde, selbst nachdem der Herzog von der Normandie und Tankred beim Stephansthore die Mauer durchbrochen hatten, so wenig Hoffnung zur Eroberung der heiligen Stadt, daß die Fürsten beschlossen, die von dem Feuer und den Steinen der Belagerten sehr beschädigten Maschinen zu entfernen und an dem folgenden Tage den Angriff zu erneuern. Die Ritter jammerten laut, daß Gott sie nicht würdig halte, die heilige Stadt einzunehmen, das Kreuz anzubeten und das heilige Grab zu erblicken; das Volk kehrte betrübt ins Lager zurück. Plötzlich um die Stunde, in welcher der Heiland ans Kreuz gebracht war, erblickte der Herzog Gottfried von Bouillon auf dem Oelberg einen Ritter, welcher seinen blitzenden Schild schwenkte und damit dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Herzog Gottfried rief die Ritter und das Volk zurück; Alle begannen die Arbeit mit neuen Kräften, des Sieges gewiß; die Weiber erquickten die Männer durch Speise und Getränk und ermunterten sie zu muthigem Kampfe und unverdrossener Arbeit. Binnen einer Stunde war die vordere Mauer nieder geworfen, das Thal ausgefüllt, und des Herzogs Thurm stand an der Mauer. Das auf seiner Spitze von Gold blitzende Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen immer vergeblich gezielt, kündigte den Sieg Christi über Mohammed dem Volke Gottes an.

Bald darauf ward auch des Grafen Raimund Thurm der Mauer so nahe gebracht, daß die Wallbrüder aus ihm mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten. Die Wallbrüder erneuerten nun den Kampf mit hoffendem Muthe. Die Muselmänner widerstanden mit verzweifelnder Tapferkeit; aber dem nahe an die Mauer gerückten Thurme des Herzogs konnten ihre Maschinen wenig schaden; und wo die Hürden, womit er bedeckt war, beschädigt wurden, da half Herzog Gottfried mit eigener Hand den Schaden verbessern. Desto wirksamer waren die Wurfmaschinen aus den Thürmen, indem Herzog Gottfried diejenigen, welche sie bedienten, zu unverdrossener Arbeit aufmunterte. Es gelang endlich einigen Jünglingen, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, vermittelst brennender Pfeile in Brand zu bringen; der Rauch ward durch einen Wind aus Norden auf die Mauer getrieben; die Streiter, durch ihn im Kämpfen gehindert, verließen verzweifelnd ihren Stand, und aus dem zweiten Stockwerke des Thurmes fiel die Fallbrücke auf die Mauer, unterstützt von zwei Balken, mit welchen die Ungläubigen die Steine der Belagerer abgewehrt hatten. Die beiden Brüder Ludolph und Engelbert waren die Ersten, welche die Mauer Jerusalems erstiegen, und ihnen folgten bald Herzog Gottfried selbst, der in dem obersten Stockwerke sich befand, sein Bruder Eustach, der Herzog von der Normandie und der Graf

von Flandern nach. Die andern Wallbrüder, welche nicht durch den Thurm auf die Mauer kommen konnten, erstiegen sie mit Leitern, und bald war die Mauer da, wo der Herzog stand, ganz verlassen von den Ungläubigen, welche in die Gassen der Stadt flohen. Die Wallbrüder eilten ihnen nach, der Herzog Gottfried ließ durch einige Ritter das Stephansthor öffnen, das übrige Volk drang theils durch dieses, theils da, wo der Herzog von der Normandie und Tankred die Mauer durchbrochen hatten, in die Stadt, und bald erschallte sie von dem Geschrei der siegenden Wallbrüder; »Gott hilf, Gott will es.« In das Siegesgeschrei mischte sich bald das Angstgewinsel der Sterbenden und das Flehen um Gnade der fliehenden Ungläubigen; denn Ritter und Knechte verbreiteten sich in die Stadt und würgten, wen sie antrafen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die heilige Stadt war schon mit Leichen angefüllt, als wider den Grafen Raimund, der bei der Burg Zion stand, die Ungläubigen noch immer tapfer stritten und seinem Belagerungszeuge großen Schaden zufügten; denn von den vierzehn Maschinen auf der Mauer waren gegen des Grafen Werke neun gerichtet. Raimund erfuhr erst durch das Waffengetöse in der Stadt und durch die Flucht der wider ihn streitenden Ungläubigen von der Mauer, daß der Heiland den andern Fürsten den Sieg verliehen habe. »Was weilt ihr jetzt noch länger!« rief Raimund den Seinigen zu, und die begeisterten Provenzalen drangen mit Leitern über die Mauer in die Stadt. Dann ward auch das südliche Thor geöffnet, und das vor ihm wartende Volk drang mit solcher Heftigkeit hinein, daß sechzehn Wallbrüder im Gedränge umkamen.

Jetzt wurde das Würgen der Ungläubigen in der Stadt allgemein. Welche den Schwertern derer unter Gottfried, dem Normannen und dem Flanderer entrannen, liefen in die Schwerter der Provenzalen. In die verborgensten Winkel, wo die Muselmänner Sicherheit suchten, drang das spähende Auge der wilden Mörder. Hätten sie nur mit dem Blute der Ungläubigen die Schmach des Heilandes und das Blut der vor Jerusalem erschlagenen Wallbrüder rächen wollen — aber Viele, nicht zufrieden, das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, weideten sich an ihren Qualen, indem sie bald sie nöthigten, von hohen Thürmen sich herabzustürzen, bald mit schwachem Feuer bis zum langsamen Tode sie marterten. Wenige entkamen in die Burg Zions. Aber eine weit größere Anzahl gewann den Tempel Salomonis, damals eine Moschee, hinter dessen festen Mauern Sicherheit suchend. Aber Tankred durchbrach mit den Seinigen diese Veste. Mehr als zehn tausend Muselmänner und unter ihnen viele Imans, Ulemas und Fakihs fielen von ihrem Schwerte. Drei Hunderten von diesen, welche auf das Dach des Tempels geflohen waren, gab Tankred Gnade und steckte sein Panier dort auf; aber dennoch wurden diese von andern Wallbrüdern am an-

dern Tage ermordet, worüber Tankred so ergrimmte, daß er mit dem Schwerte den Frevel gerochen hätte, wenn nicht den andern Fürsten es gelungen wäre, ihn zu besänftigen. Die Beute, welche Tankred im Tempel Salomonis fand, war unermeßlich. Zwei Tage wurden erfordert, um sie wegzubringen; denn Tankred ließ Nichts zurück, als das goldene Gefäß, zweihundert Mark an Gewicht, welches nach Einiger Meinung Manna, nach Andern Blut des Erlösers enthielt. Vierzig große silberne Leuchter, hundert und funfzig kleinere, von denen zwanzig von ägyptischem Golde, die übrigen von Silber waren, einen großen silbernen Kronleuchter und viele andere Geräthe konnte Tankred sich und den Seinigen zueignen, weil ausgemacht war, daß Jedem die Beute bleiben solle, welche er gewönne; er theilte sie aber mit Gottfried, weil er in dessen Solde stand. Jedem Wallbruder blieb das Haus, dessen er sich bemächtigte. Darum wurde die Stadt nicht wie eine eroberte Stadt behandelt, sondern die Wallbrüder schonten ihrer als ihrer künftigen Heimath, und mancher Arme ward der Besitzer eines prächtigen Pallastes.

Als die Wallbrüder des Blutes der Muselmänner satt waren, traf die Juden ihre Mordlust. Sie wurden in ihre Synagoge zusammengetrieben und mit ihr verbrannt.

Weder an den Gräueln, noch an dem Jagen nach Beute nahm Herzog Gottfried Antheil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während der Belagerung gefallen waren, und die Beschimpfung, welche die Pilgrime so oft von den ungläubigen Beherrschern der heiligen Stadt erfahren; dann aber begab er sich, noch während des Mordgetümmels, von drei Rittern begleitet, in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen, aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, ging durch das Thor, welches gegen den Oelberg liegt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überließ sich der Andacht.

Plötzlich änderte sich auch in der Stadt die Scene. Die Wallbrüder, des Mordens müde, legten, nachdem durch ausgestellte Wächter die Stadt gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert war, ihre Waffen ab, reinigten sich von dem Blute der erschlagenen Türken und eilten mit entblößtem Haupt und entblößten Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Oertern. Die Stadt, in welcher kurz vorher nur das wilde Geschrei der Würger und das Gewinsel der Sterbenden gehört wurde, erschallte jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und den Gebeten der zum Grabe des Heilandes Wallenden, und die grausamen Krieger, deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war, beugten jetzt demüthig ihre Knie und vergossen Thränen der Andacht an den Oertern, wo das noch warm fließende Blut an ihre Grausamkeit sie erinnerte. Viele, die mit gieriger Habsucht geraubt, opferten jetzt mit ausschweifender Frei-

gebigkeit ihren Raub dem Herrn, oder brachten ihn als Almosen den Alten, den Armen und den Kranken. Andere bekannten laut ihre Sünden und gelobten Besserung. Wo sah man je eine so schnelle Umwandlung?

An der Thür der Kirche des heiligen Grabes standen die Christen von Jerusalem mit ihren Geistlichen, außer dem Patriarchen, der vor dem Anfange der Belagerung nach Cypern gereis't war, um Almosen zu sammeln, und von hieraus die christlichen Fürsten in den Mühseligkeiten und Entbehrungen während der Belagerung der heiligen Stadt mit Granatäpfeln, Cederäpfeln von Libanon, köstlichem Wein und gemästeten Pfauen erfreut hatte. Sie führten die Wallbrüder in die Kirche und erhoben mit ihnen ihre Stimme, um Gott zu danken für die Befreiung seiner heiligen Stadt von dem schmählichen Joche der Türken. Die größte Ehre widerfuhr Peter, dem Einsiedler, welchem die christlichen Priester kniend dankten und nächst Gott den meisten Antheil an ihrer Rettung aus den bisherigen Trübsalen zuschrieben.

Peter hatte damit sein Gelübde erfüllt und nahm von dieser Zeit an an den Unternehmungen der Wallbrüder keinen Antheil. Er kehrte in seine Heimath zurück, bald nach der Eroberung der heiligen Stadt, und stiftete zu Huy ein Kloster, in welchem er im sechzehnten Jahr nach der Befreiung Jerusalems begraben wurde.

Nachdem so den Forderungen der Rache und den Pflichten der Dankbarkeit gegen Gott Genüge geschehen, vertheilten die Wallbrüder sich in die Häuser und labten sich an dem großen Ueberflusse von köstlichen Speisen und herrlichem Wein, welchen sie fanden. Die wenigen Ungläubigen, welche geschont waren, mußten gefesselt sogleich beginnen, die Leichname ihrer gemordeten Glaubensgenossen aus der Stadt zu bringen, und die armen Wallbrüder halfen ihnen für Lohn.

Diejenigen, welche die Burg Zions besetzt hielten, übergaben sie noch an diesem Tage dem Grafen Raimund, der ihnen sicheres Geleit bis Askalon gab. Viele Wallbrüder verdroß es, daß diese dem Racheschwerte entgehen sollten, so sehr, daß sie den Grafen beschuldigten, er habe, mit Geld erkauft, jenen Ungläubigen das Leben geschenkt. Dafür mußten aber am dritten Tage die Fürsten den Befehl geben, alle Ungläubigen, welche am ersten Tage entronnen waren, zu tödten. Also wurde die heilige Stadt Jerusalem am Freitage, den funfzehnten Juli des Jahres tausend neun und neunzig durch die Wallbrüder eingenommen.

Wilken.

3. Kaiser Friedrich's I. Sieg bei Ikonium und Tod.

Einstweilen beruhigt, zog nun das Heer Nikopolis vorüber und gelangte durch unfruchtbare Gegenden in ein enges Thal.

Am Ende desselben erhob sich ein Berg, welchen Herzog Friedrich mit dem Vorderzuge rasch hinanzog, während das Gepäck und der Kaiser mit dem Nachzuge zurückblieb. Hiedurch entstand in der Mitte eine Lücke, in welche die Türken eindrangen und zugleich das ganze Heer umringten. Aber der Kaiser führte mit der größten Anstrengung die Pilger den Berg hinan; der Herzog eilte, obgleich ihm ein Stein mehrere Zähne ausschlug, seinem Vater zu Hülfe, und die Türken wurden zurückgetrieben, jedoch erst nach einem harten Kampfe, weil selbst die Verwundeten und zu Boden Gestürzten noch Steine und Erdschollen auf die Christen warfen.

Zweifelhaft blieb es jetzt, welchen Weg man einschlagen solle. Denn die Hauptstraße war von den Türken so viel als möglich verderbt worden, und zur Rechten zeigten sich undurchdringliche Wüsten. Da führte endlich ein gefangener Türke das Heer links über die Berge in eine furchtbare Ebene. Aber bei dem Hinabsteigen von dem steilen Gebirge verlor man wiederum viele Pferde und Gepäck, und die Ebene gewährte nicht die gehofften Erfrischungen, weil die leicht berittenen Türken alle Zufuhr abschnitten, und nicht das Mindeste ohne Gefecht zu gewinnen war. Nie hatten die Pilger Ruhe; zu allen Stunden des Tages und der Nacht wurden sie bald durch Kriegsgeschrei, bald durch den Schall der Trompeten aufgeschreckt, und in sechs Wochen konnten sie die Rüstung nicht ablegen. Außerdem brach ein solcher Mangel ein, daß man sogar Pferdefleisch aß und Pferdeblut trank. Aber ungeachtet dieser schrecklichen Lage hielt Friedrich strenge Mannszucht und bestrafte selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde jeden Frevel an den Geringeren, jeden Mißbrauch der anvertrauten Gewalt an den Vornehmen. So strenge Mittel kamen indeß nur gegen Wenige zur Anwendung; im allgemeinen zeigten die Pilger in Noth und Gefahr eine fast unglaubliche Geduld und Ausdauer. Einzelne, welche verzweifelnd zu den Türken übergingen und dem Christenthume entsagten, galten für keinen wahren Verlust, und der unverzagte Kaiser sprach: »Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich sein? Die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres!«

Um diese Zeit baten die Gesandten des Sultans, daß sie, von einem deutschen Reiter begleitet, den Befehlshaber der umherschweifenden Türken aufsuchen dürften, damit sie ihn wo möglich durch Rath und Drohungen von weiterer Belästigung der Pilger abhalten möchten. Gern bewilligte der Kaiser ihr Gesuch; aber weder die Gesandten noch ihr Begleiter kehrten zurück, und es hieß, sie würden mit Gewalt von den Türken gefangen gehalten. Bald nachher offenbarte sich indeß der Verrath: am 14. Mai 1190 erblickte man das Heer des Sultans von Ikonium, welches sich mit den umherschweifenden Türken

vereint hatte und nach der geringsten Angabe 300,000 Mann stark war. Welch eine schreckliche Aussicht bei der Minderzahl und der körperlichen Ermattung der Christen! Deßhalb wandten sich alle Gedanken zum Himmel, und der Bischof von Würzburg ermahnte die Versammelten, sie sollten Hoffnung und Vertrauen nicht schwinden lassen und an das tröstliche Beispiel der heiligen Märtyrer gedenken; dann werde Gottes Geist und Hülfe Allen nahe sein. Auch Friedrich sprach mit der Kraft und Festigkeit, welche ihn nie verließ, und erinnerte, daß nur der Tapfere auf Rettung hoffen könne, Jeder aber, der die Gefahr fliehe, darin umkommen müsse. Da stimmten Alle einmüthig den deutschen Kriegsgesang an und kehrten, jedes Leiden vergessend, in ihre Zelte zu einer nur kärglichen Mahlzeit zurück. Mit dem Anbruche des Tages vertheilten die Bischöfe den Leib des Herrn, und schnell trat dann das Heer in Schlachtordnung.

Der feindliche Feldherr und Schwiegersohn des Sultans, Melech, wollte sogleich angreifen; aber einer seiner angesehensten Rathgeber brachte den Arm eines Türken in die Versammlung, welcher trotz des starken Harnisches von einem Pilger abgehauen war, und sprach: »Herr, mit Männern, welche so großen Muth und so gewaltige Waffen haben, ist nicht gut in der Nähe kämpfen; wir werden eher durch Zögern, Aushungern, Beunruhigen ihrer Meister werden, als durch eine offene Schlacht.« Viele stimmten dieser Ansicht bei; aber Melech vertraute der Ueberzahl seiner Mannschaft und drang auf eine schnelle Entscheidung. Sie ward ihm zu Theil; denn mit solcher Gewalt durchbrachen die Christen alle Reihen der Türken, daß 10,000 von diesen auf dem Platze blieben, die Uebrigen nach Ikonium flohen, und Melech selbst, der mit dem Pferde gestürzt war, kaum sein Leben rettete. — Aber so großen Ruhm dieser Sieg auch den Pilgern brachte, so wenig wurde dadurch ihre äußere Lage gebessert; denn als beim Einbruche der Nacht kein Feind mehr zu sehen war, und Alle sich wieder um ihre Feldzeichen gesammelt hatten, befanden sie sich in einer öden, wasserlosen Gegend; Lebensmittel fehlten gänzlich, und den entsetzlichen Durst löschten Manche mit dem Blute getödteter Pferde, oder nagten an ausgerissenen Rasenschollen. Erst am folgenden Tage erreichte man eine sumpfige Stelle und fand schlechtes Wasser und Gras für die Pferde. Ohne Salz und Gewürz gekochtes Esels- und Pferdefleisch galt für eine schätzbare Labung, und weil es durchaus an Holz fehlte, so machte man Feuer von Sätteln und alten Kleidern.

Ueber alle diese Umstände wohl unterrichtet, erschien Melech und sprach zum Kaiser: »Wenn ihr 300 Centner Goldes, oder für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück bezahlt, so sollt ihr Frieden haben und Lebensmittel erhalten.« Friedrich aber antwortete: »Es ist nicht Sitte in unserem Reiche, noch Sitte bei den

Kriegern des Kreuzes, sich mit Golde einen Weg zu eröffnen. Mit dem Schwerte werden wir uns Bahn brechen, unter dem Beistande unsers Herrn Jesu Christi. Wenn dir aber als Lösung für alle Christen zur Vertheilung an alle Türken ein einziger Byzantiner genügt, so will ich Befehl geben, ihn dir auszuzahlen.« — Erzürnt sprach der hierauf abreisende Türke: »Wenn ich in der Nacht nicht zurückkehre, so erwartet um die dritte Stunde den Angriff des ganzen Heeres!«

Manche ergriff jetzt die höchste Besorgniß; sie nannten den ungebeugten Sinn des Kaisers nutzlose Halsstarrigkeit, sie drangen darauf, sich rechts zu wenden und, unbekümmert um die Türken und das feste Ikonium, in höchster Eile nach den christlichen Landschaften zu ziehen. Andere hingegen stellten vor, man könne bei dem Mangel an Lebensmitteln und den rings umherschweifenden Türken die zu entfernten christlichen Besitzungen nicht erreichen und der Noth ganz allein durch die Eroberung des mit allen Vorräthen versehenen Ikonium ein Ende machen. Friedrichs Ausspruch entschied für diese Ansicht; er gelobte öffentlich, dem um Hülfe angeflehten heiligen Georg eine Kirche zu erbauen, und befahl mit fester, ruhiger Haltung: »Morgen schlagen wir unter Gottes Beistand das Lager auf in den Gärten des Sultans und finden daselbst Erfrischungen in Ueberfluß. Niemand aber darf bei schwerer Strafe vor dem vollständigen Siege plündern, Verwundete verbinden, oder sich irgend einer Zögerung verdächtig machen.«

Melech kehrte nicht zurück, und mit dem Anbruche des Tages sahen die Pilger, wie sie von den Türken in einem Halbkreise umringt waren. Aber das Geschrei derselben blieb, weil sie jeden ernsten Kampf vermieden, an diesem Tage furchtbarer, als ihre Waffen, und am Abend erreichten die Christen wirklich des Sultans Gärten und fanden in denselben Gras, Wasser und manche Lebensmittel. Kein Feind ließ sich sehen, aber ein entsetzliches Gewitter und übermäßige Regengüsse störten die Ruhe der Nacht. Mit dem Anbruche des Tages erschienen türkische Gesandte und boten den Frieden, ungewiß, ob aus aufrichtiger Neigung, oder nur, um Zeit zu gewinnen. Der Kaiser erwiederte, zuvörderst müsse sein Gesandter, welchen die flüchtigen Boten des Sultans mitgenommen hätten, aus der Gefangenschaft befreiet werden; dann möchten verständige Männer die Bedingungen gemeinsam entwerfen. Friedrichs Gesandter kehrte hierauf zurück und verkündigte, der Sultan wolle die Hauptstadt übergeben; weil aber 60,000 Türken die Christen mittlerweile immer enger einschlossen, so fürchteten diese, daß man die verrätherische Absicht hege, sie während der glühenden Hitze des Mittags anzugreifen. Deßhalb sonderte der Kaiser schnell das Heer in zwei Abtheilungen; er selbst wandte sich wider jene äußern Feinde; Herzog Friedrich und Graf Florenz von

Holland zogen gen Ikonium; in der Mitte blieben die Kranken, die Priester und das Gepäck.

Von allen Seiten drangen jetzt die Türken auf die Pilger ein, und die Größe der Gefahr preßte selbst dem standhaften Kaiser den Wunsch ab, er wolle gern jede andere Noth ertragen, wenn nur das Heer ungefährdet in Antiochien wäre. Als aber die Seinen wirklich anfingen zu weichen, rief der Greis mit lauter Stimme und durch seinen Heldenmuth wunderbar verjüngt: »Warum zögert ihr? weßhalb seid ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß die Feinde endlich eine Schlacht wagen! Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließet ihr das Vaterland; jetzt ist die rechte Zeit; folgt mir! Christus siegt, Christus herrscht!« Mit diesen Worten sprengte Friedrich in die Feinde; es folgten ihm seine Mannen, und in demselben Augenblicke gewahrte man die christlichen Fahnen auf den Thürmen von Ikonium. Anfangs war nämlich Herzog Friedrich durch die Menge der Feinde und durch die hinter den Gartenmauern verborgenen Scharfschützen zurückgedrängt worden, dann ermunterte er kräftig die Seinen; Fußgänger stiegen auf die Rücken der Pferde, man erklimmte die Gartenmauern und sprengte gleichzeitig ein Thor der Stadt. Auf allen Seiten flohen nunmehr die Türken, aber an 10,000 sollen an diesem Tage umgekommen sein.

Mit großer Freude empfing der siegende Kaiser seinen siegenden Sohn, und die erbeuteten Vorräthe an Lebensmitteln und an Gelde verwandelten den bisherigen Mangel in Reichthum. Besonders fand man viel Gold und Silber in Melechs Hause; es war der Brautschatz, welchen der Sultan seiner Tochter mitgegeben, und das Geld, welches Saladin einer Angabe nach überschickt hatte, um Söldner gegen die Kreuzfahrer zu werben. Der Sultan selbst, welcher anfangs den Gefechten von einem Thurme zusah, hatte sich bei wachsender Gefahr mit den Vornehmsten und mit vielen Kostbarkeiten in die auf einem Berge belegene Burg gerettet, bat aber, weil er nicht hoffen konnte, sich hier lange zu halten, nach dreien Tagen um Frieden, mit der Entschuldigung, daß er als ein alter Mann gegen seine eigene Neigung von den Jüngeren zum Kriege beredet worden sei. Friedrich antwortete: »Einem Kaiser darf die Milde nie fehlen; gegen Stellung von Geißeln, sicheres Geleit und Darreichung hinlänglicher Lebensmittel soll jede Feindseligkeit aufhören.«

Ungeachtet ihrer Siege waren die Kreuzfahrer bei weitem nicht so zahlreich, als die Türken, und wünschten auf alle Weise ihren Hauptzweck zu beschleunigen. Dies trug ohne Zweifel dazu bei, daß nur Billiges verlangt wurde. Auch nahm der Sultan sogleich die Bedingungen an und sandte dem Kaiser, so wie Melech dem Herzoge Friedrich große Geschenke. Das christliche Heer lagerte, um den Ausdünstungen der Leichname zu

entgehen, einstweilen außerhalb der Stadt in schönen Gärten, versorgte sich dann reichlich mit jedem Bedarf und brach endlich gestärkt nach den südlichen Gegenden auf. Zwar beunruhigten umherschweifende Türken bisweilen noch die Pilger, und einige Erdstöße erschreckten einmal in der Nacht; zwar konnte man nicht ohne Anstrengung und manchen Verlust über die hohen Bergrücken klimmen: aber endlich erblickte man das tröstliche Zeichen des Kreuzes an den Wegen; man hatte die Besitzungen des christlich armenischen Fürsten Leo erreicht, welcher für Lebensmittel sorgte und den Kaiser bis Seleucia an Kalykadnus oder Saleph begleitete.

Alle Feinde waren nun bezwungen, der Weg nach Syrien frei und offen, nahe das ersehnte Ziel, und Saladin so in Sorgen, daß er durch Gesandte auf's höflichste anbot, der Kaiser und die Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besäße. Von Tag zu Tag wuchs Friedrichs Ruhm, und alle seine frühern Thaten wurden durch diesen großen Zug überstrahlt und verklärt; denn während sein früheres Bemühen, die gewaltige Herrschaft des Papstes zu brechen und die Christenheit von dieser angeblichen Sclaverei zu befreien, Vielen keineswegs über Vorwürfe erhaben dünkte, so erschien dagegen sein jetziger Zweck, das Christenthum in dem Lande herzustellen, wo es seinen heiligen Ursprung genommen hatte, des unbedingten Lobpreisens würdig und die echte Krone seines thatenreichen Lebens.

Am 10. Juni 1190 brach das Heer von Seleucia auf. Herzog Friedrich führte den Vortrab über den Kalykadnus, das Gepäck folgte, und der Kaiser befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über jenen Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts; auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein. Deßhalb beschloß der Kaiser, dem aus mehreren Gründen daran lag, schnell zu seinem Sohne zu kommen, er wolle den Fluß durchschwimmen. Zwar warnten ihn einige der Seinen, er möge sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos, wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft, als jugendlichen Heldenmuth; die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als man endlich zu Hülfe kam und ihn auf's Land brachte, war er bereits entseelt. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maß; nach Friedrich wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren, nun könne, so klagten Alle, ihnen kein Glück mehr aufblühen.

Zwar huldigte man dem Herzoge Friedrich von Schwaben, und ohne erheblichen Unglücksfall führte er das Heerr bis Antiochien; aber die strenge Ordnung wich, und nach langem Mangel übernahmen sich so Viele in den reichlich dargebotenen Le-

bensmitteln, daß jetzt mehr an Krankheiten starben, als auf dem ganzen Zuge durch das Schwert umgekommen waren. Andere kehrten, uneingedenk des noch nicht erfüllten Gelübdes, zu Schiffe in ihre Heimath zurück, oder zerstreuten sich nach mancherlei Richtungen, oder verkauften aus Geldmangel ihre Waffen; und nur der geringe zum Fechten taugliche Ueberrest folgte dem Herzoge nach Tyrus. Hier begrub man in feierlicher Trauer Kaiser Friedrichs Gebeine und vereinte sich dann mit den Christen vor Akkon. Herzog Friedrich kämpfte tapfer und stiftete den Orden der deutschen Ritter; dann erlag er am 20. Januar 1191 ebenfalls den Krankheiten, und die Ueberbleibsel des so großen deutschen Heeres verschwinden seitdem in der Geschichte der Belagerer von Akkon.

So endete der dritte, mit den frohesten Hoffnungen begonnene, mit seltener Klugheit geführte Kreuzzug. Bei längerem Leben des großen Kaisers wäre er gewiß nicht in diesem Maße vereitelt worden; indeß erschienen die unausweichbaren Schwierigkeiten, welche in dem Unternehmen selbst lagen, seitdem bedeutender und abschreckender, als je zuvor.

Raumer.

4. Die Verurtheilung und Hinrichtung Konradins.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es, müsse über das Schicksal der Gefangenen entschieden werden; deßhalb ließ der König (Karl von Anjou) Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reichs nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.

Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: »Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes, väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches Recht.« — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung wandte König Karl, das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend, dagegen ein, daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido un-

geschreckt erwiederte: »Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?« — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und, frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdessen errichtete man in aller Stille das Blutgerüst vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen, wie friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts bekränzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, hausete.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: »Versammelte Männer! dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und er, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen und,

damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen.«

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein so schöner, wie edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: »Wie darfst du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?« und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstattete, und sprach mit großer Fassung: »Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verurtheilt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt. Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?« — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und er, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herab, damit er dem Könige Peter von Arragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truchsetz von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oestreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gen Himmel hebend: »Jesus Christus, Herr aller Geschöpfe, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorüber gehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!« Jetzt kniete er nieder, rief dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: »O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!« — Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oestreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er mit unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen, zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; nach diesem mordete man noch Mehrere. Im Allgemeinen findet sich bezeuget, daß über Tausend auf solche Weise allmählig ihr Leben verloren.

Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweiheter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres verscharrt.

Raumer.

5. Von Wilhelm Tell und den drei Männern in Grütli.

Als nun in den Thälern der Waldstätte Demuth weinte, und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffacher Frau zu ihrem Manne: »Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erben unsers Gutes sein? wozu taugen die Männer des Gebirgs? Sollen wir Mütter an unsern Brüsten Bettler säugen und den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das sei ferne!«

Darauf ging schweigend der Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walter Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimm des Landenberg über das Gebirg entwichen war.

Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Vogte, die ihnen der König, zuwider ihren angestammten Rechten und Freiheiten, gesandt habe. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vogte vergebens geklagt hätten vor dem König, und wie dieser selbst gedroht, sie müßten trotz Siegel und Briefe alter Kaiser und Könige ab vom Reiche und der Herrschaft von Oestreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, sei keine andere Hülfe, als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod sei viel leichter, als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sei, und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle.

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Orte am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen, umbüschten Wiese, am Fuß von den Felsen des Seelisberges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn vom ausgerotteten Gestrüpp das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botschaft mit: allem Volk sei viel leichter der Tod, als das schmähliche Joch.

Wie sie aber in der Nacht des siebenzehnten Wintermonats des dreizehnhundert und siebenten Jahres zusammen kamen, und Jeder von den Dreien mit sich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entschlossen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für Nichts zu achten: erhoben die frommen

Drei ihre Hände zum gestirnten Himmel und schworen zu Gott, dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind: In Treuem für die Rechte des unschuldigen Volkes zu leben und zu sterben; Alles gemeinschaftlich, Nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvogte Uebels zuzufügen, aber auch den Vogten zu wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig Andern streckten die Hände auf und thaten den Eid, wie jene, zu Gott und allen Heiligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und sie wählten die Neujahrsnacht zum Werk. Dann gingen sie auseinander. Jeder in sein Thal zu seiner Hütte und winterten das Vieh.

Dem Vogt Hermann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihn, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oesterreich erhöhen auf einer Stange im Uri und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oesterreich sei.

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, einer von den Mannen aus dem Rütli, aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: »Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den schieße herab und fehle nicht!« Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?« Es antwortete Tell: »Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!«

Deß erschrak der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien wegen des Volkes nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volkes und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Fönwind blies. Die See ging hohl, und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward, und die Schiffsleute verzagten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da steigen Uferberge jäh aus dem Abgrund des Gewässers, wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abthun, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenig Schritte weit in die See hervortritt. Schwung und

Sprung; — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erlösete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorne des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechts willen dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrte. Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßler lade, wenn der König selbst des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig, und Keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll Eins von Beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder Vogt Geßler, du: so falle du, und Freiheit steige nieder!

So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht und harrte in der hohlen Gasse bei dem Ort. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne, da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrak freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tell verlieh höhern Muth; allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen.

Zschokke.

6. Karls des Kühnen Kampf mit den Schweizern.

Als Herzog Karl von Burgund über das Juragebirge gekommen war, fand er von seinen Leuten schon die Stadt Iferten mit Hülfe verrätherischer Bürger erobert; nur im Schlosse noch trotzte eine verwegene Berner Schaar seiner ganzen Macht. Und als er vor Grandson erschien, widerstand auch da die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Veste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin ferner widerständen, wolle er sie nach Einnahme des Schlosses alle henken lassen. Da entsank Vielen der Muth, und dem feigen Hauptmann Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollheit abständen. Sie ließen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder, als ihrem Vermittler, dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhenken, mehrere Hundert,

Andere aber grausam an Seilen im Wasser herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidsgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Grandson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten Märzes (1476) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburger Sees und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festen Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrenen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf Stundenlang gestritten, da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidsgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran weheten die Banner von Zürich nnd Schafhausen. »Was ist das für ein Volk?« schrie der Herzog. »Das sind nun die Männer, vor denen schon Oestreich floh!« antwortete der Herr von Stein. »Weh!« rief der Herzog, »es haben uns schon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet, was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?« Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tag von frischem begann. Umsonst stämmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidgenossen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Grandson die Erhenkten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf in's Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehenkt.

Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren und sein ganzes Heerlager dazu, voller Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen, fiel in der Eidsgenossen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landstraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, dessen Werth er nicht kannte, den er anfangs wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Priester um drei Franken. Der Stein lief nachher aber durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtausend Dukaten in die dreifache Krone des Papstes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So köstlich war die eroberte Beute!

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit verneuerter Macht über Lausanne zurück in's Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April; dann zog er den Ufern

des Neuenburger Sees zu und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand, als einst Grandson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidsgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Noth, schon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidsgenossen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandten aus Biel, den Städten des Elsasses, von Basel, St. Gallen und Schafhausen. Die rückten vor. Ihnen nach auf bösem Wege, bei bösem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganser. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch blasen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häusern standen Tische mit Speisen für die Krieger. In finsterer Nacht bei Sturm und Regen zog Alles zum Heere gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten sich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidsgenossen. Die Eidsgenossen aber waren kaum vier und dreißig tausend Mann stark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit seinem Heere betend auf die Knie. Und wie sie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald schwenkte Hans von Hallwyl sein Schwert und rief: »Auf, auf, Eidsgenossen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!« So rief er. Es war der 22. des Brachmonats. Nun donnerte das Geschütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte schweren Streit; doch bestand er ihn so lange, bis Kasper von Hertenstein, der greise Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erschien. Dahin hatte ihn Hallwyl auf Umwegen gesandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tausende fochten, Tausende fielen, Tausende flohen. Der Herzog sahe Alles verloren und sprengte davon auf schnellem Rosse, stumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genfersee. Funfzehn Tausend der Seinen lagen erschlagen vom Murtenersee bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die Uebrigen wurden versprengt; alle feindliche Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben voll ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtenern ein Beinhaus

errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, den Fremdlingen ein Warnungsmal, die Eidsgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen. Zschokke.

7. Gustav Wasa, der Befreier der Schweden.

Gustav Wasa, ein edler Schwede, stammte aus der alten königlichen Familie und war ein Sohn des Reichsraths Erich Wasa von Grypsholm, welchem er im Jahre 1490 geboren wurde.

Er war kaum zum Manne herangewachsen, als Christian II., König von Dänemark und Norwegen, den Versuch machte, sich Schweden, welches nach dem Tode seines Königs von einem Statthalter beherrscht wurde, zu unterwerfen. Die Schweden widersetzten sich aber, und es kam zu einem hartnäckigen Kampfe; Christian wurde geschlagen und bat um Frieden. Die Schweden nahmen sein Gesuch an und forderten ihn, der gerade mit seiner Flotte vor ihrer Hauptstadt Stockholm lag, auf, in diese Stadt zur Unterhandlung zu kommen; und damit er sich nicht etwa vor Hinterlist fürchtete, so schickten sie ihm sechs Adelige, unter denen auch Gustav Wasa war, als Geißeln. Christian aber kam nicht nach Stockholm, sondern segelte mit den Geißeln nach Dänemark zurück. Hier wurden sie sehr hart behandelt; Christian sah sie nicht als Geißeln, sondern als Gefangene an, und Gustav Wasa kam nicht eher aus dem Kerker, als bis ein dänischer Edelmann, Namens Baner, 6000 Rthlr. Bürgschaft für ihn leistete.

Eine Zeit lang lebte nun Gustav Wasa auf Baner's Schlosse. Als er aber hier vernahm, daß Christian, anstatt sich mit den Schweden zu vergleichen, ein großes Heer rüstete und im Begriffe wäre, sich Schweden zu unterjochen: so hatte er länger keine Ruhe, fern von seinem Vaterlande zu bleiben; er wollte zurück, wollte mit den Waffen in der Hand für die Freiheit seines Volkes sterben. Nur des Freundes Bürgschaft hielt ihn noch ab, zu entfliehen; Baner hatte ja aber nur Geld versprochen, und es war leicht, ihm die 6000 Rthlr. zu ersetzen. Gustav Wasa ließ sich daher durch dieses Bedenken nicht länger in seinem Vorsatze irre machen. Er entfloh in Bauerkleidung und erreichte glücklich die Stadt Flensburg, wo er deutsche Viehhändler antraf, die in Jütland Ochsen aufgekauft hatten; er trat als Knecht in ihre Dienste und kam in ihrer Gesellschaft nach Lübeck, damals der mächtigsten unter den deutschen Hansestädten.

Hier entdeckte er sich ohne Bedenken dem Stadtrathe und fand bei ihm Schutz und Unterstützung. Die Natur hatte ihm eine einnehmende Gestalt, ein edles Aussehen, einen schönen, freundlichen Blick und eine seltene Ueberredungsgabe verliehen. Er benutzte diese Eigenschaften zur Ausführung seines Planes und bewog den Rath, ihm Geld und Truppen zu versprechen,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0150

wenn die Umstände eine solche Unterstützung nöthig machten. Nach einem Aufenthalte von sieben Monaten ließ er sich auf einem Kaufmannsschiffe von Lübeck nach Schweden übersetzen und suchte zuerst den Commandanten der Festung Calmar zu gewinnen. Dieser nahm aber seinen Antrag so frostig auf, daß Gustav es für rathsam hielt, auf das schnellste in Bauerkleidung landeinwärts zu entfliehen. Er ging nach der Provinz Südermannland, wo eine von seinen Schwestern an einen Reichsrath verheirathet war. Sie erschrak mit ihrem Manne vor seinem Vorhaben, welches er ihnen entdeckte, so sehr, daß sie ihn mit Thränen bat, sich aus ihrem Hause zu entfernen und sie nicht unglücklich zu machen. Ihre Bitte wurde erfüllt, und Gustav Wasa verbarg sich zu Refsnäs, einem Rittergute seiner Familie.

Während er hier verborgen lebte, brach Christian in Schweden ein und schlug das schwedische Heer. Die Schweden, durch die Noth gedrängt, baten um Frieden und unterwarfen sich dem dänischen Könige; dieser versprach ihnen, sich auf keine Weise wegen ihrer hartnäckigen Widersetzlichkeit zu rächen, zog in Stockholm ein und ließ sich feierlich krönen und den Eid der Treue leisten. Die Schweden waren, seinem Worte trauend, über die Folgen ihres hartnäckigen Kampfes ganz beruhigt und gaben sich dem Genusse der Festlichkeiten, mit welchen die Krönung gefeiert wurde, sorglos hin; aber Christian's rachsüchtiges Herz dürstete nach Blut, und dieser Blutdurst mußte befriedigt werden. Er versammelte unter einem täuschenden Vorwande die vornehmsten Schweden in einem Saal seines Palastes und verkündete hier Allen, von denen er glaubte, daß sie ihm feind wären, den Tod; es traten sogleich Soldaten herein, welche sie in Verhaft nahmen und bewachten. Keiner von den Verurtheilten sah seine Familie wieder. In größter Geschwindigkeit wurden auf allen Märkten der Stadt Galgen und Schaffotte errichtet, auf welchen die edelsten Schweden ihr Leben verbluten sollten.

Der 8. November 1520 war zu ihrer Hinrichtung festgesetzt. Ein Trompeter verkündete vorher durch die ganze Stadt, daß bei Todesstrafe Niemand seine Wohnung verlassen sollte. Zugleich wurden sämmtliche Stadtthore geschlossen, Geschütz aufgeführt und Wachen ausgestellt. Alles war in banger, dumpfer Erwartung. — Endlich schlug die Glocke zwölf. Die Thore des Palastes öffneten sich, und die Gefangenen traten ihren letzten Weg an. Die höchsten Reichsbeamte, Reichsräthe, Bischöfe, Ritter, Bürgermeister und Räthe der Stadt, alle in ihrem vollen Ornate, zogen paarweise, von Henkern geführt, dem großen Platze zu; in allem vier und neunzig Personen. Das Volk stürzte ungeachtet des Verbotes aus den Häusern und ließ sich durch keine Wachen, keine Schergen abhalten. Ein dänischer Rath sprach den Gefangenen öffentlich das Todesurtheil und führte in seiner Rede als Grund an, daß sie dem Könige nach

dem Leben getrachtet hätten. Ein Bischof, der sich unter den Verurtheilten befand, schalt ihn laut einen Lügner; Andere munterten das Volk auf, sich zu ermuthigen und von dem Tyrannen zu befreien. Allein alle Arme waren von Furcht und Schrecken gelähmt; der Pöbel murrte und vertheilte sich ruhig. Zuerst mußten sechzehn Bischöfe und weltliche Herrn, dann sechzehn Mitglieder des Stadtraths, dann die angesehensten Bürger das Blutgerüst besteigen. Man hörte rings umher unter den Zuschauern lautes Schluchzen und Wehklagen; die aber zu laut schrien, wurden von den Henkersknechten gepeitscht oder von den Soldaten niedergehauen. Das Blut floß in Strömen über den Platz in die Straßen; der König aber sah ruhig aus dem Fenster des Rathhauses der Mordscene zu, uneingedenk, daß für alle Sünder der Himmel Strafen hat, welche sie oft schon in diesem Leben ereilen.

Am folgenden Tage wurden die Gräuel forgesetzt; Christian watete selbst dabei bis an die Knöchel im Blute herum. Er gab Befehl, die Leichname der Hingerichteten zu mustern und Geistliche, Adelige, Bürgerliche in besondere Haufen zu legen; so ließ er sie zwei Tage lang den Geiern und den Hunden zum Raube. Die Galgen aber wurden mit den unschuldigen Dienern der Hingerichteten behängt. Ein Theil von ihnen wurde in ihren Reisekleidern, so wie sie in der Stadt ankamen, zum Tode geführt. Viele hatten sich versteckt; aber auch sie entgingen dem Verderben nicht; denn der König ließ allen noch Lebenden Vergebung verkünden; als sie aber zum Vorschein kamen, wurden sie ergriffen und hingerichtet. Sogar die Reisenden waren auf der Landstraße nicht sicher; sie wurden von den Pferden gerissen und an dem nächsten Galgen aufgeknüpft. Der Wittwe des verstorbenen Statthalters von Schweden ließ der König die Wahl, ob sie ersäuft, verbrannt, oder lebendig begraben werden wollte; sie verbat sich Alles und wurde aus besonderer Gnade zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Ihre alte Mutter aber nähte man, ohne anzufragen, in einen Sack und warf sie in das Wasser.

Nicht menschlicher verfuhr man in den Provinzen. König Christian reis'te selbst in dem Lande umher, um neue Opfer seiner Grausamkeit aufzuspüren, und ließ in allen Städten Galgen errichten. Sogar Kinder mußten unter Martern sterben, damit sie nicht den Tod ihrer gemordeten Väter rächen möchten. Gegen sechshundert Personen ließ der Tyrann hinrichten, ehe er nach Dänemark zurückkehrte; und nach seiner Abreise setzten die Statthalter seine Gewaltthätigkeiten, sein Mordsystem und seine Bedrückungen so fort. Die Edelleute waren wie gejagtes Wild beständig auf der Flucht.

Dieses Alles vernahm Gustav Wasa in seinem verborgenen Aufenthalte mit Schaudern, und sein Schmerz war um so grö-

ßer, da auch sein Vater und mehrere seiner Verwandten bei dem schrecklichen Blutbade zu Stockholm umgekommen waren. Aber er gab sich seinen schmerzlichen Gefühlen nicht hin, sondern ließ sich durch sie nur in dem Entschlusse bestärken, Schweden frei zu machen von den Fesseln des fremden Tyrannen. In dieser Absicht ging er, verfolgt von den umherstreifenden Soldaten, welche Christian gegen ihn ausgeschickt hatte, nach der Provinz Dalekarlien. Der König hatte seinen Aufenthalt in Südermannland in Erfahrung gebracht und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt; Jedem, der ihn aufnehmen würde, war mit Todesstrafe gedrohet; allenthalben, wo Erichson sich zeigte, fand er daher verschlossene Thüren, und mehr als einmal kam er in Gefahr, ergriffen zu werden. Gleichwohl erreichte er glücklich die Thäler von Dalekarlien, die von einem rohen, derben, freiheitliebenden Volke bewohnt werden, welches durch seine einfachen Sitten und seinen ehrlichen Sinn viel Aehnlichkeit mit den Schweizer Bauern hat. Ehe er aber ihre Dörfer erreichte, ging ihm ein Diener, von dem er sich hatte begleiten lassen, mit seinem ganzen Gepäcke durch. So sah er sich denn, ohne Geld und ohne Freunde, gezwungen, sich als Knecht bei einem Bauern zu verdingen und mit dem andern Gesinde Korn zu dreschen. Bald aber erregte er Verdacht durch seine Sprache und seine Sitten; eine Magd bemerkte auch an ihm ein feines Hemd, wie Bauerknechte es nie zu tragen pflegen. Der Herr des Gutes, welchem Nachricht davon gegeben wurde, ließ ihn vor sich kommen und erkannte in ihm einen alten Universitätsfreund. Gustav fand jetzt kein Bedenken mehr, sich ihm zu entdecken und ihn zur Theilnahme an der Ausführung seines großen Unternehmens aufzufordern. Allein der Mann erschrak darüber und rieth ihm, sich so schnell als möglich tiefer in das Gebirge zu flüchten.

Es war schon spät im Jahre. Gustav wagte sich über einen gefrornen See; das Eis brach unter seinen Füßen, und er kam in Gefahr zu ertrinken, erreichte aber doch noch glücklich genug einen andern Edelhof. Er kannte den Besitzer, der ihn ganz freundlich empfing und mit Theilnahme anhörte, aber den Schalk im Herzen hatte. Als der Falsche ihn zur Genüge ausgeforscht hatte, nahm er sich vor, den hohen Preis zu verdienen, der auf seines Gastfreundes Kopf gesetzt war. In dieser Absicht stieg er unter einem Vorwande zu Pferde und gab dem nächsten dänischen Statthalter Nachricht von dem Besuche, den er zu Hause hätte. Es wurden ihm sogleich 20 Mann dänische Soldaten mitgegeben, um den unerwarteten Gast aufzuheben; allein ehe sie anlangten, war Gustav schon über alle Berge. Die Gattin des Edelmannes, welche edler dachte, als ihr Gemahl, und von dessen bösen Absichten wußte, hatte Mitleid mit dem jungen Fremdlinge und ließ ihn durch ihren eigenen Knecht auf einem Schlitten nach dem Dorfe Isala zu dem dortigen Pfarrer, einem sehr rechtlichen

Manne, bringen, der sich des Flüchtlings wohlwollend annahm, ihn die ersten acht Tage in seiner Kirche versteckte und dann bei einem Bauern als Knecht unterbrachte. Allein seitdem man mit Gewißheit wußte, daß Gustav sich in diesen Gegenden aufhalte, durchstreiften dänische Soldaten das Land nach allen Richtungen, ihn aufzusuchen. So kam denn auch ein Trupp von ihnen in des Bauern Haus, als eben der, den es galt, in der Stube am Ofen saß und sich wärmte. Jetzt wäre er verloren gewesen, wenn die verständige Hausfrau ihn nicht auf die Seite geschafft hätte. Während die Soldaten nämlich mit ihrem Manne sprachen, kam sie schimpfend und scheltend herein und jagte den unnützen Knecht, der den ganzen Tag, statt zu arbeiten auf der faulen Haut läge, mit einem tüchtigen Schlage, den sie ihm gab, zur Thüre hinaus. Gustav entfernte sich sogleich, und die Späher zogen wieder ab.

Sein Wirth versteckte ihn nun in einen Wagen Stroh, mit dem er nach Rätwick fuhr, um ihn weiter zu fördern. Unterweges begegnete ihnen aber ein dänisches Streif-Commando. Einer von den Soldaten, welcher dem Bauern nicht recht zu trauen schien, stach mit dem Bajonet in das Stroh und brachte dem armen Gustav eine bedeutende Wunde am Schenkel bei; doch merkte er Nichts und ging mit den Andern seines Weges. Der Bauer aber, welcher sah, daß durch das hervorquellende Blut eine rothe Spur im Schnee entstand, welche Verdacht erregen konnte, machte einem seiner Pferde einen Schnitt ins Bein, damit man glauben möchte, es käme das Blut von ihm.

So entging Gustav Wasa wieder glücklich seinen Verfolgern. Er gesellte sich nun am Sonntage beim Ausgange aus der Kirche zu den Bauern, die noch nicht wußten, was in der Hauptstadt vorgegangen war, erzählte ihnen von den Gräuelthaten in Stockholm, schilderte ihnen die Wuth und die Grausamkeit des Königs mit den gräßlichsten Farben und ermahnte sie mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit, das Joch des dänischen Tyrannen abzuschütteln, so lange es noch Zeit wäre. Seine Rede machte einen großen Eindruck; die Bauern meinten, wenn die Andern anfingen, so würden auch sie nicht zurückbleiben. Dies war unserm Gustav genug. Er ging nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiele dieser Thäler, unterstützt von einem schwedischen Soldaten, welcher einst unter ihm gedient hatte und ihm die größten Beweise von Liebe und Erkenntlichkeit gab; einer der ersten war, daß er einen dänischen Untervogt, der sich in der Verfolgung des geliebten Herrn besonders thätig bewies, todtschlug. Gustav hielt zu Mora von einem Hügel herab eine feurige Rede an die Bauern. Es waren eben die Weinachtsfeiertage, wo sie sehr zahlreich aus den Kirchen kamen und Zeit hatten, sich unter einander zu besprechen. Alle Köpfe wurden begeistert, alle Fäuste ballten sich. In eben diesem Augenblick erschienen mit großem Geschrei hundert Mann Dänen, um den

Redner aufzuheben. Ihre Grobheit verdroß aber die Bauern; sie nahmen sich ihres Gastfreundes an und zogen die Sturmglocke. Sogleich waren gegen 1000 Mann bereit, alle Dänen todtzuschlagen; sie zwangen sie wenigstens, wieder abzuziehen, wie sie gekommen waren, und den Fremdling in Ruhe zu lassen.

Gustav entfernte sich jetzt gegen die westlichen Thäler hin. Kaum aber war er fort, so erschien ein anderer schwedischer Edelmann in dem Dorfe, welcher die Grausamkeiten und Gewaltthaten des Königs mit übertriebenen Worten und erdichteten Zusätzen schilderte. Er erzählte von Christians Blutreisen und versicherte, der Tyrann würde nächstens nach Dalekarlien kommen und Galgen errichten lassen; es sollte eine große neue Schatzung ausgeschrieben und allen Bauern, damit sie sich nicht widersetzen könnten, ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Alles gerieth über diese Nachrichten in Schrecken und Wuth. Man bereuete jetzt, daß man den verständigen Fremdling habe ziehen lassen, und jagte ihm auf Schlittschuhen nach, um ihn, wo möglich, wieder einzuholen. Indessen kam noch ein anderer entflohener Edelmann, welcher Alles, was der erste gesagt hatte, bestätigte und das Wüthen des Tyrannen nicht fürchterlich genug schildern konnte; er setzte vollends den ganzen Ort in Bewegung.

Jetzt brachte man Gustav im Triumphe zurück. Sogleich sammelten sich einige hundert Bauern um ihn her. Der nächste Bergvogt wurde angegriffen, getödtet, sein Schloß geplündert. Nach ihm kam die Reihe an den Steuereinnehmer. Die reiche Beute, welche man machte und vertheilte, lockte eine Menge Landleute aus der Gegend herbei, und bald hatte Gustav einen Haufen von mehr als 3000 Mann unter seinen Befehlen, die vom Raube lebten und Schrecken um sich her verbreiteten. Schon hätte es jetzt eines ganzen Heeres bedurft, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben; allein die dänische Regierung konnte ihnen keine Truppen in hinlänglicher Anzahl entgegenstellen. So behielt Gustav Zeit genug, die unerfahrenen Leute im Kriegsdienste zu üben, sie in geschlossenen Gliedern fechten zu lehren, Waffen für sie schmieden zu lassen, kurz aus seinen Bauern Soldaten zu machen und seinen Anhang immer mehr zu vergrößern.

Schon im Monate Mai 1521 sah er sich den Stande, dem Könige von Dänemark förmlich den Krieg zu erklären. Eine Menge schwedischer Officiere ging nun zu ihm über; die Stadt Upsala wurde erobert und Stockholm mit 15,000 Mann belagert. Hier fand Gustav aber hartnäckige Gegenwehr. Christian drohte ihm, seine Mutter und seine zwei Schwestern, die er in Händen hatte, hinrichten zu lassen, wenn die Belagerung nicht aufgehoben würde, und er erfüllte die Drohung mit der ihm eigenen Grausamkeit.

Jetzt war es Zeit, den versprochenen Beistand der Lübecker

in Anspruch zu nehmen. Gustav erhielt von ihnen 10 ausgerüstete Schiffe und 900 Mann Landtruppen. Noch ersprießlichere Dienste leistete aber den Schweden ein Aufruhr, welcher in Kopenhagen ausgebrochen war und zur Folge hatte, daß Christian des dänischen Thrones entsetzt wurde. Als die dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß der König abgesetzt sei und als Flüchtling seine Residenz verlassen habe, ergab sie sich und erhielt freien Abzug.

Schweden war nun von seinen Feinden befreit; es fragte sich aber jetzt, wer statt des vertriebenen Dänenkönigs zum Reichsoberhaupte in Schweden ernannt werden sollte. Ein Reichstag, der sich zu Strengnäs versammelte, erklärte einmüthig, Niemand sei würdiger, die vaterländische Krone zu tragen, als der Retter des Vaterlandes; alle Stimmen forderten Gustav Wasa zum Könige, und Abgeornedete eilten, ihm seine Wahl zu verkünden. Allein der hochherzige Mann wollte nicht das Ansehen haben, als habe er mehr für sich, als für seine Mitbürger den kühnen Kampf gekämpft; er schlug die Krone aus und versetzte durch seine Weigerung das ganze Volk in die schmerzlichste Bestürzung. Man ließ mit Bitten nicht nach; die vornehmsten Volksvertreter sanken vor ihm auf die Knie und baten ihn unter Thränen, die Hand nicht von dem tief gesunkenen Vaterlande abzuziehen. Länger konnte er nicht widerstehen; in seinen eigenen Augen glänzten Thränen; er gab seine Zustimmung, und sogleich bemächtigte sich ein lauter Freudentaumel der Versammlung. Mit Wonne wurde ihm der Eid der Treue geschworen; er aber schwur, das Land mit Gerechtigkeit nach schwedischen Gesetzen zu regieren (6. Juni 1523). Gustav zu Liebe wurde neun Jahre darauf die Nachfolge in der Regierung auch seinen Kindern zugesichert, und Schweden, welches bis dahin ein Wahlreich gewesen war, in eine erbliche Monarchie verwandelt.

Gustav fuhr fort, Schweden im Innern zu beglücken, es seinen Freunden achtungswerth, seinen Feinden furchtbar zu machen. Er gab bessere Gesetze, suchte die Sitten des Volkes zu mildern, ermunterte den Gewerbsfleiß, die Gelehrsamkeit, den Handel, die Schifffahrt. Nach einer sieben und dreißigjährigen ruhmvollen Regierung starb er im Jahre 1560 in einem Alter von siebzig Jahren.

Jerrer.

8. Luther in Worms.

Luther hatte nicht gezögert, sobald ihm die Ladung zukam, die verhängnißvolle Reise anzutreten, deren Wichtigkeit er ebensowohl als ihre Gefahr erkannte. Zwar hatte er das kaiserliche Wort in Händen, das ihm Sicherheit zusagte; aber doch war es denkbar, daß verwegene Leute, dem Papst zu Gefallen, sich unterwegs an ihm vergriffen, und vor seiner Seele stand das

Schicksal des Huß, der, kaiserlicher Zusage zum Trotz, hundert Jahre früher zu Constanz unter ähnlichen Umständen verbrannt worden war, obgleich das damals versammelte Concilium das Bedürfniß einer Reformation lebhaft empfand und anerkannte. Aber Luther hatte sich mit dem Gedanken an das Martyrthum bereits so vertraut gemacht, daß ihn auch diese Aussicht nicht abschrecken konnte. Er trat in den ersten Tagen des April 1521 die Reise an in Gesellschaft von Justus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Peter Suaven und Hieronymus Schurf, einem Rechtsgelehrten, der ihm gewissermaßen als Advocat dienen sollte; der kaiserliche Herold geleitete sie. Einige Andere schlossen sich unterwegs noch an. Ueberall erregte seine Ankunft das größte Aufsehen; Freunde und Feinde wunderten sich über den kühnen Muth des Mannes; am unerwartetsten und unwillkommensten war die Nachricht seines Anzugs seinen Gegnern in Worms selbst, die ihm diesen Muth kaum zugetrauet hatten und eine nachtheilige Wendung der Sache für sich befürchteten. In Weimar und Erfurt mußte sich Luther dazu verstehen, zu predigen. In Erfurt wurde er aufs feierlichste vom Rector der Universität und Vierzig zu Pferde auf zwei Meilen Entfernung eingeholt; auch an anderen Orten war der Zudrang des Volkes groß, das den christlichen Sachsen sehen wollte. Er widerstand eben so standhaft den Besorgnissen der Wohlgesinnten als den Drohungen der feindlich Gesinnten, wodurch er von Fortsetzung seiner Reise sollte abgehalten werden. Ein frommer Priester von Naumburg, der sich sein Lebenlang auf Alterthümer gelegt, sandte ihm des frommen, christlichen Savanarolä (der im Jahre 1498 als Ketzer verbrannt worden war) Bildniß, vermahnte ihn aber dabei, er wolle bei der erkannten Wahrheit mit breitem Fuße aushalten; denn sein Gott werde wieder mit ihm sein und fest bei ihm stehen und halten. Als man ihm prophezeiete, er werde eben wie Huß zu Pulver verbrannt werden, antwortete er, wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und Christum bekennen und denselbigen walten lassen. Wahrscheinlich darauf berechnet, ihn zu schrecken, war es wohl auch, daß das kaiserliche Mandat, Luthers Schriften auszuliefern und zu verbrennen, trotz dem Widerrathen der Stände dennoch verbreitet und angeschlagen wurde, was eigentlich schon eine Verdammung Luther's und seiner Lehre in sich schloß. Sogar der kaiserliche Herold, hierüber betroffen, fragte Luther'n: »Herr Doctor, wollt ihr fortziehen?« worauf dieser versetzte: »Ja, unangesehen, daß man mich in den Bann gethan und das in allen Städten publicirt, will ich doch fortziehen und mich an das kaiserliche Geleit halten.« Auch krank wurde er unterwegs, so daß man ihm Blut ablassen mußte; doch erholte er sich schnell wieder, um die Reise fortzusetzen. Als ihm der sorgliche Spalatin bei Oppen-

heim entgegenschickte, um ihn abzumahnen, nach Worms zu kommen, gab er die Antwort: »Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein!« — »Denn,« so erzählte er selbst vor seinem Tode, »ich war unerschrocken und fürchtete mich nicht. Gott kann einen wohl so tolle machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre.«

Seine Ankunft und Einzug in Worms wird folgendermaßen beschrieben: »Heute (am 16. April) kam Doctor Martinus auf einem sächsischen Rollwagen gefahren hier an, in Begleitung Dreier, nämlich eines Bruders, L. Amsdorfen und eines Dänischen von Adel, Suabenii. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Habit mit dem Adlerswappen und sein Knecht. Dem Wagen folgte Justus Jonas von Northhausen mit seinem Famulo. Viele von Adel sind ihm entgegengegangen und viel fürstliche Hofleute. Um den Mittag 10 Uhr kam er in die Stadt; doch begleiteten ihn mehr als zweitausend Menschen in sein Quartier. Man sagt, die Papisten seien durch seine Ankunft nicht wenig erschreckt worden, denn sie hatten gehofft, er werde nicht kommen, und sie also Gelegenheit haben, mit ihm desto schärfer zu verfahren.« Einfach erzählt Luther selbst: »Ich fuhr in einem offenen Wägelein in einer Kutten in Worms ein; da kamen alle Leute auf die Gasse und wollten den Mönch Dr. Martin sehen, und fuhr also in Herzog Friedrich's Herberg, und war auch Herzog Friedrich dabei bange gewesen, daß ich gen Worms kam.« Daselbst hatte er von Abend an bis in die späte Nacht von vielen Grafen, Freiherren, Rittern und andern Herrn vom Adel geistlichen und weltlichen Standes, Zuspruch, die seinen unerschrockenen Muth und Fröhlichkeit bewunderten. Gleich am folgenden Tage, dem 17. April, wurde er vor die Reichsversammlung geladen, und der Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim holte ihn selbst dahin ab. Eh' er dahin ging, stärkte er sich durch ein Gebet. — Um 4 Uhr begab er sich, von dem Reichsmarschall und dem kaiserlichen Herold geleitet, vor die Reichsversammlung; aber sie konnten wegen des zudrängenden Volks, das Luther'n sehen wollte, nicht auf dem gewöhnlichen Wege dahin gelangen, sondern mußten durch Gärten und Häuser gehen; aber Viele stiegen, um zu seinem Anblick zu gelangen, sogar auf Häuser und Dächer. Als er in den Saal des Rathhauses, wo die Versammlung war, treten wollte, klopfte ihm der berühmte deutsche Feldhauptmann Georg von Freundsberg auf die Schulter, mit den Worten: »Mönchlein, Mönchlein! du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost! Gott wird dich nicht verlassen.« Im Saale selbst richteten Manche von den Reichsmitgliedern tröstende und ermuthigende Worte an ihn,

und namentlich rief ihm Einer die Worte Christi zu: »Wenn sie euch überantworten werden, so sorget nicht, was oder wie ihr reden wollet, denn es wird euch zu derselbigen Stunde gegeben werden, was ihr reden sollet.« — Andere riefen ihm zu, sich nicht zu fürchten vor denen, die nur den Leib tödten können. Der Reichsmarschall aber erinnerte ihn, daß er sich darauf beschränken müsse, nur auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Johann von Eck, Offizial von Trier, begann die Verhandlung mit der an Luther gerichteten Frage, ob er die aufgehäuft daliegenden Schriften für die seinigen erkenne, und ob er deren Inhalt widerrufen wolle. Die erste Frage hätte Luther, in heldenmüthiger Entschlossenheit unvorsichtig, sofort bejaht, wenn nicht sein Beistand, der Rechtsgelehrte Schurf, dazwischen gerufen hätte, man solle die Titel der Bücher einzeln verlesen; dies geschah, und Luther bekannte sich zu allen vorliegenden Schriften. Auf die zweite Frage aber, den Widerruf betreffend, antwortete Luther: »Weil dies eine Frage vom Glauben und der Seelen Seligkeit ist und Gottes Wort belanget, welches der größte Schatz im Himmel und auf Erden ist, und wir billig allzumal in Ehren halten sollen, so wäre es vermessentlich und gefährlich von mir gehandelt, etwas Unbedächtiges anzuzeigen, sintemal ich weniger, denn es die Sache erfordert, oder mehr, denn es der Sachen gemäß wäre, unbesonnen oder unbedacht behaupten und für gewiß sagen könnte, welches beides mich in das Urtheil bringen würde, das Christus gefällt hat, da er sagt: Wer mich vor den Menschen verleugnen wird, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater — derohalben bitte ich von kaiserlicher Majestät auf's allerunterthänigste und demüthigste Bedenkzeit, auf daß ich ohne Nachtheil Gottes Worts und ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die fürgehaltene Fragstücke richtig antworten möge.« Auf diese Bitte wurde ihm vom Kaiser, jedoch mit der rügenden Bemerkung, daß er zum Besinnen Zeit genug gehabt hätte, noch ein Tag Bedenkzeit verwilligt, Luther entlassen, und die Versammlung aufgehoben.

Gegen fünftausend Menschen sollen im Saal, in den Gängen und um die Fenster herum versammelt gewesen sein; Luther wurde unter beifälligem Zurufen der Menge nach Hause geleitet.

Am 18. April wurde er wieder um vier Uhr abgeholt, mußte aber unter einer großen Menge Volks außen warten bis um sechs Uhr, wo im Saale schon alle Fackeln angezündet waren. Als er in den Saal getreten, fing der Offizial Johann von Eck wieder an zu reden: »Gestern Abend hat kaiserliche Majestät dir, Martin Luther, diese Stunde ernennet, sintemal du die Bücher, so wir gestern erzählet, für die deinen öffentlich erkannt

und angenommen hast. Weil du aber auf die Frage, ob du etliche von denselben für nichtig gehalten, oder Alles, wozu du dich bekenneſt, für recht halten oder billigen wollteſt, Bedenkzeit gebeten haſt, welche nun aus iſt, wiewohl du hätteſt von Rechtswegen nicht ſollen länger Bedenkzeit erlangen, weil du eine ſo lange Zeit wohl gewußt haſt, wozu du erfordert biſt worden, und des Glaubens Sachen Allen und Jeden ſo gewiß, und ein Jeglicher darin dermaßen berichtet ſein ſollte, daß er, zu welcher Zeit es von ihm geſucht und begehret wird, deſſelben gewiſſen und beſtändigen Grund, Urſach und Rechenſchaft geben könnte, geſchweige denn du, der du ein ſolcher großer und geübter Doctor der heiligen Schrift biſt. Wohlan ſo gieb endliche Antwort auf der kaiſerlichen Majeſtät Suchen, welcher milde Güte du in der erlangten Bedenkzeit erfahren haſt: Willſt du deine erkannte Bücher allzumal vertheidigen oder aber etwas widerrufen?« Dies ſagte der Offizial lateiniſch und deutſch. Hierauf hob Luther an zu reden: »Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter Kaiſer, durchlauchtigſte Fürſten, gnädigſte und gnädige Herrn! Auf den Termin und Bedenkzeit, mir des geſtrigen Abends angeſtellt und ernennt, erſcheine ich als der Gehorſame, und bitte durch die Barmherzigkeit Gottes, Eure kaiſerliche Majeſtät und Gnaden geruhen, als ich hoffe, die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit gnädiglich anzuhören. Und ſo ich von wegen meiner Unerfahrung Jemand entweder ſeinen gebührlichen Titel nicht geben würde, oder aber mit einigen Geberden und Weiſe wider die höfliche Sitte handeln, mir Solches gnädiglichen und zu verzeihen, als Einem, der nicht an fürſtlichen Höfen erzogen, ſondern in Mönchs-Winkeln aufkommen und erwachſen. Welcher ich von mir nichts Andres anzeigen kann, denn daß ich bisher mit ſolcher Einfalt des Gemüths geſchrieben und gelehrt habe, daß ich auf Erden nichts Anders, denn Gottes Ehre und die unverkümmerte Unterweiſung der Chriſtgläubigen geſucht habe.« Von den zwei ihm vorgelegten Fragen habe er geſtern ſchon auf die erſte eine bejahende Antwort gegeben, bei welcher er auch feſt bleibe und ewiglich beſtehen wolle, daß nämlich die vorgezeigten Bücher ſein ſeien, es wäre denn, daß durch den Betrug Mißgünſtiger etwas darin verändert oder verkehrt ausgezogen wäre, wozu er ſich nicht bekennen könne. Was aber den andern Theil der Frage betreffe, ſo bitte er kaiſerliche Majeſtät, ſie wolle ein fleißig Aufachten haben, daß ſeine Bücher nicht alle einerlei Art ſeien. Er macht mehrere Unterſcheidungen: in etlichen ſei der Glaube und die Sittenlehre ſo evangeliſch und ſchlicht gehandelt, daß auch ſeine Widerwärtigen ſie für nützlich und unſchädlich anerkennen müſſen und für allenthalben würdig, von chriſtlichen Leuten geleſen zu werden. Erkläre ja ſogar die ſo heftige Bulle etliche ſeiner Schriften für unſchädlich, wiewohl ſie ſie durch ein widernatürlich Urtheil ver-

damme. Diese könnte er nicht widerrufen, ohne der christlichen Wahrheit abzusagen. Ein andrer Theil seiner Schriften sei gegen das Papstthum, seine Einrichtungen und Satzungen gerichtet, als wider die, so mit ihren bösen Lehren und Exempeln die christliche Welt an Leib und Seele verwüstet haben, denn das könne Niemand leugnen, daß dadurch die Gewissen der Christgläubigen auf's allerinnigste gefangen, beschwert, gemartert und gepeinigt, auch Hab' und Gut der hochberühmten deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlunden nnd ersäuft werde. Widerrufe er diese Schriften, so würde er nur diese Tyrannei stärken und bestätigen und der Gottlosigkeit und Bosheit Thür und Thor öffnen. »Mein lieber Gott! wie ein großer Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei würde ich sein!« Die dritte Art seiner Bücher seien die gegen Privatpersonen geschriebenen, die sich unterstanden, die römische Tyrannei zu vertheidigen und die von ihm gelehrte gottselige Lehre zu dämpfen. Wider dieselben bekenne er, heftiger und schärfer gewesen zu sein, denn dem christlichen Wesen und Stande gezieme. Denn er mache sich selbst nicht zu einem Heiligen und disputire nicht von seinem Leben, sondern von der Lehre Christi: »Doch wie dem, weil ich ein Mensch, nicht Gott bin, so mag ich meine Büchlein durch keine andere Handhabung erhalten, denn mein Herr Jesus Christus seine Lehre unterhalten hat, welcher als er von Hannas von seiner Lehre gefragt und vom Diener auf einen Backen geschlagen ward, sagte er: Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. So nun der Herr selbst sich nicht geweigert hat, anzuhören Gezeugniß gegen seine Lehre, auch von dem allerschnödesten Knecht, wie viel mehr sollen die, die nichts anders vermögen, denn irren, wie ich, begehren und erwarten, ob mir Jemand Zeugniß wollte geben wider meine Lehre.« So fordere er denn Alle und Jede, Höchste und Niedrigste auf, ihn aus evangelischen oder prophetischen Schriften seines Irrthums zu überweisen. Und so er überwiesen werde, sei er willig und bereit, alle Irrthümer zu widerrufen, und wolle selbst der Erste sein, seine Bücher in's Feuer zu werfen. »Aus welchem Allen ich meine, daß offenbar werde, wie ich genugsam bedacht, erwogen und ermessen habe die Gefahr besorglicher Zwietracht, Aufruhr und Empörung, von meiner Lehre in der Welt erwachsen, darin ich gestern ernstlich und festiglich bin erinnert worden. Wahrlich mir ist das das Allerlustigste, zu sehen, daß von wegen des göttlichen Worts Parteiung, Mißhelligkeit und Uneinigkeit werden. Denn das ist der Lauf und Ausgang des göttlichen Worts, wie der Herr selbst sagt: ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.« Dann warnte er vor dem Unheil, das aus leichtsinnigem und ungöttlichem Handeln in dieser Sache hervorgehen könne und schloß: »Ich sage das nicht darum, daß so großen Häuptern meine Lehre und Un-

terweisung von nöthen sei, sondern daß ich meinem deutschen Heimathlande meinen Dienst nicht habe sollen und wollen entziehen. Und hiemit Eurer kaiserlichen Majestät und Gnaden ich mich unterthänigst befehle, in Demuth bittend, sie wollen durch meiner Abgünstigen üble Meinung mich nicht verunglimpfen und in Ungnade bringen lassen.« Als Luther diese seine ziemlich ausführliche Antwort in deutscher Sprache gegeben hatte, verlangte man von ihm, er solle sie noch einmal lateinisch wiederholen. »Aber,« erzählt er selbst, »ich schwitzte sehr, und war mir des Getümmels wegen sehr heiß, und daß ich gar unter den Fürsten stunde. Doch sagte Herr Friedrich von Thunau zu mir: Könnet ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor. Aber ich wiederholete alle meine Worte lateinisch, das gefiel Herzog Friedrich dem Churfürsten überaus wohl.« Mit dieser ausführlichen Antwort waren aber der Kaiser und andere Stände nicht zufrieden; er habe, erwiederte ihm der kaiserliche Orator, nicht zur Sache geredet, zum Disputiren sei hier nicht der Ort; es werde von ihm eine schlichte einfältige Antwort begehret, ob er widerrufen wolle, oder nicht. Darauf antwortete Luther: »Weil denn Eure kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde, (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tag und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben, und ihnen selbst sind widerwärtig geweßt), und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführet sind, überzeuget, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei, so kann und will ich Nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!« Der Offizial antwortete nur kurz, man könnte nicht beweisen, daß die Concilien geirrt haben; aber Luther erbot sich zu diesem Beweise. Hierauf trennte sich die Versammlung, in welcher Luther gegen zwei Stunden geredet hatte. Als er nach Hause ging, verlachten ihn die Spanier. Aber der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier und hieß ihn sich damit erquicken. Luther fragte, was für ein Fürst seiner also in Gnaden gedenke? Und da er vernahm, daß ihn ein päpstlicher Herr damit beschenke, der selbst zuvor aus dieser Kanne getrunken, daß er sich nichts Böses deßhalb zu versehen habe, trank er auch und sprach: »Wie heute Herzog Erich meiner gedachte, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampf.«

Dieser Worte, lautet ein Bericht, gedachte besagter Herzog in seiner letzten Stunde und begehrte von einem bei dem Bett

stehenden Edelknaben, er sollte ihn mit evangelischem Trost erquicken. Ueberhaupt konnte der Eindruck, welchen Luther durch sein Benehmen hervorbrachte, bei den nicht allzusehr gegen ihn Eingenommenen nur günstig sein, und die am schlimmsten auf ihn zu sprechen waren, warfen ihm »bäurische Grobheit« vor, weil er sich in Worten und Geberden nicht habe soweit verstellen können, daß man nicht alsobald gemerkt hätte, wer er wäre; aber die Ausstellungen dieser Ceremonienmeister, wie sie ein protestantischer Schriftsteller treffend nennt, können nur Lächeln erregen. Der Kaiser selbst, der bei dem ersten Auftritt Luther's geäußert, daß ihn dieser schwerlich zum Ketzer machen könnte, soll doch bei dem Schluß von Luther's Rede gesagt haben: der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muth. Diejenigen aber, welche Luther'n zuvor schon günstig gewesen, wurden gar sehr durch seine Worte erbaut und gewonnen und bedachten sich auch nicht, ihn persönlich ihrer Theilnahme und ihrer besten Wünsche zu versichern. »Es ist gewißlich wahr,« erzählt Spalatin, »daß Gott den Doctor Martinus auf dem Reichstage zu Worms also ehrte, daß er vielmehr Zusehen und Ansehen hatte, denn alle Fürsten und Herren. So voller Volks war es ein und alle Tage in seiner Herberge, so lange er zu Worms war. So hab' ich über andern Grafen und Herrn selbst bei ihm in seiner Herberge gesehen Landgrafen Philipp von Hessen (Luther selbst erzählt die muntern und treuherzigen Reden dieses damals noch sehr jungen Fürsten, der noch nicht auf seiner Seite war), Herzog Wilhelm zu Braunschweig und Grafen Wilhelm zu Henneberg.« Durch solche Theilnahme haben die Großen Luther'n, aber auch sich selbst geehrt und bewiesen, daß die Fürsten der damaligen Zeit nicht ihren Ruhm darein setzten, unter den abgemessenen und peinlichen Formen einer ängstlich und kleinlich bewachten und zur Schau getragenen äußeren Würde, die echten und warmen Empfindungen eines erregbaren Gefühls zu verbergen, und sich nicht schämten, ein aufrichtiges Interesse für etwas Anderes, als ihren Vortheil zu haben und zu äußern. Churfürst Friedrich hatte sich besorgt, Luther möchte verzagt werden, wann er vor dem Kaiser und Ständen sollte antworten; nachdem er aber Zeuge seiner Standhaftigkeit gewesen, ließ er Spalatin, der bei Luther'n gewesen, noch spät Abends zu sich holen, nahm ihn mit sich in seine Schlafkammer und sagte voll Verwunderung: »O wie schön hat Pater Martinus vor dem Kaiser und Ständen deutsch und lateinisch geredet! er ist genug oder zu viel herzhaft gewesen,« und hieß dann Spalatin wieder zu Luther'n zurückkehren. — Der Kaiser schickte gleich folgenden Tages einen Zettel in den Reichsrath des Inhalts, weil Luther nicht widerrufen wolle, so wolle er nach dem Exempel seiner Vorfahren den alten Glauben schützen, dem römischen Stuhl Hülfe leisten, Lutherum nebst seinen Anhängern in Bann und Acht thun, und in andere

Wege verfolgen und vertilgen, doch aber das freie Geleite halten. Aber er hatte hiebei nicht die üblichen Formen beobachtet, wonach zuvor das Gutachten der Fürsten einzuholen nöthig war, so daß hiedurch nur längere Berathungen entstanden. Auch willigte der Kaiser selbst auf Zureden einiger Stände ein, das sichere Geleit für Luther noch um einige Tage zu verlängern, damit man weitere Verhandlungen mit ihm versuchen könnte. Zur Sprache kam während dieser Frist nun auch die Frage, ob man wirklich verpflichtet sei, Luther'n das Geleit zu halten, oder ob man nicht mit ihm, wie mit Huß in Constanz, verfahren sollte. Ganz entschieden ist aber nicht, ob dies in der Versammlung der Reichsstände oder nur in Privatgesprächen verhandelt worden. So befremdend und betrübend es ist, daß auch nur der geringste Zweifel hierüber sich aussprechen durfte, und daß der Rath eines solchen Treubruchs unter deutschen Fürsten Vertheidiger finden konnte, so ist dabei doch erfreulich, daß sich die edlere Gesinnung Anderer bei dieser Gelegenheit kräftig aussprach. Der treffliche Churfürst am Rhein, Pfalzgraf Ludwig, sagte, es sey noch zur Zeit unvergessen, daß man dem Johann Huß nicht Wort gehalten, darum dieselben, so darein gewilligt, hernachmals eben wenig Sieg und Glück bekommen hätten. Dieser Fürst soll sich nach Luthers eigner Erzählung, im Streit mit dem Churfürsten von Brandenburg, der anderer Meinung war, so erhitzt haben, daß beide zu den Messern griffen. Der Luther'n persönlich abgeneigte Herzog Georg von Sachsen erklärte frei, die deutschen Fürsten würden diese Schande, daß man das Geleit sollte brechen, zumal auf dem ersten Reichstage des Kaisers, nimmermehr zulassen; es komme solches mit der alten deutschen Redlichkeit nicht überein; was man versprochen, müsse man auch halten! — welches schön und fürstlich geredet und billig auch an dem sonst heftigen Feind zu loben ist. Und Kaiser Karl selbst soll erklärt haben, wenn Treu und Glauben nirgend mehr gelitten würden, so sollten sie doch an fürstlichen Höfen ihre Zuflucht finden. Karl soll in späteren Zeiten im Kloster es als ein Unrecht angesehen und bereut haben, daß er einem Ketzer, der einen Größeren beleidigt hatte, als ihn, nämlich Gott selbst, das Geleit hielt. Wenn in den dumpfen Mauern des trübsinnigen Klosters sich solche Vorstellungen in seiner Seele festsetzen konnten, so ist dagegen erfreulich, daß die Kaiserkrone auf seinem Haupte ihn vor solchem bigotten Wahnsinn schützte, und eine freiere, edlere Gesinnung, obwohl von ihm selbst nachmals verdammt, ihm ein Verbrechen ersparte.

Die Luther'n noch zugegebene Frist von einigen Tagen verstrich unter fruchtlosen Verhandlungen zu gütlicher Beilegung der Sache. Der Churfürst von Trier, der Luther'n freundlich begegnete, nahm sich der Sache besonders an, und er, Markgraf Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, die

Bischöfe von Brandenburg und Augsburg beriefen Luther auf den 24. April vor sich, nicht zu einer Disputation, sondern um ihn, wie der das Wort führende badische Kanzler Vehus sich ausdrückte, aus christlicher Liebe und Gnade gnädiglich und brüderlich zu ermahnen. Er machte ihn besonders auch auf die Gefahren aufmerksam, die aus seinen Lehren der bürgerlichen Ruhe und Ordnung droheten, und den Mißbrauch, den das Volk aus Mißverstand, z. B. von der Lehre von der christlichen Freiheit, treiben würde, vertheidigte auch die Concilien und behauptete ihre Uebereinstimmung unter sich. Luther erklärte sich zu Allem bereit, was man von ihm verlange, nur daß er nicht gezwungen würde, Gottes Wort zu verleugnen. Darauf stellte der badische Kanzler das Ansinnen an ihn, er solle seine Bücher und Schriften kaiserlicher Majestät und dem Reiche, darüber zu urtheilen, unterwerfen. Luther erklärte, daß er dieses Urtheil durchaus nicht fliehe und verwerfe, nur aber solle solches durch Gottes Wort und heilige Schrift geschehen. In mehreren Besprechungen blieb er bei diesem Entschluß, wie er denn immer fester und entschiedener sich allein auf das Wort Gottes gründete. Auch den weiteren Vorschlag, seine Sache auf Erkenntniß eines künftigen Conciliums zu stellen, nahm er nur unter der Bedingung an, daß über seine Behauptungen aus der heiligen Schrift gesprochen und geurtheilt, und das Widerspiel mit denselben Zeugnissen bewiesen würde. Darauf handelte noch der Erzbischof von Trier in Person auf's allergnädigste mit Luther, wo Luther ihm Nichts verhielt und frei sagte, es würde in keinem Wege zu thun sein, eine so große und wichtige Sache denen zu vertrauen und zu untergeben, die in öffentlichem, stehendem Geleit ihn mit neuen Mandaten angetastet, seine Bücher verdammt und des Papstes Bulle gebilligt und bestätigt hätten. Aufgefordert von dem Erzbischof, selbst anzugeben, wie der Sache könne gerathen und geholfen werden, antwortete Luther: »Kein besser Rath noch Hülfe ist, denn so Gamaliel gegeben, wie St. Lucas zeuget. Ap. Gesch. 5. Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen, ist's aber aus Gott, so werdet ihr's nicht dämpfen können. Eh' will ich Leib und Leben, Stumpf und Stiel darüber fahren lassen, denn Gottes klar und wahr Wort übergeben.« Bald darauf zeigte ihm der Trier'sche Offizial in seiner Herberge an, daß, da alle Vermahnungen an ihn vergeblich wären, der Kaiser als Voigt des katholischen Glaubens gegen ihn procediren müsse. Kaiserliche Majestät befehle, daß er binnen 21 Tagen von dannen wieder in sein Gewahrsam mit freiem Geleit kommen möchte, doch solle er unterwegs das Volk nicht mit Predigen oder Schreiben erregen. Luther dankte demüthig und bescheiden für gnädige Anhörung und Haltung des Geleits und versicherte die Reinheit seines Willens. Dann am andern Tage, den 26. April, nachdem er

seine Herren und Freunde, deren sehr viele zu ihm gekommen, gesegnet und ein Süpplein und Frühstück genommen hatte, zog er davon, um 10 Uhr vor Mittage, mit denen, die ihn geleitet hatten. Aber Caspar Sturm, der Ehrenhold, folgte ihm nach etlichen Stunden, fand ihn zu Oppenheim und geleitete ihn aus mündlichem Befehl Kaiser Karls.

Pfizer.

9. Die Eroberung von Magdeburg.

Es war eine sternhelle Nacht, kein Lüftchen wehte, tiefe Stille schien über die ganze Natur gebreitet, und doch war Alles in geschäftiger Thätigkeit. Im Lager bei Germersleben und am Rothenseer Holze waren wenige Augen geschlossen. Hier saßen die wilden Gesellen am Zechtische, vielleicht die letzte Neige des Lebens noch zu genießen. Dort lagen wilde, verzerrte Gesichter beim Scheine der Kienfackel um eine Trommel; die Würfel rasselten und fielen dem zum Glücke, jenem zum Unglücke; wer gewann, war vergnügt, wer verlor, tröstete sich mit der morgen zu hoffenden Beute und borgte auf die Magdeburger Hochzeit, wie die Soldaten den folgenden Tag schon zum voraus nannten, von seinen Kameraden, um das Geborgte von neuem dem Glück zu bieten. In jenem einsam gelegenen Zelte des Feldkaplans knieten fromme Sünder und beichteten ihre Sünden; dort schliffen alte Veteranen ihre Hellebarden und putzten die Musketen. Nur Wenige schliefen, denn die Nacht war kurz, der Tag verhängnißvoll, und noch bevor er graute, mußten sie schon auf dem angewiesenen Posten in Reihe und Gliedern stehen.

Die Officiere hatten sich in den Zelten ihrer Obersten versammelt, um die nöthigen Befehle für den morgenden Tag zu empfangen. Auch sie zechten und wollten die letzten Lebensmomente, die sie noch mit Zuversicht die ihrigen nennen konnten, in vollem Maße genießen.

Ganz anders war es in der Stadt. — In den Häusern schien Alles wie ausgestorben; nur leise Gebete der daheim gebliebenen Greise, Frauen und Kinder hörte man murmeln; überall drückte sich die Sorge auf jedem Gesichte aus; Jeder fürchtete den kommenden Morgen; selten, daß ein Fußtritt auf den Straßen tönte; nur hier und da hörte man den Hufschlag der jagenden Rosse. Auf dem Walle aber war es lebendiger, doch war es nicht das rege Leben des Lagers. Ernst, den sorglichen Blick auf den kommenden Tag gerichtet, ruhten die Bürger und Soldaten schweigend hinter der Brustwehr, nur wenige mit einander sprechend. Was hatten sie sich auch mitzutheilen? Es war ja der Hoffnung so wenig und der Furcht so viel. Hier und da hatten sich Nachbaren und Freunde oder Verwandte zusammengestellt und sprachen ein ernstes Wort, empfahlen sich

gegenseitig ihre Angehörigen, wenn der kommende Tag über sie verhängen sollte, und stärkten sich durch das Vertrauen, daß Gott sich der Gläubigen annehmen würde. Die Soldaten, weniger lebensfroh als ihre feindlichen Kameraden im Lager, von Mangel gedrückt, von dem herzlosen Benehmen der Bürger unwillig geworden, fanden nur in ihrer Ehre, in ihrer Pflicht den Sporn, den morgenden Tag muthig zu bestehen. Ihre Anführer gingen von einem Posten zum andern, sprachen Muth ein, und die Ruhe, mit welcher Falkenberg von Posten zu Posten ging, mußte selbst den Zagenden stärken.

Die Glocke des Domes verkündete die Stunde der Mitternacht; Alles war still. Zuweilen schallte ein lauter Jubel vom Lager herüber; dergleichen war man jedoch schon gewohnt, alle Nächte zu hören. — Immer mehr und mehr rückte der Tag heran, mit ihm die Entscheidung, und immer stiller wurde es auf dem Walle und im Lager. Da begann es im Osten zu dämmern; wie ein wogender See erschienen die Zelte, immer lichter und lichter wurden die Gegenstände; jetzt konnte man Alles deutlich erkennen. Die ersten Strahlen der Morgensonne begrüßten den jungen Tag, und still, wie im Grabe, war es noch immer im feindlichen Lager.

Es war schon vier Uhr, als man in den Batterien, dem Heideck gegenüber, Bewegung bemerkte. Falkenberg, der hier zugegen war, sah, daß der Feind das letzte Geschütz abfuhr; dies bestärkte ihn noch mehr in dem Glauben, sein König nahe, und der vorsichtige Tilly hebe die Belagerung auf. Er eilte auf das Rathhaus, dem dort versammelten Magistrate diese Nachricht mitzutheilen und alsdann den schon zwei Tage zurückgehaltenen Trompeter abzufertigen.

Als es fünf Uhr war, und noch keine Bewegung im feindlichen Lager sichtbar wurde, überließen sich die Bürger dem Vertrauen, daß für heute die Gefahr vorüber sei, und schlichen sich nach Hause, um der Ruhe zu pflegen. Die wenigen auf dem Walle Zurückgebliebenen, durch die Nachtwachen ermüdet, schliefen sorglos auf der Brustwehr, ohne das schreckliche Erwachen zu ahnen.

Pappenheim, der schon in den letzten Tagen mit seinen Laufgräben bis an das neue Werk vorgedrungen war, hatte in der Nacht Alles zum Sturme bereiten lassen und erwartete mit Ungeduld den Tag, als ein Officier, es mochte in der zwölften Stunde sein, ihn nach Olvenstädt beschied, wo Tilly sämmtliche Generale zu einem neuen Kriegsrathe versammelte. Der rasch gefaßte Entschluß war durch des Grafen Mansfeld und Piccolomini's später ausgesprochenen Zweifel an dem glücklichen Erfolge wankend geworden, und vielleicht auch nur, um im unglücklichsten Falle Alles gethan zu haben, was die Vorsicht rieth, wollte er noch einmal die Meinung seiner Feldherrn hören und fand sie jetzt, da schon

alle Anstalten zum Sturme getroffen waren, mehr zum Sturme geneigt, als am vorigen Tage; denn der Muth, die Kampflust der Soldaten hatte den Heerführern sattsames Vertrauen gegeben.

»Herr Generallieutenant!« — rief Pappenheim, nachdem Tilly noch einmal seinen Zweifel vorgetragen, — »wollt ihr den Sturm mit dem Heere von dreißigtausend Mann nicht wagen, so erlaubt mir wenigstens, mich an die Spitze meines Regiments zu stellen, um euch zu zeigen, was Muth vermag. Wenn meine Fahne auf dem Walle weht, dann mögen die andern mir folgen. Alle Anstalten sind getroffen, meine Schaar erwartet nur das Wort: »Vorwärts!« und rief ich es ihnen nicht zu, verkröch' ich mich in meine Schanzen, ich glaube, mein Name tönte nicht mehr aus ihrem Munde!«

»Nun wohlan, mein wackerer Kriegsgefährte,« — sagte Tilly, der dies erwartet zu haben schien — »so sei's — der erste Kanonenschuß von der großen Batterie bei'm Heideck sei das Zeichen zum Angriffe, und Pappenheim der Erste auf dem Walle.«

»Wills Gott!« — erwiederte dieser — »und nun, Kameraden, ans Werk!«

Er kehrte von Olvenstädt nach dem Rothensee zurück. Noch hatte die Glocke nicht sechs geschlagen, als die Wächter vom Jacobs- und Domthurme meldeten, »daß der Feind in voller Bewegung sei, aus den Lagern gegen die Stadt rücke und sich hinter den Trümmern von Sudenburg und Neustadt und in den Laufgräben aufstelle.« Falkenberg sagte bei dieser Nachricht mit gewohnter Ruhe: »Sie mögen kommen!« und setzte dann seine Rede fort, in welcher er den Magistrat zur tapfern Gegenwehr aufmunterte.

Sechs Karthaunen aus Pappenheims Hauptbatterien donnerten. Er, dem das von Tilly zu erwartende Zeichen zu lange ausblieb, ließ den Todesruf aus eigner Macht erschallen, und an der Spitze der abgesessenen Kürassiere Don Balthasars und des Savellischen Regiments, stürzte er aus den Laufgräben hervor, überfiel funfzehn Soldaten, welche in der Faussebraye standen, drang unaufhaltsam weiter und erstieg die Brustwehr, wo er die mit der Betstunde beschäftigten markgräflichen Soldaten überraschte. — Sie zogen sich ohne Widerstand durch ein enges Pförtchen nach dem Bollwerke zurück; Pappenheim folgte, drang mit ihnen zugleich ein, eroberte es und rückte nun durch den Zwinger auf die Stadt los. Ein anderer Angriff auf die hohe Pforte, den Gernsfeld ausführte, gelang eben so glücklich; er fand die Schildwache schlafend, die wenigen Soldaten wurden bald überwältigt, die Werke erobert.

Jetzt erst wird die Sturmglocke gezogen und verkündet der Stadt ihr trauriges Schicksal. Ein Haufen Kroaten, der durch eine seichte Stelle der Elbe gesetzt war, findet das Elbthor offen, dringt hinein und plündert die Fischerhütten. Alles greift zu

den Waffen; Falkenberg zieht einige Compagnien des Oberstlieutenants Trost an sich, sammelt die Bürger, die zerstreuten Soldaten um sich und rückt gegen die Seite des neuen Werkes vor; der siegende Feind dringt ihm hier in den Straßen entgegen; ein mörderischer Kampf beginnt. Die Magdeburger fechten wie Verzweifelte; sie kämpfen für ihr Hab und Gut, für Weib und Kind, für ihren Glauben; er stärkt ihren Muth. Pappenheim sieht die Seinen fliehen, sie werden den Wall hinunter getrieben, mehrere hundert Todte decken ihn. — Noch einmal lächelt Fortuna der unglücklichen Stadt, dann birgt sie ihr trauerndes Antlitz mit dem düsteren Schleier des Verhängnisses. — Fünfhundert Küraſſiere sind indessen über den Wall, wo Pappenheim einen Weg hatte bahnen lassen, eingedrungen; die Magdeburger wanken; Falkenberg ermuthigt sie und führt sie der geharnischten Reiterschaar noch einmal entgegen; er sinkt, von einer Kugel getroffen, seines Königs würdig. Auch der Oberstlieutenant Trost fällt. — Ihrer Anführer beraubt, von den Bürgern verlassen, verlieren die Soldaten den Muth und ziehen sich fechtend zurück.

Der Feind dringt den Fliehenden bis an die Lakenmacher-Straße nach; hier erscheint der Oberst Uslar mit der Reiterei und der Reserve; die Weichenden ermannen sich, der Kampf wird erneuert. — In einige Häuser an der hohen Pforte haben sich Versprengte gezogen und vertheidigen sich dort; da ruft Pappenheim das furchtbare Wort: »Zündet!« und die Wallonen, den Obersten Bredau an ihrer Spitze, schleudern die Brandfackeln in die verlassenen Häuser. Der Sturm nimmt die Flammen auf seine rauschenden Flügel und treibt sie verheerend über die blühende Stadt. Auch Uslar mit den Seinen wird zurückgeworfen; da sammelt Hauptmann Schmidt, der Letzte der muthigen Führer, was er von Soldaten und Bürgern zum Fechten noch bewegen kann. Mit dem Rufe: »Für unsern Glauben!« stürzt er, sich dem Tode weihend, noch einmal gegen die Lakenmacher-Straße, und ein neuer fürchterlicher Kampf beginnt. Von neuem wird der Feind hier über den sogenannten Thränenbach bis auf den Wall zurückgedrängt; da stürzt Pappenheims Regiment von dem Walle ihnen entgegen, und die kleine Schaar, die sich mit ihrem Führer dem Tode geweiht, fand ihn hier. — Sie starben, Keiner floh.

Indessen stürmte Mansfeld den Heideck, der Herzog von Holstein die halben Monde vergebens; der Administrator vertheidigte sich, wie ein verzweifelnder; auch auf der Marsch konnte Piccolomini nicht eindringen. — Was nützte es den Braven! durch das geöffnete Krökenthor rückten unter Trompetenschall Pappenheims Küraſſiere ein. An Widerstand war nicht mehr zu denken, Alles floh. Vom Feinde und den Flammen verfolgt, die der Wind von Straße zu Straße jagte, stürzte Jeder nach seinem Hause, die Seinigen noch einmal zu sehen und dann zu ster-

ben. — Von der Stadt aus selbst angegriffen, sanken jetzt auch die Vertheidiger des Heideck; der Administrator wurde gefangen; nur am Sudenburger Thore kämpfte man noch.

Pappenheim hielt auf dem Walle bei der hohen Pforte; von hier strömten die Krieger mit wilder Furie über die Stadt, wo der Jammerruf der Gemordeten, der Hülferuf der Frauen und Jungfrauen, der Siegerruf: »All' gewonnen, all' gewonnen!« durch die Straßen tönte. — Das Feuer wüthete, der Rauch stieg wirbelnd in die Höhe, hier und dort noch dröhnte eine Karthaune zwischen dem Knallen der Musketen, zwischen dem Stöhnen der Sterbenden. —

Jetzt drangen die wilden Schaaren über die breite Straße herein; es waren die Pappenheimer und des Isolani Kroaten. Vereint stürmen sie in die Häuser, das Jammergeschrei begann auch hier. — Der Kampf am Sudenburger Thore war beendet, auch Mansfeld's Schaaren drangen von dorther ein.

Hohendorf fand Pappenheim am geöffneten Krökenthore, durch welches das übrige Kriegsvolk herein stürmte. — »Wie sieht es da unten aus, Maximilian?« fragte der Feldmarschall und schien in tiefer Bewegung. »Schauderhaft, General!« — erwiederte dieser. »Was Satan erdenken, ja mehr als er selbst ausführen könnte, geschieht in der unglücklichen Stadt. Seht nur, an allen Ecken lodern die Flammen Rache fordernd gen Himmel!« — Da bestieg Pappenheim plötzlich sein Schlachtroß, jagte hinab, und mit gezogenem Schwerte wollte er dem Gräuel Einhalt thun. Er befahl, er bat, er drohte, er hieb die Widerspenstigen nieder; aber wie schwach war sein Arm, wie kraftlos das Schwert der Kirche! — »Ketzer sind es!« riefen ihm hier die Plündernden zu. »Zur Ehre Gottes!« riefen sie dort, die Leichname der Gemordeten aus den Fenstern herab stürzend, und er sah, wie sie, ärger als die Tiger, um der Beute willen sich unter einander mordeten. Vergebens war sein Drohen, die Bande der Kriegszucht waren aufgelöst, der Zügel war ihm entfallen.

Es sinke der Schleier und berge dem thränenvollen Auge die Gräuel dieser Tage. Die Engel des Himmels weinten über die Schandthaten der Menschen, über die entarteten Söhne des Christenthums und wendeten zürnend ihr Auge; die Menschlichkeit floh, und in den Flammen erstickte das Erbarmen, nur das Gebet um Rache stieg auf zu dem Throne des barmherzigen Gottes. Tromlitz.

10. Die Vertheidigung von Szigeth durch Niklaus Zriny.

Auf diese ewig große That *) folgte nach geringem Zwischen-

*) Die Vertheidigung der Insel Malta durch den Großmeister Johann de la Valette gegen Soliman.

raume eine nicht minder glänzende, die, so klein auch der Punkt war, um den sie sich drehte, doch vielleicht von größerm Gewicht als alle übrigen Ereignisse während dieser Epoche sich bewährte. Denn an ihr brach die Kraft des siegergrauten Solimans, und Deutschland und Ungarn haben vielleicht es bis auf diese Stunde dem Niklaus Zriny und einem kleinen Haufen Ungarn zu verdanken, daß es, wenn auch gerade nicht in bleibende Knechtschaft der Barbaren aus Asien gerieth, doch von Verwüstungen des gräßlichsten aller Kriege verschont blieb.

Noch im Jahre 1565 hatte der Großherr Truppen in's Bosnische geschickt. Der Magnat Erdödi von Ungarn war mit 45,000 Mann denselben entgegen gezogen und hatte der dreißigmal stärkern Heeresmacht eine Niederlage beigebracht. Große Dienste leistete auch Lazarus Schwendi, Befehlshaber von deutschen Völkern. Darauf folgten Unterhandlungen. Die Siebenbürgen und Osmanen kehrten in ihre Grenzlager zurück. Schon träumte man von langem Frieden. Da trieb den Großherrn, der das Schwinden seiner Körperkräfte fühlte, sein böser Stern, die Reihe seiner Thaten noch durch die Eroberung des Ueberrestes von Ungarn, und wie man Ursache zu glauben hat, von Oesterreich, ja vielleicht von Deutschland selbst, zu beschließen. Als Ursache, weßhalb er den Frieden brach, schützte er die zweijährige Nichtbezahlung des bedungenen Tributes und die Zurückbehaltung von Tokay, wiewohl lügnerisch vor. Aber das Schicksal führte ihm einen Helden entgegen, der seine hochfahrenden Plane mit schwachen Mitteln, blos durch die Kraft des Geistes und des Glaubens zu Schanden machen und die Welt an ihrem Tyrannen rächen sollte. Niklaus Zriny, aus einem alten ungarischen Grafengeschlecht, im kroatischen und bosnischen Kriege längst ruhmvoll bekannt, in diesen Tagen vom Kaiser Maximilian II. zum Befehlshaber der kleinen aber wichtigen Veste Szigeth ernannt, erhielt durch seine Kundschafter am 15. Juni 1566 die sichere Nachricht von der Annäherung eines großen türkischen Heeres bei Savain, dem der Sultan bereits auf dem Fuße folge. Das nächste Ziel seiner Anstrengungen werde, wie man Ursache habe zu glauben, Szigeth oder Egar sein. Schon habe er zu dem Ende eine Brücke über die Donau geschlagen. Es währte nicht lange, so traf ein anderer Bote aus Fünfkirchen ein, welcher Briefe eines dritten Geschäftsträgers überbrachte, worin obige Nachricht bestätigt, übrigens aber im Zweifel gelassen ward, wohin der Sultan sich vorerst wenden würde. Neuere Berichte aus Esseck meldeten ihm die Ankunft des Beglerbegs an der Drau, welcher gleichsam als Befehlshaber des Vortrabs eine Schiffbrücke über den Fluß zu schlagen den Auftrag hätte. Ihm sei der Karam Beg von Bosnien zur Heerführung beigegeben. Die letztern Briefe setzten den Grafen außer allen Zweifel, daß der Vortrab der Os-

manen bereits bei Schicklos angelangt sei und Nachtlager daselbst geschlagen habe.

Der wachsame Zriny ging bei diesen Umständen mit sich zu Rathe, was am füglichsten vorzukehren, ehe der ganze Strom der türkischen Hauptmacht in die Nähe von Szigeth sich herangewälzt haben würde. Er war fest entschlossen, den Ungläubigen ein unverzagtes Herz zu zeigen und gleich jetzt schon, um das Selbstvertrauen seines kleines Heeres zu erhöhen, den Türken eine Schaar entgegen zu senden. Wirklich zogen Kaspar Alapi, Nikolaus Kobatsch, Peter Batschatitza und Wolf Paprutowitsch mit 1000 Mann zu Fuß und 500 Reitern bis ohnweit Schicklos, um entweder die Türken anzugreifen, oder, falls sie ein Treffen weigerten, Schicklos zu belagern und zu verbrennen. Als sie in die Nähe dieser Stadt gekommen, mußten 200 zu Fuß und 100 Berittene voraus, um den Uebrigen Kundschaft zu geben, wenn die Türken von ihren Pferden ab und auf die Ebene gestiegen sein sollten. Sie fanden die Gelegenheit zum Angriff sehr geeignet, und er ward daher wirklich unternommen und zum größten Erstaunen der Türken unerschrocken fortgesetzt. Vergebens boten sie den tapfersten Widerstand; die Schwerter der Ungarn machten sich mit unwiderstehlicher Gewalt eine Gasse in die Reihen der Feinde. Ein großes Blutbad ward angerichtet; eine Menge erstickte in Pfützen und versank an den vielen sumpfigen Stellen dieser Gegend. Die Ueberraschung hatte den Meisten die nöthige Besinnung geraubt. Ja Mehemed Beg, der Sandschak selbst, ertrank auf der Flucht in einem Weiher, indeß sein Sohn mit drei andern Edlen zu Gefangenen gemacht wurden. Als die in Szigeth den ruhmvollen Erfolg dieser ersten Waffenthat vernahmen, getrauten sie sich von nun an in ihrem Herzen, die ganze Uebermacht des Großherrn zu bestehen.

Die Erbitterung Solimans über diese Schlappe, die sein Knecht erhalten, bestimmte unwiderruflich den Entschluß, Szigeth zu bestürmen. Mustapha Pascha von Bosnien, Sokolowitsch der Großwesir und Karam Beg bahnten ihm mit 65,000 Mann den Weg. Dreimal hatte Hampsam Beg eine Brücke über die Drau zu schlagen versucht, dreimal riß die Gewalt des Stromes sie hinweg. Da schickte der Aga einen Boten an den Großherrn, der ihm die Unmöglichkeit begreiflich machen sollte, über das Element hier Meister zu werden. Aber Soliman riß, von schwellendem Grimm übermannt, ein Stück von seinem Mantel und schrieb eigenhändig mit Gold darauf: »So spricht der Kaiser Soliman: wenn du träger Sclave die Brücken bis zu seiner Ankunft nicht geschlagen, so wird man dich mit diesem Mantel erdrosseln und dein Haupt auf den einen Endpfahl der Brücke pflanzen!« Jetzt flog Hampsam Beg zur Drau zurück, ließ alle hiezu nöthigen Schiffe herbeischleppen, die Zinsbauern und alle Einwohner rings in der Gegend ohne Unterschied des Stan-

des mit Peitschen zur Arbeit treiben, und zwischen dem 1. und 5. August stand die Brücke, über eine Meile lang. Das Heer zog darüber.

Am 20. des Heumonats brachen der Pascha von Bosnien und Karam Beg von Schicklos auf nach Fünfkirchen; darauf dem Pascha von Ofen zu Hülfe, nach Belgrad, begleitet von Hampsam und seinen Spahis. Am nämlichen Tage rückte der Pascha von Natolien, darauf der Großherr selbst bis auf die Ebene von Mohacz. Am 1. des August begann der Marsch gen Szigeth. Bei St. Lorenz, nicht weit von der Veste, wurde Lager geschlagen, nachdem zuvor der Pascha von Ofen mehrere Saumseligkeiten mit seinem Kopfe hatte bezahlen müssen.

Als Zriny die Entscheidung sich nähern sah, hielt er über die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte Heerschau und wies Jedem seinen Posten an. Die Woywoden, Hauptleute, Edlen und die wehrlosen Einwohner der Stadt schickte er ins innere Schloß, ließ die Stadtthore verschließen und trat darauf auf dem Markte der Stadt mitten unter die Krieger mit folgender Anrede:

»Ihr Brüder all', die ihr zur Fahne kaiserlicher Majestät geschworen, tapfre Männer, streitbare Degen! jeder von euch wird klar ersehen, wie bereits der Türkenkaiser uns auf dem Nacken sitzt. Die dringendste Noth fordert uns auf, ohne Zaudern uns zu rüsten und unerschrockenen Herzens unsern und des ganzen christlichen Erdkreises und Namens geschwornen Feind zu bestehen, welcher voll unerträglichen Hochmuths und frecher Anmaßungen eine ungeheure Menschenmenge aufgeboten und das Schwert gegen uns gezogen hat. Wir aber setzen unsere Hoffnung und Hülfe auf Gott, der leichtlich uns vertheidigen, sie aber noch leichter verwirren und verderben kann. Laßt uns also unerschrocken seiner Ankunft harren und vor der Menge seiner Heerschaaren nicht erzittern; denn gewiß, Gott der Allmächtige, so wir mit aufrichtigen Gebeten ihn anflehen, wird uns Beistand verleihen und ein milder und freundlicher Retter sein. Vor Allem thut uns Einheit und Treue noth; jeder Zwist muß ausgeglichen, jeder Groll und Haß von der Wurzel aus vertilgt werden. Ein Geist männlicher Biederkeit muß uns alle jetzt beseelen, und in Treue und in Freundlichkeit müssen wir fest zusammenstehn, so lange die göttliche Fürsehung auf diesem Posten uns zu erhalten für gut findet. Daher, meine Brüder, halt ich's nicht für überflüssig, sondern durch die Lage der Dinge und den Ernst der nahenden Entscheidung geboten, zuvörderst Gott, sodann der Landesregierung und dem Lande der Ungarn selbst, das so vielen Fährlichkeiten und Drangsalen entgegen sieht, einen Eid zu schwören für unbedingte Standhaftigkeit und Aufopferung. So schwöre ich denn zuerst, und ihr alle schwört mir's nach, damit nicht das geringste Mißtrauen zwischen uns wechselseitig aufkomme.

Ich Niklaus Graf von Zriny gelobe und schwöre zuvörderst Gott dem Allmächtigen, sodann kaiserlicher Majestät als unserm höchsten Herrn und Regenten, hierauf dem bedrängten Ungarlande und endlich euch, ihr tapfern und biedern, allhier versammelten Kriegsleute, so wahr mir helfe Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist, daß ich zu keiner Zeit euch verlassen, sondern mit euch leben und sterben und alle guten und schlimmen Zufälle des Schicksals brüderlich mit euch theilen will!

Die Sache verlangt auch von euch den gleichen Eid. Darum schwört und ruft mit Emporhebung zweier Finger Gott zum Zeugen an. Wer dessen sich weigert, der sei von meiner Seite der fürchterlichsten Ahndung gewärtig, weil er nicht mit uns bis zum letzten Odemzuge stehen will und nicht als Mann von Ehre, sondern als Verräther an der heiligsten Sache das Leben nimmermehr verdient. Der Eid aber sei folgender: Wir Bürger, Reiter und Krieger zu Fuß und sämmtliche Soldaten kaiserlicher Majestät geloben zuvörderst dem allerhöchsten Gott, sodann unserm christlichen Monarchen und dieser Provinz, worin wir stehen, endlich unserm Heerführer Niklaus, Grafen zu Zriny, geloben und bekräftigen es mit einem heiligen Eid, daß wir in Allem Folge leisten wollen, wie es getreuen und gebildeten Kriegsleuten ziemt; geloben, daß wir mit ihm siegen oder den Tod männlich und standhaft erleiden wollen. Und vernehmt meinen letzten Willen, wenn mich während dieser Zeit der Tod hinwegraffen sollte. Diesen meinen tröstlichen guten Freund, Herrn Kaspar Alapi, ernenne ich zum Nachfolger und setze ihn über euch als obersten Feldhauptmann. Ihm habt ihr, wie weiland mir, die höchste Ehre und Treue, unverbrüchlichen Gehorsam allen seinen Kriegsbefehlen, wie weiland mir, zu leisten. Und noch diese Vorschriften, für deren Erfüllung eure Häupter bürgen: Der Reiter oder Fußknecht, welcher seinem Hauptmann oder Obersten Gehorsam weigert, oder gar gegen ihn das Schwert zu zücken wagt, fällt durch das Beil. Wer einem Türken einen Brief abnimmt oder lies't, stirbt; wer einen solchen durch Pfeile hereingeschossen findet, übergiebt ihn bei schwerer Strafe seinem Vorgesetzten. Wer seinen angewiesenen Posten verläßt, sei er aus edlem, sei er aus gemeinem Stamme, stirbt. Wenn zwei oder drei heimlichen Rathschlag pflegen, oder blos etwas Geheimes in die Ohren sich raunen, so sterben sie ohne weiteres Verhör durch den Strang. Wer so Etwas bemerkt, aus Freund- oder Verwandschaftsgründen aber nicht anzeigt, leidet wie sie den gleichen Tod. Wer seinem Kriegsgefährten, sei es nur einen Pfennig in Werth, entwendet, wird auf der Stelle erwürgt. Für die, welche in der Stadt Anverwandte besitzen, mögen diese, für die Andern werd' ich, was Lebensmittel betrifft, mit meiner Küche sorgen." —

Zriny hatte dies kaum gesprochen, als er zum Zeichen seines

fürchterlichsten Ernstes einen Krieger, der des Verbrechens angeklagt war, seinen Hauptmann angefallen zu haben, in Stücke hieb. Eben so ließ er den gefangenen Mehemed Rega vielfältiger Treulosigkeiten und blutiger Unthaten willen zum Richtplatz führen. Vor dem Thore des größern Schlosses aber ward ein ungeheures Kreuz, den Ungarn zur Erhebung, den Ungläubigen zum Schrecken, aufgepflanzt. Darauf befahl er, die Neustadt in Brand zu stecken und sämmtliche Habe nach der sichern Altstadt zu bringen. Alles Stroh wurde rings von den Dächern nach jener geschleppt, damit sie leichter und geschwinder auflodern möge. Und nun erwartete er mit 2300 waffenfähigen Männern die weitern Vorfälle.

Der Beglerberg von Rumilien und Akanski Bassa näherten sich am 31. Juli mit 90,000 Türken bis St. Lorenz, eine Meile von Szigeth; zu ihnen stießen 100,000 aus dem großen Lager. Die Ungarn ließen sich bloß in leichte Gefechte mit ihnen ein, welche von Anbruch des Tages bis spät in die Nacht fortgesetzt wurden. Darauf kehrten die Osmanen, um sich zu erholen, in ihr Lager zurück. Der Kampf erneuerte sich des folgenden Tages dicht unter den Mauern Szigeths. (Die Türken hatten kaum 3 Viertelmeilen von der Stadt auf den Rebhügeln sich gestellt.) Sie erlitten, der ungeheuren Mehrzahl ungeachtet, von Seiten der Belagerten den empfindlichsten Schaden, und ihr dreimaliger Angriff wurde jedesmal kräftig abgeschlagen.

Am 5. des August verließen der Beglerbeg und Akanski Pascha ihre bisherige Stelle, um sie dem Sultan, wenn er angekommen sein würde, einzuräumen. Wirklich wurden auch die kaiserlichen Gezelte auf dem Weinhügel aufgerichtet, das Heer aber unter beiden genannten Anführern lagerte sich rings um die Veste. Soliman langte Tags darauf mit der ganzen übrigen Heermacht an, schlug auf der für ihn ausgewählten Stelle sein Lager auf und umzingelte die in Szigeth durch seine zahllosen Schaaren immer enger und enger. Die Beschießung von allen Seiten begann. Furchtbar wiederhallte rings das Allah! Allah! zum Zeichen, daß Soliman der Weltfürst im Lager angekommen und Zeuge der Tapferkeit der Gläubigen sei.

Das Häuflein in Szigeth rief indessen den Namen des Gekreuzigten mit Preis und Lobgesang an und verachtete den voreiligen Uebermuth des barbarischen Volkes. Es erwiederte das fürchterliche Geschütz der Bomben und Kanonen mit einem gleich mörderischen Feuer von der Neustadt aus, und machte lange Zeit jeden Versuch der Ungläubigen zu Schanden. Die Janitscharen, bis zum Wahnsinn in Streitglut entflammt, stürmten unaufhörlich gegen die Verschanzungen; jeder Zeit kam es zu blutigem Handgemenge. In jedem fiel je ein edler Ungar, aber jedesmal nahm er sich 10 bis 12 Todesgefährten von seinen Feinden. Zriny ließ nun alle noch übrigen Gärten, Bäume und Thore

der Alt- und Neustadt anzünden, die Thore einhauen und die Oeffnungen mit Erde anfüllen. Die Türken aber, ohne Ruhe zu verstatten, setzten am Donnerstage von früh Morgens bis spät in die Nacht den Sturm fort und beschossen die Wälle; die Janitscharen stiegen in die Gräben hinab und führten, um vor dem Geschütz der Christen sich zu sichern, Erdwälle in Menge auf. Der fürchterliche Ali Portuck vor allen bedrängte mehrere Tage lang die Neustadt, so daß mehr als ein kostbarer Streiter in ihrer Vertheidigung fiel.

Als Zriny dies bemerkte und den Werth seiner wenigen, doch heldenmüthigen Krieger gegen leere Wohnungen abgewogen hatte, gab er das verabredete Zeichen, und die Pechkränze flogen in die schon zuvor mit Stroh und Brennmaterialien aller Art angefüllte Neustadt. Die Altstadt aber ward nun stärker befestigt, die Kraft der Vertheidiger auf einen kleinern Kreis gerichtet.

Gleichwohl stand die Lage der Ungarn stündlich mißlicher. Die Osmanen begannen nun auf das Schloß selbst und die Altstadt Batterien spielen zu lassen; die Janitscharen aber in der Nähe ihre Angriffe zu verdoppeln. In die Neustadt war eine ungeheure Menge Artillerie geführt und an den angemessensten Stellen aufgepflanzt worden. Von den Verschanzungen des Ali Portuck wurden aus Balken, Rudern, Kies und Erde Dämme und Brücken über die sumpfigen Zwischenstellen gebaut, so daß sie der Veste immer näher kamen. Auf Belagerungsthürmen, von Schilden mit Fellen und Wollsäcken überzogen, kämpften die Janitscharen immer gewaltiger und unwiderstehlicher den Belagerten entgegen und zwangen ihr Geschütz zum Schweigen. So wurde bis zum 7ten Herbstmonat täglich siebenmal das Schloß bestürmt, und immer hielten noch die Ungarn Stand. Leichname der Tapfersten bedeckten den Umkreis der Veste. Bestürzt zog Soliman sich zurück, und man gönnte sich wechselseitig einen Augenblick Ruhe, um die Todten einzuscharren. Schon war das äußere Schloß in der Türken Gewalt, jeder Zugang verschlossen.

Indessen ereignete sich plötzlich in der Mitte ihres Lagers eine Katastrophe, welche nicht nur das gänzliche Mißlingen des Sturmes auf Szigeth bei der bereits eingerissenen Muthlosigkeit der durch die Ausdauer der Ungarn abgemüdeten Soldaten hätte bewirken, sondern selbst die furchtbarste Anarchie und das Verderben über die Pforte herbeirufen können, wenn nicht der gewandte Großwesir Mittel gefunden, sie zu beschwören. Bereits am 4. September schon fühlte der alte Sultan seine Kräfte schwinden. Der bisherige Widerstand einer so geringen Feindesschaar hatte seinen Stolz aufs tiefste verwundet, und seine Lebensgeister zu einer tieffressenden inneren Wuth gesteigert. Bald erlagen sie, und der Tod stellte sich ein. Er sah noch einmal seine Janitscharen von den Sturmleitern stürzen und den Graben

füllen; er sah die Muthlosigkeit seines Heeres und die Bestürzung der Heerführer und verschied mit einem düstern Abschied von dem Glücke, nachdem es ihm zuvor schon im Innern seines Serails durch alle Qualen einer Günstlings- und Weiberregierung die letzten Tage seines Privatlebens verbittert hatte. Der Geist seines ermordeten Sohnes Mustapha, die Gräuel, so Roxelane, bewaffnet mit seinem Zepter und Schwert, begangen, zeigten ihm die Glorie der christlichen Waffen und begleiteten ihn in den düsterſten Schreckbildern zu den Schatten derer hinüber, die seine Eroberungssucht während einer langen Regierung unaufhörlich gemordet. Sokolowitsch und seine Vertrautesten hielten es für allzu gefährlich, sowohl den übrigen Anführern, (worunter manche ihnen feindselige Partei sich befand) als dem gemeinen Krieger das traurige Ereigniß anzuzeigen. Daher wurden sie eins unter sich, den Tod des Sultans noch geheim zu halten, bis Selim, sein Sohn und Nachfolger, Nachricht erhalten und geeignete Maßregeln getroffen hätte. Es wurden daher wie sonst alle Dienstverrichtungen für den kaiserlichen Hofstaat zum Scheine fortgesetzt, der Arzt aber, so den Sultan behandelt hatte, größerer Sicherheit willen umgebracht, und nun, sowohl um die Waffenehre zu behaupten, als auch um dem Argwohn der Janitscharen keine Nahrung zu geben, der Hauptsturm auf den noch übrigen Theil der Veste beschlossen.

Auf das innere Schloß zurückgedrängt, von allen übrigen Vertheidigungswerken abgeschnitten, gepeinigt von den Flammen des äußern Schlosses und dem Mangel an Mund- und Kriegsbedarf, erkannten Zriny und seine Getreuen, daß ihre Stunde gekommen. Jetzt galt es nur noch, dem Feinde sein Leben theuer zu verkaufen und der erstaunten Mit- und Nachwelt zu zeigen, wie Männer, denen Ehre und Freiheit das Höchste ist, zu sterben wissen. Es ließ sich der Graf ein leichtes Kriegsgewand, köstlich geschmückt, seines Standes und Ranges würdig, herbeibringen, nachdem er den schweren, aber sichern Panzer verschmäht hatte. Er steckte darauf 100 ungarische Ducaten zu sich, damit, wie er sich äußerte, der Türke, welcher seinen Leichnam plündere, nicht sagen könne, er hätte weder Geld noch Geldeswerth bei ihm gefunden. Zugleich schob er den Hauptschlüssel zum Thore, den bis dahin der Thürmer bewahrt, in die Tasche zu den obigen Goldstücken mit den Worten: »so lange ich den Arm noch zu rühren im Stande bin, soll keinem Ungläubigen es gelingen, Ducaten und Schlüssel mir zu entreißen. Wer aber nach meinem Tode sie findet, der soll der rechtmäßige Besitzer sein.« Er ließ sich darauf mehrere seiner besten Säbel bringen, wählte den kostbarsten, den weiland sein Vater schon geführt, heraus und sprach: »dies ist der einzige von allen, die mir aus meiner Väter Erbschaft geblieben. Mit ihm hab' ich den ersten Kriegsruhm, und was ich nun besitze, mir erkämpft. Mit ihm

will ich nun auch die letzten Thaten, zu denen Gott mich vermahnt, vollführen.« Er schwang ihn hoch in die Lüfte, ergriff blos einen kleinen Schild, trat vor die im Hofe stehenden, schlachtgerüsteten Waffengefährten und nahm von ihnen, und sie von ihm folgenden Abschied: »Meine Brüder, unverzagte Streitgnossen! Jetzt sehen wir, womit uns Gott heute verderben will. Durch das Feuer allein und nicht durch all' seine Macht und Menschenzahl soll es dem Feinde gelingen, uns zu überwinden. Doch müssen wir allerdings diese von einer höhern Macht über uns verhängte Strafe standhaft und willig erdulden, denn nicht nur sollen dadurch unsere eigenen Sünden, sondern auch die vieljährigen Verbrechen dieses Landes damit gesühnt werden. So gedenkt daher des theuern und heiligen Schwurs, den wir so eben wechselseitig uns gegeben: vereint zu siegen oder zu sterben. Dank sei es dem höchsten Gott, noch ward bis auf diese Stunde kein Verbrechen begangen, keine Verrätherei schlich ein. Wir wollen's auch jetzt noch ferner so halten, und weil das Feuer uns versengt, und Hunger unsere Weiber und Kinder langsam zu martern droht, so laßt uns lieber aus den Thoren vor zu den Trümmern des äußern Schlosses dringen, dem Feinde die Stirne bieten, männlich mit ihm streiten und so nach kurzem Todeskampf und Schmerz ewigen Ruhm bei der Nachwelt uns erwerben. Der Erste werd' ich euch voran gehen; thut mir nach, was ich thun werde, und seid versichert, daß ich bis zum letzten Hauch euch nicht verlasse!«

Nach diesen Worten rief er dreimal den Namen Jesus an, übergab dem Lorenz Juranitsch die Fahne des Kaisers und Königs. Ein Mörser ward abgefeuert, das Thor schloß sich auf, und unter dem Dampf des Geschützes stürmte Zriny mit gezücktem Säbel voraus. Der nächste Juranitsch mit der Fahne; darauf das übrige Häuflein. Auf der Brücke fielen sie die Janitscharen an. Drei Schüsse durchwühlten den Grafen; aber erst bei einem Säbelhieb über das Haupt sank er, noch auf dem Boden mit Dolch, Fäusten und Zähnen sich wehrend. In fanatischem Jubel schrien die Türken ihr Allah! Allah! zum Himmel. Lange und hartnäckig leisteten die 600, so mit herausgezogen waren, Widerstand und erschlugen eine Menge Osmanen. Endlich wich der kleine Ueberrest in das Schloß zurück. Die Türken folgten und zogen in die rauchenden Trümmer; aber plötzlich wird nach Zriny's früherer Verabredung ein Zeichen gegeben, die Pulverkammern zerknallen in die Luft, und mit ihnen 3000 Ungläubige. Jetzt erst, nachdem der Tod die Vertheidiger alle dahin gerafft und nach diesem letzten Opfer, das ihnen ihre besten Janitscharen gekostet, waren die Osmanen Meister — von Steinhaufen und Leichen. Sie wütheten gegen diese; die letzten Reste der Vestung wurden ebenfalls noch zersprengt, die Weiber und Kinder, so sie fanden, in die Knechtschaft abgeführt, und

Zriny's Haupt an den neuen Sultan geschickt, nachdem es einige Tage zuvor auf einer Stange vor dem Zelte des Aga die Osmanen noch durch seinen Anblick geschreckt hatte. Die Leiche jedes Ungars ward mit zehn Ducaten bezahlt.

Dies ist das glorreiche Ende des Niklaus Zriny und seiner Schaar, das ewig in dem Andenken der künftigen Geschlechter fortleben wird.

Ernst Münch.

11. Der Ueberfall bei Hochkirch.

Es war am 13. October 1758 in der Nacht, als alle Colonnen der östreich'schen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General Odonel führte die Avantgarde, die aus vier Bataillonen und sechs und dreißig Schwadronen bestand; ihm folgte der General Sincere mit sechzehn Bataillonen und der General Forgatsch mit achtzehn Bataillonen. Das Corps des Generals Laudon, das dem preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillonen und 15 Schwadronen verstärkt, wozu hernach noch die ganze östreich'sche Cavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels führte der Feldmarschall Daun an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Corps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte und im Rücken anzufallen; dagegen sollte der Herzog von Ahremberg mit drei und zwanzig Bataillonen und zwei und dreißig Schwadronen den preußischen linken Flügel beobachten und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich bei dem Vortrabe freiwillige Grenadiere, die hinter den Kürassieren aufsaßen, vor dem preußischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten und so vorwärts drangen. Die Zelte blieben im östreichischen Lager stehen, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußte die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhau fällen, wobei sie sangen und einander zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die preußischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen preußischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegung des Feindes und gaben dem Könige sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegung selbst; da aber wiederholte Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jedoch andere Ursach derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seidlitz und Ziethen befanden sich eben beim Könige und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehle an einige Brigaden geschickt wurden, aufzustehn, wobei mehre Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl wurde aber gegen

Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlafe ohne alles Bedenken. — Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bei den preußischen Vorposten an und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die östreich'sche Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten sie colonnenweise von allen Seiten in das preußische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln vom Schlafe aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen. —

Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer so schrecklichen Lage, wie die unter dem Schutze Friedrich's sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für die Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! die Oestreicher, gleichsam aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers! Viele Hunderte wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; Andere liefen halb nackt zu ihren Waffen. Die Wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen; ein Jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hand fiel und floh damit in Reih' und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr fast Tollkühnheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bei allen Soldaten aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks gewesen; selbst die besten, an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten, das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin Alles. Das Kriegsgeschrei verbreitete sich, wie ein Lauffeuer, durchs ganze preußische Lager; Alles stürzte aus den Zelten, und in einigen Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Theil der Infanterie und der Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter, einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feinde nun allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück, an mehren aber mußten sie der Uebermacht weichen. Der anbrechende Tag diente nicht, die Verwirrung zu mindern; denn ein dicker Nebel lag auf den streiten-

den Heeren. Die preußische Reiterei, von Seidlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Kürassierregiment von Schönaich warf allein die ganze Linie östreich'scher Infanterie über den Haufen und machte 500 Gefangene. — Das Dorf Hochkirch stand in Flammen und wurde dennoch von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitze desselben abzuhangen, daher Daun immer frische Truppen zum Angriff anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu bewirken; das Loos aller Uebrigen aber war Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an und schlugen den Feind wieder aus dem Dorfe. Hier war sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden nnd gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf; auch der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau wurde tödtlich verwundet. Die Preußen, von vorn und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die östreich'sche Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde; die östreich'sche Reiterei aber vernichtete wieder die Vortheile der Preußen. —

Der Nebel verzog sich endlich, und beide Heere übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Wahlplatz und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen, ihre Taktik zu brauchen und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oestreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bei Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden umherschwärmten. Daun, ungeachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht, eine Armee besiegt zu haben, die alle menschlichen Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht, mitten im Schlafe überfallen, dennoch so viele Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehrsten ihrer Heerführer verloren hatte und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrich's, als der Herzog von Ahremberg, der mit seinem starken Corps, unter Begünstigung des Nebels, dem Könige in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen und eine große preußische Batterie erobert. Dies

war aber auch die Grenze des Sieges. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorn und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen und machte nach einem fünfstündigen, verzweifelten Gefechte einen Rückzug, dem Nichts, als ein zweitausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zeugen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artilleriefeuer und durch Linien von Cavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belgern mit großen Zwischenräumen aufmarschirten, hinter denen sich die Infanterie formirte. Die östreich'sche Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören; überdies hatte Daun auch schon bei Kollin zu erkennen gegeben, sein Grundsatz sei, daß man einem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen müsse. —

Der Marsch Friedrich's ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den sogenannten Spitzbergen lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verloren, den kurzen Rock in der rauhen Jahrszeit zur Decke und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem größten Bedürfnisse der europäischen Heere. Ein neues Treffen in dieser Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht, und Jeder sich auf seine Faust verließ. Die Stellung des Königs war indessen so vortheilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trotz zu bieten, waren bei ihm so mannigfaltig, und seine Truppen, selbst in ihrem geschlagenen Zustande, noch so furchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. Die preußische Armee verlor an diesem unglücklichen Tage, nebst dem Gepäck, über 100 Kanonen und 9000 Mann, die Oestreicher 8000 Mann. —

Der König hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwei Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in Gefahr, gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde bei dem Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für Nichts zu achten. Nie zeigten sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte, wie in dieser Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhete. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungsgeschäfte besorgt und seine Staaten, so wie im Frieden, durch eigene Verordnungen beherrscht; der in gefahrvollen Stunden die Flöte spielt und gleich darauf die tief durchdachten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht französische Verse macht, Gesetze entwirft und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Lissa, der auf Schlesiens Feldern griechische Taktik durch Thaten lehrt und ein ungeheures Heer streitbarer Völker vernichtet; nicht dieser außerordentliche Mann ist dem Philoso-

phen, dem Geschichtsforscher, dem Denker so verehrungswürdig, als der bei Hochkirch überfallene, geschlagene, aber doch nicht besiegte König, der seine schlafenden Krieger zusammenrafft, sie einem tapfern und weit stärkern Feinde entgegenstellt, der, mit allen Vortheilen versehen, sich schon mitten im Lager befindet und selbst durch preußische Kugeln Preußen tödtet; der in diesen erschrecklichen Augenblicken seinen Busenfreund fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherrn verliert und nun, sich ganz allein überlassen, durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maßregeln ergreift, das Chaos seines Heeres mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umschafft, fünf Stunden lang kämpft und sich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieser verzweifelten Lage, ohne Kanonen, ohne Munition und Bagage, dem Feinde noch Furcht einflößt und gleich darauf fähig ist, entlegene, belagerte Festungen zu entsetzen. Ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.

Archenholz.

12. Andreas Hofer.

Wiederholt bestand Oestreich seit dem Jahre 1792 gegen Frankreich den Kampf für seine Selbständigkeit und Freiheit mit glorreicher Standhaftigkeit. Im Jahre 1805 aber, wo von neuem die gewaltigen Flammen des Krieges zwischen beiden Ländern emporgelodert, trat es Tyrol an Frankreich ab, und dies lieber, als jede andere Provinz, denn es kannte des Tyrolers Treue an dem alten Kaiserhause und erkaufte sich dafür den Frieden. Tyrol nämlich hing mit einer bewundernswürdigen Anhänglichkeit an dem Hause Habsburg; denn dieses, das mit sicherm Blick die Wichtigkeit dieser alten Hochwehr und Vormauer erkannt, hatte ihm seine uralte Verfassung, seine Privilegien, überhaupt Alles gelassen oder vielmehr Alles beim Alten gelassen, und das liebt der Tyroler; darum war er dem Kaiser Franz in unsäglicher Treue ergeben und dachte immer mit einer sehnsuchtsvollen Wehmuth an das östreichische Kaiserhaus. Napoleon aber und Baiern, dem Tyrol zugefallen war, machten Neuerungen und Aenderungen im Lande, tasteten die Kirche und ihre Priester an und machten größere Auflagen, und die Tyroler, die das Altherkömmliche lieben, glaubten ihre Volksthümlichkeit, ihr Tyrolerthum bedroht. Das war der größte Grund von der Unzufriedenheit mit der neuen Herrschaft und der bewundernswürdigen Anhänglichkeit an die alte. Viele wanderten aus, die Meisten verschlossen still den Schmerz in ihren Herzen und glaubten an die Zukunft, an einen Krieg, der das ändern müsse. Und wirklich schlug im Jahre 1809 die Kriegsflamme zwischen Oestreich und Frankreich wieder empor. Die Tyroler aber mit dem großen Schmerze und den feurigen Schlägen in der Brust, glaubten, die Stunde der Befreiung und Rettung müsse für

immer gekommen sein, und sie redeten viel unter einander und meinten ihr altes Recht auf eigene Faust sich selbst wieder zu verdienen. Noch ehe sie recht wußten, was und wie zu handeln sei, gingen Abgeordnete nach Wien, um Oestreich zum Beistande zu bewegen; und der Erzherzog Johann, der der Götze des Tyroler Volks war, willigte in den Aufstand und versprach Rettung und Beistand. Unter diesen Abgeordneten, die nach Wien gingen, war auch der Gastwirth am Sand, Andreas Hofer, bei St. Bernhard im Passeyr am 22ten November 1767 geboren, aus einem Geschlechte, das von gutem, altem Herkommen war und bei den Landleuten einen guten Klang hatte. Er war von hoher herkulischer Gestalt und trug einen schönen schwarzen Bart, der bis an den Gürtel reichte; im ganzen Etschlande war er um seiner anerkannten Rechtlichkeit und seiner Liebe zum Alterhergebrachten ungemein geliebt, und sein Herz, das sonst ruhig fortschlug, stand in vollen Flammen, wenn das Recht und die Satzungen der Väter, religiöse Gegenstände, oder die über Alles theuere, heimathliche Erde geschmälert oder gelästert wurden. In einer Seele voll schmuckloser Einfalt und frommer Treue trug er eine unduldsame Vaterlandsliebe und einen hohen Nationalstolz; er haßte alle Feinde der Freiheit und seines Vaterlandes, und darum haßte er nicht blos die Franzosen und die Baiern, sondern auch den Adel. Und dieser Andreas Hofer war unter den Verschwornen zur Rettung seines Vaterlandes, und er kehrte von Wien zurück mit gutem Muthe und sagte zu seinen Brüdern: »Wohlan, man wird uns helfen!« Die Zahl der Verschwornen war aber schon sechshundert, und die ganze große Zahl hielt das Geheimniß mehrere Monate verschlossen in der Brust! Aber diesem Volke ist der Gesammtwille der theuerste und höchste, es stehen Alle für Einen, und Einer für Alle, und darum bewahrten sie so lange ein Geheimniß; sie hätten es Jahre gekonnt. Es war aber die Nacht auf den 9ten April des Jahres 1809 gekommen, als unaufhörliche Freudensalven aus Mörsern, Böllern und Stutzen, Sturmglocken aus den Thälern und von den Höhen und Wachtfeuer auf den höchsten Bergen, die weithin am Himmel leuchteten, die Morgenröthe der Erlösung verkündigten; in den Wellen des vaterländischen Inn sah man hier Mehl, dort Blut, dort wieder ein Brett mit einem kleinen rothen Fähnlein schwimmen, zum Zeichen, daß es Zeit sei, und Weiber und Kinder trugen Zettel umher: »S'ist Zeit!« Hofer war aber der Hauptmann des Passeyer Aufstandes, er war das Haupt der ganzen Verschwörung. Und als der Morgen des 10ten April gekommen, brachen Hofer und seine Tyroler mit ihrem Ingrimm in der Brust hervor aus den Gründen von allen Seiten auf die ungewissen, überraschten, erstaunten fremden Truppen; von allen Bergen rollten Felsstücke und Baumstämme, hinter den Klippen und aus den Klüften, Hecken

und Hütten pfiffen die Kugeln. Die wenigen Feinde, welche dem Todesstreiche entkommen waren, flohen in hastiger Eile nach Innsbruck und der Felsenburg Kufstein; Innsbruck wurde aber erstürmt, Kufstein belagert, und binnen wenigen Tagen war das Land wiedergewonnen von der neuen Herrschaft. Viele Tausende wurden gefangen und unermeßliches Heergeräth kam in die Hände der Sieger. Das war die glorreiche blutige Arbeit der Tyroler Landleute im Frühjahr 1809, eines Volks, das hart ist, wie seine heimathliche Erde, und fest und unerschütterlich, wie seine Felsen. Das hatte die Macht der Idee gethan, die Allgewalt eines gereizten Volkes, was sich mit eigner, gesammter Hand sein Recht und seine Freiheit wieder verdienen wollte. Diese That aber der Tyroler und Vorarlberger ist unstreitig eine der glänzendsten in dem ganzen blutigen Epos während der napoleonischen Weltherrschaft, eine der glänzendsten in der ganzen alten und neuen Zeit; sie wird eben so neben der viertägigen Blutarbeit in den Ebenen von Leipzig, wie neben der glorreichen Selbstaufopferung jener 300 Spartaner bei den Thermopylen fortstrahlen in ewige Zeiten. Oestreich hatte dabei gar wenig gethan; Hofer allein hatte die ganze Insurrection geleitet; ein Theil des achten Armeecorps war gemächlich nach Tyrol gekommen und hatte den Aufstand nur jämmerlich unterstützt, und als die blutige Schlacht bei Wagram geschlagen und verloren worden war, zogen die Oestreicher sich in stürmischer Eile zurück zur Rettung ihrer Hauptstadt. Tyrol war verlassen, hatte sich aber selbst noch nicht aufgegeben. Hofer hatte in seiner Brust einen erschütternden Schmerz über dieses Unglück des Vaterlandes, den tödtlichen Gram eines getäuschten Freundes der Freiheit, aber immer auch noch seine feurigen Schläge. Als daher die ungezählten Massen der Franzosen, die glorreichen Sieger in der Schlacht bei Wagram, über Salzburg heranzogen, und der Marschall Lefevre nach Tyrol vordrang, und die Baiern schon wieder Innsbruck besetzt hielten, als die Freiheit wieder in Gefahr war, kamen Hofer und seine Tyroler mit den unsäglichen Schmerzen, aber auch dem immer guten Muthe in den Herzen, wieder herunter von ihren Bergen, griffen kräftiger zu den Waffen und erneuerten den Kampf mit größerer Kühnheit und Wuth; in ihre Schluchten und Berge lockten sie die Feinde, stürzten Felsblöcke auf sie herab, und es war, als fielen die Berge über sie her, und bedeckten sie die Hügel. Hofer nahm von neuem Innsbruck und ward Obercommandant von Tyrol. Das Land war abermals rein von den Feinden. Darauf verschlossen Hofer und seine Tyroler alle Zugänge zum Thal, verherten die Landstraßen, brachen die Brücken ab und stellten sich ringsum auf ihre Felsen und Berge. Oestreich aber schloß den Wiener Frieden, worin Tyrol wieder Baiern zugesprochen wurde, und der Erzherzog Johann von Oestreich sprach zu ihnen: »Kaiser Franz wünscht, daß ihr euch ruhig verhalten und euch nicht

zwecklos aufopfern möget!« Die Tyroler waren ruhig, aber fürchteten die Rache und Willkür der Feinde; und als sich daher die Feinde in ungeheuren Massen abermals über das verlassene und wehrlose Land ergossen, rief Hofer in dieser Noth seine Tyroler an und setzte trotz aller Entmuthigung den Krieg fort. Drei Tage lang vertheidigte er einen Paß am Passeyr mit 600 Mann gegen 18,000 Feinde, zog sich von Schlucht zu Schlucht und von Felsen zu Felsen; es wurden seiner Getreuen aber immer weniger, und sie unterlagen bald der Uebermacht der Feinde. Das war aber das Unglück und der Ruhm der Tyroler im Jahre 1809. Hofer zog sich mit blutendem Herzen zurück auf die unwirthbaren Alpen in die Schneewelt einer einsamen Sennhütte, wo kaum eines Menschen Fuß hinkam, etwa 4 starke Stunden ob seinem Wirthshause und weinte um sein unglückliches Vaterland. Nur sein Weib und seine Getreuesten kamen zu ihm und brachten ihm Speise; die Mehrzahl glaubte ihn in Wien oder in Ungarn, die Wenigsten in Tyrol selbst verborgen. Viele geheime Boten, selbst von der Kaiserburg in Wien, kamen zu seiner traurigen Wohnstätte, ihn zur Flucht zu verleiten; doch er gehorchte nicht, und selbst als man ihm sagte, sein Aufenthalt sei verrathen, er müsse weiter fliehen, meinte er: »kein Tyroler wird mich verrathen!« Durch Versprechungen aber und Todesangst dahingebracht, verrieth der Tyroler Staffel den Aufenthalt Hofer's und wurde selbst Wegweiser der Abtheilung französischer Truppen, die ihn gefangen nehmen sollte. Am frühen Morgen des 20sten Januars, da die Sonne noch nicht am Himmel stand, und ringsum dunkle Nacht war, umstellten die französischen Bajonette die Sennhütte. Hofer mit dem Gewehr in der Hand öffnete selbst die Thür und antwortete, gefragt, wer er sei, unerschrocken: »Ich bin Andreas Hofer, mein Schicksal ist in euren Händen, schont mein Weib und meine Kinder!« Er wurde in Ketten gelegt und — sein zwölfjähriger Sohn, sein Adjutant, ein Student aus Innsbruck, waren bei ihm — durch lange Reihen von Truppen hinab gen Botzen gebracht, da einige Tage festgehalten und darauf nach Mantua abgeführt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Stimmen darin waren getheilt, die wenigsten verlangten seinen Tod, zwei selbst seine völlige Freilassung; ihn vertheidigte mit vielem Geschick ein junger, talentvoller Advokat, Baseva. Da kam aus Mailand die telegraphische Nachricht, den Tod binnen 24 Stunden an ihm zu vollziehen. Hofer hatte das Todesurtheil nicht erwartet, aber er hörte es an mit dem Muthe eines Mannes. Schlag eilf Uhr den 20. Februar des Jahres 1810 ertönte der Generalmarsch; ein Grenadierbataillon rüstete sich; Hofer wurde abgeholt aus seinem Gefängnisse. Und er schritt vor dem Molinathor vorbei zu seinem Tode; darin wurden die meisten Tyroler in Haft gehalten, die lagen aber alle auf den Knien, beteten und weinten

laut; andere, die in der Festung frei herum gingen, waren alle auf seinem Wege nah' oder fern, legten Trauer an und riefen um seinen letzten Segen; das ergriff alle Herzen. Auf einer breiten Bastion unweit des Cernsethores war die Todesstelle; man war dahin gekommen, 12 Grenadiere traten vor und Hofer in die Mitte; der Tambour reichte ihm das weiße Tuch; er wies es aber zurück; man erinnerte ihn, sich auf die Knie niederzulassen, und er sagte: »Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich ihm meinen Geist wiedergeben. Schießt gut!« sprach er noch zu dem befehlenden Corporal, indem er ihm ein Geldstück zuwarf, und rief darauf mit fester Stimme: »Feuer!« Die ersten sechs Schüsse hatten ihn blos schwer verwundet; er sank in die Knie; noch sechs fielen, und er kämpfte noch immer mit dem Tode; da hielt ihm der commandirende Corporal den Lauf hart an den Kopf und machte durch den dreizehnten Schuß seinem Leben ein Ende. Die Grenadiere aber begruben ihn wie einen Helden, bedeckten ihm das Haupt mit seinem Hute und trugen ihn auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre in die Kirche zu St. Michael. Hier wurde die Leiche ausgestellt, und Grenadiere thaten die Ehrenwache dabei. Darauf wurde sie zur Erde bestattet. Der Ort seines Todes aber ist seinen Landsleuten heilig, und in jeglicher Hütte durch das ganze Land hängt sein Bildniß; denn er ist der Tell der Tyroler.

Burckhardt.

II. Beschreibende Prosa.

1. Der Hamster.

Der Hamster bildet, indem er sich durch seinen Winterschlaf dem Murmelthiere und den Haselmäusen nähert, hingegen durch seine sonst dem Affengeschlecht eigenen Backentaschen von jenem und andern Mäusegattungen entfernt, eine Zwischensippschaft. Alle seine einzelnen Theile: Kopf, Hals und Rumpf sind kurz und dick; der schlecht behaarte Schwanz ist gleichfalls kurz; die Füße sind niedrig und massiv, so daß das Thierchen mit dem Bauche beinahe die Erde berührt, und dieses Alles giebt ihm das Totalaussehen einer größern Maus, deren ganze Körperlänge,

ohne den zwei Zoll messenden Schwanz, nicht mehr als zehn, höchstens zwölf Zoll, und deren Höhe nur drei, höchstens vier Zoll beträgt. Die Backen sind mit einer weiten Haut überzogen, unter welcher inwendig im Maule zu jeder Seite eine drüsige Backentasche gebildet wird. Diese Backen sowohl, als die gespaltene Schnauze, welche die obern Vorderzähne erblicken läßt, und auch die schwarzbraunen, stark hervorliegenden Augen sind mit schwarzen Borsten besetzt. Der Pelz ist bunter oder mehr gefleckt, als der aller übrigen Mäusearten und sehr brauchbar. An dem Kopfe sind Schnauze und Ohren rein weiß. Die Umgebung der Schenkel sind fuchsroth. Von der Stirne an breitet sich über den Rücken eine hasengraue Decke aus, und den ganzen Unterleib überzieht ein tiefes Schwarz, welches wir unter allen Jagdthieren nur noch einzig an dem Dachse wahrnehmen. Weiße, wie mit Handschuhen bekleidete Füße, von welchen die vorderen nur einen sehr unvollkommenen Daumenzehen, mithin nur vier, die hintern aber fünf vollkommene Zehen haben, vollenden endlich das Buntscheckige und den Farbenwechsel. Man findet aber auch nicht selten ganz schwarze, weiße, gelbe und gescheckte Spielarten. Die ersteren bemerkte Pallas in Rußland sehr häufig. Dieser Pelzrock ist zwar dicht behaart, es befinden sich jedoch auf demselben zu beiden Seiten des Rückens regelmäßig zwei kurz und steif behaarte Flecke, sogenannte Borstenflecke, die den Werth des Balges mindern.

Wenn auch das Kleid den Hamster empfiehlt, so werden doch seine Sitten ihm wenig Freunde verschaffen. Die Munterkeit und das possirliche Wesen, welche das Eichhorn, das Murmelthier und auch die Haselmäuse, mit Einschluß des Siebenschläfers, beliebt machen, und leichte Zähmung, sucht man vergebens bei ihm. Er ist und bleibt menschenscheu, finster, flieht das Tageslicht, zernagt Alles und vergräbt oder verkriecht sich alsbald, wenn seine Umgebung es erlaubt. Bei seiner großen Vermehrung ist der Hamster doch eines der ungeselligsten Thiere, der streitsüchtigste Raufer, der mit seinen nächsten Anverwandten in unversöhnlicher Feindschaft, mit seinen Geschlechtsverwandten und kleineren Thieren im ewigen und blutigen Kriege lebt. Er ist muthig genug, überlegene Feinde anzufallen und sich mit ihnen zu messen. Hunde, welche den Hamster anfallen und den Kampf zu bestehen noch nicht gelernt haben, schlägt er oft mit Knurren und aufgeblasenen Backen ritterlicher in die Flucht, als der Fuchs; Pferde, welche ihm in den Weg kommen, oder von deren Reitern er gereizt wird, fällt er an und springt ihnen nach dem Kopfe, und selbst Menschen mögen bei dem Ausgraben eines Hamsters sich mehr wahren, als bei dem Graben eines Fuchses oder Dachses. Dieser Muth ist ihm aber auch zu seiner Erhaltung nöthig, denn er besitzt nicht Geschwindigkeit genug, um zu fliehen, und ist an eine Höhle festgebannt, die ihm nicht Sicherheit genug darbietet,

vielmehr leicht erspähet und mit Verlust seines Lebens zerstört werden kann.

Durch seine Industrie macht sich der Hamster am meisten und bei weitem mehr, als durch seine unfeine Lebensart, verhaßt. Seine weiten Backentaschen trägt er blos als Transportwerkzeug, um sich zu verproviantiren. Jede faßt 2 bis 3 Loth Körner oder Gesäme, und er versteht es meisterlich, sie vollzupacken und wieder mit seinen Vorderpfoten zu entladen. Durch diese Backentaschen bringt er die bedeutendsten Getreide-Vorräthe in seine unterirdischen Magazine, die ihn im Herbste und Frühjahr nähren. Nur bei einem gewissen Wärmegrade und bei Entfernung der atmosphärischen Luft beginnt der Winterschlaf, der einem vollkommenen Scheintode ähnlich ist. Die meisten Lebensfunctionen, Bewegung, Verdauung, Absonderungen u. s. w. hören auf, nur, wie sich von selbst versteht, die Respiration und der damit in Verbindung stehende Kreislauf des Blutes nicht ganz. Der Hamster verrammelt, wie das Murmelthier, ganz dicht und fest alle Eingänge zu seinem unterirdischen Schlafgemach, das rund von der Form einer ausgebreiteten Ochsenblase und mit dem feinsten, weichem, zerbissenem Stroh ausgefüttert ist. Er sichert darauf seine Kornkammer, indem er sie tiefer legt, und zehrt nun seinen Vorrath bis zur Hälfte oder zwei Drittheile auf, wodurch er sehr fett wird. Nach 6 bis 8 Wochen verfällt er aus seinem gewöhnlichen Schlafe, wobei er sich kugelförmig zusammenrollt und auf die Seite legt, in den Todesschlaf, woraus er erst im Monate März allmählig wieder erwacht. In diesem Zustande kann man ihn kneipen, verwunden, tödten und seciren, ohne daß er eine Empfindung des Schmerzes und etwas Anderes, als Muskelreizbarkeit äußert. Nach seinem Erwachen zehrt er den übrig gebliebenen Rest seines Vorraths auf, den er durch das Abbeißen der Keime gegen das Aufkeimen gesichert hat.

Sein Magazin besteht größtentheils aus Sommerfrüchten, da er erst spät einzutragen anfängt, besonders aus Hafer, Erbsen, Linsen, Bohnen, Leinknoten u. s. w., wovon er oft mehr als einen Zentner schwer zusammenträgt und in der Zeitfolge ordentlich zusammenschichtet, wie diese Getreidearten zeitigen. Er nährt sich hiervon jedoch nicht allein, sondern auch von andern: von Wintergetreide, Weizen, Roggen, Spelz, von grünen Kräutern, Gräsern und ihrem Gesäme, von Wurzeln, Knollenfrüchten, Obst und dergleichen. Ja, seine Gefräßigkeit macht ihm auch animalische Nahrung lieb; er verzehrt Würmer, Insecten, Frösche und macht Jagd auf Feldmäuse, Vögel, junge Wachteln, Feldhühner und junge Hasen. Seiner Nahrung geht er in der stillen Morgen- und Abend-Dämmerung, oft auch am Tage, wenn er sich sicher glaubt, nach, und ist mithin kein Nachtwandler, wie die übrigen Jagdthiere.

Bei seiner weiten Verbreitung in kalten, warmen und gemä-

ßigten Zonen, in Ungarn, Polen, Böhmen, Rußland, Spanien und Deutschland, wählt er sich seinen Aufenthalt nie in Wäldern, sondern immer in Feldern, wo der Boden weder sandig, thonig, noch steinig, sondern milde, fruchtbar und seinem Minirwesen günstig ist. Er findet sich daher in Deutschland nicht allenthalben vor; er bewohnt hier nur einige Gegenden von Preußen, Sachsen, Schlesien, Franken, Thüringen, Oesterreich, Baiern und Schwaben. Er legt für den Sommer eine Villa von leichterer Bauart, nur 2 bis 4 Fuß tief, für den Winter ein wärmeres Quartier von 5 bis 10 Fuß Tiefe an. Diese Baue sind gewöhnlich mit zwei Röhren versehen, mit einer schräg auslaufenden, das Schlupfloch genannt, die zum Ausgang dient, und einer senkrecht einfallenden, welche das Fallloch heißt und zum Eingang gebraucht wird. Ein junger genügsamer Hamster hat in seinem Bau zwei Kammern oder Kessel, ein alter Rammler legt sich deren drei bis vier an. Die eine Kammer, welche auf die angegebene Weise ausgetäfelt ist, dient zum gewöhnlichen Wohngemach, die übrigen werden zu Speisekammern benutzt. Die weiblichen Hamster legen ihre Baue tiefer an, versehen sie mit mehreren Falllöchern und wenigen Kammern, weßwegen sie auch schwerer zu graben sind und von den Hamstergräbern übergangen werden. Das Weibchen schläft, da es tiefer liegt, einige Wochen länger, denn man trifft zuerst die Männchen an. Kann der Hamster seine Baue unter freistehenden Bäumen oder Sträuchern anlegen, so wählt er solche vorzugsweise zu seinem Schutze.

In der Regel lebt nur Ein Hamster misantropisch in einem Baue. Das Weibchen wirft 6, 12 bis 18 Junge, die 3 bis 4 Wochen gesäugt werden und alsdann ihre eigene Oeconomie im neu erbaueten Hause anfangen müssen. Die weiblichen Kinder werfen noch im nämlichen Sommer, und nun erwäge man die ungeheure zur Landplage werdende Fortpflanzung, die sich aus folgenden Thatsachen ergiebt. In dem Amte Gotha grub man in einem Herbste 30,000, bei Quedlinburg 100,000 und in der Umgebung von Weißenfels 12,000 Stück.

Wenn gleich Füchse, Hunde, Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel, Eulen und Falken ihre Feinde sind, so können doch diese ihrer Vermehrung keinen bedeutenden Abbruch thun. Der Mensch muß daher, will er seine Ernte und seine Existenz nicht gefährdet sehen, dieser übergroßen Vermehrung mit Anstrengung Schranken setzen. In Gegenden, wo viele Hamster wirthschaften, giebt es eigene Hamstergräber, wie an vielen Orten Maulwurfsfänger, welche sich der Hamstervertilgung gegen ein bestimmtes Fanggeld, gegen Zurückbehaltung des Hamsterbalgs und der in seiner Höhle vorgefundenen Getreidevorräthe unterziehen. Zur Gewinnung der letztern geben an vielen Orten sich arme Leute von freien Stücken mit dem Hamstergraben ab. Damit nun diesen, wie jenen, durch die gänzliche Hamsterausrottung die Ernte nicht ausbleibe, so

suchen sie durch Ueberhalten eines angemessenen Mutterwildstandes das Aussterben zu verhüten.

Zur Hamstervertilgung wendet man das Ausgraben mit eigenen Werkzeugen, das Ausgießen mit Wasser, wenn solches in der Nähe ist, das Ausdampfen mit Schwefel, mittelst einer zu diesem Behufe erfundenen Maschine, und endlich das Vergiften an.

Wie viel der Hamster schadet, wurde bereits bei Angabe seiner Nahrung und Fortpflanzung erwähnt. Sein weniger Nutzen leistet für den Schaden keinen Ersatz. Sein Mäusefangen ist von keinem Belang. Nur sein Pelzwerk zahlt das unbedeutendste Schmerzengeld. Jenes ist schön und dauerhaft, aber nicht sehr gesucht und dabei sehr wohlfeil. Die bessern Hamsterbälge, hauptsächlich von den Alten, werden ausgesucht, der schlecht behaarte Theil des Bauches wird bis auf einen schmalen Streifen zu beiden Seiten hinweggeschnitten, die Ohren und die Borstenflecke werden ausgemerzt, vernähet unb alsdann werden die auf diese Weise zu gut gemachten Bälge von dem Kürschner schockweise zusammen gesetzt. Zwei Schock oder 120 Stück machen einen sogenannten Sack aus, der im Handel 4 bis 6 Thaler kostet.

Wilmsen.

2. Das Kamel.

Auf jeder Seite des großen Buches der Natur steht mit Flammenschrift ihre mütterliche Fürsorge für den Menschen, ihren Liebling, geschrieben. Selbst da, wo durch die Bildung unsers Erdballs kaum ein Hauch des Lebens übrig zu sein scheint, ließ sie Hülfsmittel zum Fortkommen des Menschen und zu seiner Bequemlichkeit entstehen. Nicht genug, ihm jene Oasen als einzelne fruchtbare Erhaltungspunkte auf den glühenden Einöden Lybiens dargeboten zu haben, schuf sie ihm eigene lebendige Frachtschiffe, um diese furchtbaren Sandmeere zu übersegeln. Ruhig und sicher durchkreuzt er auf dem Kamele diese monotonen, leblosen Wüsten. Das Kamel verbindet, wie auf dem weiten Ocean das Segel, den Handelsmann von Marokko mit dem fast dreihundert Meilen entfernten Guinea.

Ein zu dieser wichtigen Bestimmung von der Natur eigens ausgerüstetes Thier verdient sicher vorzugsweise unsre Aufmerksamkeit; nur eine von Pflanzen lebende, daher sanfte, nachgiebige, gelehrige, fest und dauerhaft gebauete Thierart konnte zu dieser Sclaven-Arbeit passen. Das stolze Pferd, der trägere Esel, oder der störrische Ochse würden nicht zu diesem anhaltenden Dienste sich eignen; auch erfordern fast alle diese Thiere viel Nahrung und öfteres Trinken.

Das Kamel und der Dromedar treten, wenn gleich durch die Anzahl ihrer Höcker, dem ersten Anblick nach, beträchtlich verschieden, dennoch einander so nahe, daß sie für eine einzige Thierart zu halten sind. Das Kamel ist ein starkes Gebäu

auf hohen Beinen. Der kleine Kopf auf dem langen Halse, die längliche Schnauze mit der hasenförmig gespaltenen, überhangenden Lefze, geben bei dem Buckel, bei dem zottigen Haarwuchs und den übelgestalteten Beinen dem Ganzen nichts weniger als ein einnehmendes Ansehen. Der Fuß ist aber trefflich für jene Sandwüsten eingerichtet; an dem runden Ballen, der mit einer nachgebenden, weichen, schwieligen Haut gepolstert ist, treten zuletzt zwei kleine Klauen, oder vielmehr Hufe, hervor; hierdurch ist der Fuß also nur wenig gespalten, erhält aber dennoch durch jene Klauen größere Festigkeit im Tritt, greift fester in den Boden ein. Hätte die Natur dem Kamele die Sohle ganz mit gespaltenem Hufe versehen, also mit Horn überzogen, wie z. B. bei der Antilope, dann würde wahrscheinlich dieses Horn, dauernd gegen den glühenden Kieselsand der Wüsten gerieben, bald wie verbrannt zerfallen; bildete hingegen die untere Sohle kein rundes Ganzes, und wäre sie nicht mit weicher Schwiele versehen, so würde das Kamel den oft durchaus aus kleinen abgerundeten Kieseln bestehenden Boden nicht hinreichend eindrücken, und sein Gang wäre also minder sicher.

Auch die Höhe der Beine ist für dieses Erdreich sehr zweckmäßig. Oftmals sinkt das an sich selbst schwere und überdies belastete Thier in den nachgebenden Sand zwei Fuß tief hinein; ohne jene, freilich dem Auge nicht angenehme Höhe der Beine würde der Bauch selbst bis auf den Boden sinken, und das Kamel nicht vermögen, sich wieder in die Höhe zu arbeiten.

Bei solchen Anstrengungen mag ihm dann auch, wie Golberry glaubt, der lange Hals gleich einem Hebel dienen, vermöge dessen er sich im Gleichgewicht erhält; ja man möchte behaupten, daß das Thier sich durch gehöriges Hinlehnen und Vorstrecken des Kopfes an dem langen Halse einen stärkern Schwung zum Emporkommen zu geben im Stande sei.

Nicht minder wichtig sind dann die schwieligen Polster, von denen sich an den Vorderfüßen vier, und zwei an den Hinterfüßen finden, nämlich an den Gelenken des Ellbogens und des Knie's der Vorderbeine, in der Gegend der Kniescheibe und hinten an den Kniekehlen; freilich geben sie dem Kamele ein widriges Ansehen. Ein ähnliches hartes, aber großes schwieliges Polster bedeckt auch vorn die Brust. Diese Einrichtung ist dem großen, schweren Thiere beim Niederlegen fast unumgänglich nothwendig. Das Kamel legt sich nicht, wie das Pferd oder das Rindvieh, auf die Seite, sondern es huckt nieder und zieht die Beine unter sich; aber nur durch jene Einrichtung kann es, ohne sich zu verletzen, niederhucken, da beim Mangel dieser Schwielen der Sturz zur Erde dem unbehülflichen Thiere von üblen Folgen sein würde. Freilich mag die Erziehung hierzu viel beitragen; denn wir kennen das wilde Kamel, welches in Heerden in der großen Tatarei unfern der Wüste Gobi und in

derselben umherzieht, nicht hinreichend. So weit uns die beiden Kamel-Racen bekannt sind, ist jene Einrichtung dem Thiere eben so wohlthätig, als seinem Herrn.

Die innere Bildung des Kamels spricht noch lauter den Zweck seines Daseins aus. Wie jedem andern wiederkäuenden Thiere theilte ihm die Natur einen vierfachen Magen mit; allein seinem Magen ist noch eine fünfte Abtheilung von so geräumiger Weite angehängt, daß sie noch eine große Quantität Wassers enthalten kann. Durch ein ihm eigenes Zusammenziehen der Muskeln vermag das Thier das in dieser großen Höhlung eingesammelte Wasser in die vorhergehenden übrigen Magen zurückzudrängen. Und bewundernswerth ist es, daß das in diesen Magen eingenommene Wasser sich sehr viele Tage hindurch frisch erhält. — Daneben gab die Natur dem Thiere die größte Genügsamkeit in Bezug auf seine Speise; die schlechtesten Pflanzen, die dürrsten Dornen und Disteln sind ihm, selbst in geringer Quantität, zu seinem Unterhalte hinreichend. Ist daher die von der Sonne verbrannte Distel und Heide der Wüste in jenen ersten Magen völlig durch Trockniß versteinert, hat der Himmel diesen Wüsten stiefmütterlich seit langer Zeit jede Feuchtigkeit versagt: dann zwingt die wunderbare innere Mechanik des Thieres das zuvor in jenem letzten großen Behälter aufbewahrte Wasser in die Höhe, jenes vertrocknete Kräuterwerk wird getränkt, erweicht und in einen Brei verwandelt zum eigentlichen Gebrauch der thierischen Oekonomie. Dieser Brei dringt nun in das Gedärme, wo dann die feinern Flocken der Eingeweide die Nahrungsmilch daraus zu ziehen im Stande sind.

Zu diesen körperlichen Eigenschaften denke man sich nun die Sanftmuth, das Nachgeben und die Gelehrigkeit des Kamels.

Diese Eigenschaften verstand denn der Alles seinem Nutzen unterwerfende Mensch bereits seit Jahrtausenden auf die für ihn vortheilhafteste Art zu benutzen. Schon von der zartesten Jugend an macht er das gutmüthige Thier auf das widernatürlichste zum leidenden Sclaven. Kaum einen Monat alt wird das junge Kamel von seiner Mutter getrennt. Man theilt ihm dann nur spärlich seine Milch zu und zwingt es zur Enthaltsamkeit. Bald darauf beugt man ihm die Beine unter den Leib und gewöhnt es dadurch zu derjenigen Stellung, die das Thier annehmen muß, wenn es beladen werden soll. Den Körper bedeckt man mit einem Teppich und dem Stück eines Zeltes, so daß ihm nur allein der Kopf und der Hals frei bleiben, und läßt am Rande dieser Decken mehrere schwere Gewichte herab hangen, um ihm das Aufstehen unmöglich zu machen. Vier Monate hindurch dauert diese grausame Stellung. Nach dieser Zeit erlaubt man den jungen Kamelen zwar, sich öfter aufzurichten und umherzugehen, allein nur in ihren eigenen Hürden. In diese kommen die Kinder der Mauren von etwa 9 — 10 Jahren täglich zwei-

mal, um ihnen Futter, nämlich Kamelsmilch, mit Wasser verdünnt, zu bringen. Allein auch diese ärmliche Nahrung wird den Thieren nur bedingungsweise zu Theil. Die jungen Mauren, in der einen Hand die Schale mit Milch, in der andern eine Ruthe, schlagen die Kamele an die Beine, und diese sind gescheidt genug, diesem Zeichen zum Niederkauern sofort zu gehorchen. Nur erst in dieser Stellung wird ihnen die Milch gereicht. Wie würde es auch sonst dem Menschen gelingen, dies hochbeinige Thier zu beladen und die Waaren auf ihm zu befestigen!

Zu gleicher Zeit gewöhnt man das willfährige Thier, sich mit schwerer Ladung belasten zu lassen und zwar stets in zunehmender Proportion. Auf diese Weise bringt man es endlich dahin, daß die ausgewachsenen Kamele bis auf 12 Centner, ja bis auf 1500 Pfund fortzutragen vermögen, wahre Frachtwagen, oder, wie die Araber sagen, Frachtschiffe der Sandmeere. Es kommt jedoch viel darauf an, daß das Gewicht mit den Jahren und Kräften des Kamels im Verhältniß stehe. Das Thier wird nur erst nach dem fünften, mindestens dem vierten Jahre, als Lastthier benutzt und zwar sodann mit großer Schonung; denn nur im sechsten Jahre sieht man es für volljährig an und giebt ihm die ganze Ladung. Ein Kamel, welches von den betrügerischen Mauren für ein achtjähriges verkauft war, kam, da es mehrere Jahre jünger war, deßhalb um, weil man ihm eine zu schwere Ladung, wenn gleich nur 10 Centner, aufbürdete. Auch fühlen die meisten Kamele genau die Schwere ihrer Ladung; legt man ihnen zu viel auf, so erheben sie sich nicht ohne große Anstrengung, ja sie versagen das Aufstehen wohl gänzlich.

Die Mauren, sagt Golberry, verstehen sich genau auf die Jahre der Kamele, allein sie lehren diese Zeichen keinem Fremden. Am schwersten ist es, ein vier- oder fünfjähriges von einem achtjährigen zu unterscheiden; vor und nach diesen Jahren entdeckt man ihr Alter leichter.

Das Kamel hat einen dreifachen, ja vierfachen Gang. Außer dem Schritt, dem Trott und dem Galopp bewegt es sich noch im Paß, indem es beide Beine der einen Seite zugleich aufhebt, und dieser Paß ist sein gewöhnlicher Gang; begreiflich fällt es also bei diesem Gange stets von der ganzen einen Seite auf die andere. Jede Art des Ganges ist bei diesem hochbeinigen und schweren Thiere ungleich ermüdender und angreifender, als bei dem Pferde. Pallas war kaum im Stande, den Trott des Kamels auszuhalten, und Golberry (Beide waren des Reitens sehr gewohnt) sagt, daß er es durchaus nicht vermocht habe, länger als eine Viertelstunde diesen Gang zu ertragen; um sich auszuruhen, setzte er sich auf ein arabisches Pferd. Der unglückliche Brisson wäre fast ein Opfer dieses Ritts geworden; sein Blut rieselte längs den Seiten des Kamels hinab, denn er war dabei

nackt. Der Galopp ist freilich am erträglichsten für den Reiter, allein das Thier hält diese Anstrengung nicht sehr lange aus.

Bei dem gewöhnlichen Schritt legt das beladene Thier täglich etwa 7 Meilen zurück. Am Abend nimmt man ihm die Bürde nicht ab, sondern man schnallt sie nur, wenn die Thiere sich auf die Knie niedergelegt haben, zu beiden Seiten los, oder man führt sie mit ihrer Last auf die Weide, das heißt gewöhnlich an einen Platz, auf welchem etwas Grünes wächst, wären es auch nur die härtesten Disteln. Bei diesem schweren Dienste bedarf es aber nicht, wie bei unsern Lastthieren, der Peitsche oder des Sporns. Nur allein durch den Gesang des Kameltreibers wird das Thier ermuntert; es liebt nämlich ganz vorzüglich Musik und obgleich hierzu oft Instrumente gebraucht werden, so horcht das Thier doch weit eher auf den menschlichen Gesang, als auf irgend ein musikalisches Instrument.

Die hier angegebene Geschwindigkeit des Kamels ist indeß nur die gewöhnliche. Mit den sogenannten Post-Kamelen, deren sich besonders die Araber und Mauren bei einem Ueberfall der Karavanen oder der Feinde, wie auch bei ihrer Flucht vor letztern bedienen, sieht es viel anders aus. In solchen Fällen, da dann gewöhnlich zwei Mauren mit geringem Gepäcke auf einem Kamele reiten, läuft es im Trott und macht täglich weit über 30 deutsche Meilen, und diese erstaunliche Bewegung hält das schwerfällige Thier oft gegen fünf Tage lang aus. Wie weit steht hiergegen selbst das beste arabische oder englische Pferd auf die Dauer zurück! Hierdurch allein ist der Araber im Stande, wirklicher Land-Corsar zu sein. Er fällt mit unbegreiflicher Kühnheit Karavanen oft von tausend und mehr Menschen, Kamelen und Pferden an, die, da sie in weiter Ferne von irgend einem menschlichen Wesen zu sein glauben konnten, bei Nacht ruhig in der öden Sandwüste schlafen; er plündert, raubt und tödtet, was er vermag, und entzieht sich mit unglaublicher Geschwindigkeit dem weit mächtigern Feinde.

Ist es indeß auf wirklich feindlichen Angriff und Krieg abgesehen, dann ist das Kamel selbst in dieser Lage von großer Wichtigkeit. Diese sonst so sanftmüthigen Thiere zeigen im Treffen außerordentlichen Muth; sie stürzen sich mit Muth auf die Dromedare der Feinde, beißen und reißen ihnen ganze Stücke aus dem Leibe, und es soll schwer sein, ihnen dann Einhalt zu thun. Brisson hat selbst einem solchen Gefechte beigewohnt und versichert, die Kamele seien hierzu völlig abgerichtet.

Eben der unglückliche Brisson hat uns aber noch eine andere Eigenschaft dieser trefflichen Hausthiere kennen gelehrt; er bezeugt, daß das Kamel auch zum Pflügen gebraucht wird. In der von dem Stamme der Mauren bewohnten Oase, wohin man ihn als Sclaven geschleppt hatte, ward ihm das Amt aufgetragen,

die Dromedare vor den Pflug zu spannen, das Land damit zu beackern und es dann zu besäen.

Zu diesem in einer einzigen Thierart kaum zu erwartenden vielfachen Nutzen rechne man zuletzt noch die große Verbreitung des Kamels. Es ist aus den gültigsten Thatsachen bewiesen, daß die Race unsers Kamels, nämlich der Dromedar und das zweibucklige Kamel, von Senegambien aus quer über ganz Nord-Afrika verbreitet ist, sodann jenseit des rothen Meers in ganz Arabien (vielleicht seiner wahren Heimath) lebt, weiter in Asien hinein südlich in Indostan bis gegen den 20sten Breitengrad herabgeht und sich über die ganze Tatarei, sogar bis gegen den 60sten Grad nördlicher Breite hin erhebt, wo es noch von den Buräten benutzt wird. Wenn man diese Länder auf der Karte überläuft, ihre ungeheure Ausdehnung betrachtet und auf die erstaunliche Verschiedenheit sowohl des Klimas als auch des Bodens und seiner vegetabilischen Producte Acht hat: dann erst erkennt man die außerordentliche und für den Menschen unschätzbare Natur dieser Thierart. Man bedenke nämlich, daß außer den Vortheilen, welche, wie wir so eben sahen, das Kamel den Mauren und Arabern gewährt, die Milch dieses Thieres sowohl den genannten Völkern, als den vielartigen Stämmen der Tataren an sich selbst eine treffliche Nahrung giebt; daß sie daraus Käse und einen starken Branntwein bereiten; daß das Fleisch der Kamele eine vorzügliche Nahrung darbietet, und daß verschiedene jener Nationen von den Haaren ihre Decken, ihre gröbsten Kleider, ja ihre Filzzelte verfertigen.

Desto unbegreiflicher bleibt es, daß die Zucht dieses so überschwenglich nutzbaren Thieres, welches daneben fast gar keinen Aufwand für seine Unterhaltung erfordert, dennoch in Europa nicht gefördert wird. Zeigt gleich jenes jeder andern Thierart versagte Entbehrungsvermögen des Trinkens, so wie auch die sonderbare Bildung seines Fußes, daß das Thier eigentlich in den leblosen Wüsten am nützlichsten, ja dem Menschen völlig unentbehrlich ist: so hebt dies dennoch nicht die übrigen vielfachen Vortheile auf, welche wir fast unter jedem Klima aus ihm ziehen könnten.

Stets bewundre man aber dankend und vorzugsweise die Größe der Wohlthat, welche die Vorsicht dem Menschen erwies, der jene glühenden Sandmeere bewohnt und durchreiset.

Den Horizont klärt dort blos ein schwaches Licht auf; die Sonne verdunkeln Staubwolken, welche den Himmel bedecken, auf die Erde zurückfallen, und durch welche das Auge des Wanderers vergeblich Zeichen zu einer Richtung zu entdecken sucht. Das Wasser, welches die Kamele in Schläuchen bei sich führen, ist theils durch die unmäßige Hitze verdunstet oder verdorben, theils aufgezehrt. Die Menschen und Thiere, von den zu langen Tagereisen, von Mühseligkeiten und Mangel erschöpft, schlep-

pen sich kaum noch im wankenden Schritte fort. Ein Theil der Dromedare ist bereits aufgeopfert; man hat ihre Seiten eröffnet, um das in jenem Behälter (dem fünften Magen) enthaltene, frisch und unverdorben gebliebene Wasser zu sammeln; kaum reicht es hin, nur noch auf einige Augenblicke ein hinscheidendes Leben zu fristen. Die noch übrig gebliebenen Dromedare werden nun gleichfalls zu diesem letzten Rettungsmittel aufgespart; käme es aber endlich dazu, daß man auch sie noch aufopfern müßte, dann bliebe nur Verzweiflung und Tod. Entdeckt nun der Instinkt dieser Thiere am Ziel dieser grausamen Entscheidungsperiode die Gegenwart einer Quelle, dann springen sie auf, ihr Muth belebt sich von neuem, und ihre convulsivischen Bewegungen sind den verzweifelten Reisenden ein Zeichen, daß der Augenblick der Rettung gekommen ist. Alle stürzen nach der Quelle hin, die ein Leben erhält, das sie so eben zu verlieren Gefahr liefen, und diese Rettung haben sie nur allein dem Dromedar zu verdanken.

Nach C. A. W. von Zimmermann.

3. Das Kamel.

Der Morgen dämmert über der Wüste; die Karavane schreitet in langem Zuge die kahle, endlose Ebene hin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Ton der Pfeife. Die Kamele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen sitzen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kamelen zur Seite gehen die Sclaven, im schwarzen Angesicht das bleiche Auge. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der rohe, gebietende Herr des Zuges. Alles, ein buntes Gewimmel, ist in eine Wolke von Staub gehüllt. Die Sonne steigt empor; die Karavane kehrt sich ihr entgegen, begrüßt den Herrn der Schöpfung. Und höher hebt sich die Sonne, ihre Gluth strahlt herab und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen, die Glieder ermatten; brennender Durst peinigt Jeden. Kein Strom zieht die Silberwelle durch ein frisches Grün, weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heißem, schattenlosem Boden schreitet die Karavane. Käme im Sturm eine schwarze Wolke, brächen Blitze sie zusammen, es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würde es doch ersehntes Land verheißen. Da liegt mitten in der Wüste ein Quell, ein lebendig Begrabener, der seine leise Stimme vernehmen läßt; das Kamel hat ihn aus der Ferne schon gespürt und gewinnt plötzlich seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge blickt ein lebender Strahl; die matten Glieder durchzuckt

elektrisches Feuer. Es stellt sich die Karavane im Kreise; eifrig wird der Boden aufgescharrt, und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an den Tag, und Alles stürzt hin, sich zu erlaben am unverwüstlichen Lebensborn, an dem erweckenden Licht der Erde. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter, der Mund ist gestählt, die Kräfte wachsen. Man lagert sich, die Zelte werden aufgeschlagen, die Thiere gefüttert, mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen; Gespräche erheitern die Nacht; Mährchen werden erzählt; die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden. — Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kamele getränkt, so werden die Zelte abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife, und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen weichen vorüber; eine Oede verliert sich wieder in der andern in steter Einförmigkeit. Heiße Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kamels; es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; des Nachts erwärmt es ihn. Der Chamsin wälzt seine Gluthen über die Ebnen; das Kamel ist wieder dem Menschen Schirm vor diesem Ungeheuer. Grüne Landschaft spiegelt sich in den Lüften, in der Ferne glänzt ein See. Die Oase ist erreicht! — vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es; die Landschaft vergeht; der See wird zur Steppe, über welche Salzkrystalle, statt der Quellen, ihren Glanz verbreiten. Die Wasserschläuche werden leer, die Tage heißer, lästiger, die Schritte der Karavane erlahmen. Da wirst du, o treues Thier, nochmals der Retter deines Herrn; mit deinem Blute, mit deinem Leben erkaufst du ihm das seinige. Er stößt den Dolch in dein Herz, fällt wie ein lechzender Tiger über dich her, trinkt dein Blut, erlabt sich am Wasser deines Magens und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen.

Das Kamel ist dem Araber geboren, sein Sclave, sein Reichthum, von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es trägt ihn zu Mekka's, zu Medina's heiligen Tempeln, geleitet ihn durch die Wüste Sahra's zum reichen Tombuktu und dem glänzenden Niger. Es hat die Zeichen der Sclaverei, die behaarten Fetthöcker auf dem Rücken; Schwielen an Brust und Knie sind die Folgen seiner Arbeit, so wie die Ballen seiner kleinen, gespaltenen Hufe, die es schützen vor dem heißen Sande. Eine Mißgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmuth, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltner Lippe, mit kleinen, aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenem Halse, dem Bart an Brust und Kinn, dem hagern Kreuz und kurzem Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht Tage lang, schwer beladen, fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Mimose, der Disteln und stacheliges Gestrüpp sind seine Nahrung; es erlabt sich am Wasser der Cisterne

und nimmt davon einen Vorrath auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischem Quell zu Theil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet; demüthig und geduldig beugt es die Knie vor seinem Tyrannen, damit er bequem es belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folget ihm. Er nährt sich von der Milch des Kamels, er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle.

Meyer's charakteristische Thierzeichnungen.

4. Die Schwalbe.

Aus meinem Fenster seh ich in's Freie hinaus, zu dem blauen Strom, auf grüne, von hellen Bächen durchzogene Matten und hin zum Gelände, wo Kornfelder und Wiesen wechseln, und die Fenster der Hütten, belebt im Strahle der Abendsonne, unter dem Schirm der Apfelbäume, herüber äugeln. Schwer beladene Erntewagen, mit bunten Kränzen geschmückt, ziehen heim; Schnitter folgen scherzend und singend. Der Storch schwingt sich vom Neste auf und übt seine Jungen im Fliegen. Die Schwalben schwimmen in der Luft, durchschneiden sie in weiten Kreisen, immer mit gespannten Flügeln, tauchen wieder unter auf den Fluß und gleiten über seine Fläche hin. Im Fluge haschen sie die Mücken weg, im Fluge locken sie einander mit hellem Laut; die rauschende Welle erspringt sie nicht; dem Falken entgehen sie leicht und warnen vor ihm die andern Vögel. Die freie Schwalbe vertraut dem Menschen. Unter das Gesimse meines Daches hat eine ihren Erker angemauert; die Jungen strecken die Köpfe hervor und rufen ihr; da kommt sie geflogen, schwenkt vorüber, schließt nochmals den Kreis; dann blitzschnell trifft sie auf's Nest, und schwebend über ihm und flatternd hält sie eine Fliege; die Jungen zwitschern und schnappen die Beute weg. Und wie ein Pfeil fliegt die Schwalbe über Strom und Felder davon. Bald ist sie wieder da, und hinter ihr neckend eine andere; sie segeln um das Dach; da stürzt die Verfolgte ins Zimmer herein. Schnell das Fenster zu! — Wie sie an den Wänden vorüberstreift und an der Diele kreis't, mit gebogenem Leib, mit gebücktem Kopfe und breitgefächertem, niedergedrücktem Schwanze und fest angezogen ihr Füßchen hält! Das Element ist ihr nicht weit, nicht tief genug, und sie schlägt jetzt ängstlich die Schwingen; dann setzt sie sich ermüdet über den Vorhang und kreuzt in Ruhe die langen Flügel. Draußen singt die Gespielin und wendet das Köpfchen nach jenem Vögelchen, das vorüberfliegt; nur einsylbig antwortet und wie verzagt die Gefangene; sie sieht den klaren Himmel, die grüne Landschaft; sie schießt fort, ach! und stößt den Kopf an den trügerischen Scheiben an, flattert und taumelt zu Boden. Da hab' ich sie gefaßt; nur ruhig! warum zitterst du? bist du doch bei deiner Hütte und in Freundes Hand;

bist ja so oft mir um den Kopf geschwärmt, ins Zimmer, hast deine Touren gemacht und alsdann munter dich wieder ins Freie hinausgeschnellt und hast vom Dache herab dein süßes Liedchen hören lassen. So keck blickt mich das Plattköpfchen mit seinen dunkeln kleinen Augen an, öffnet gar das breite Schnäbelchen und weiset die gespaltene Zunge. Will es sich wehren das arme Ding? kratzt mit seinen Füßchen und den scharfen Nägeln. Nein, ich thue dir Nichts, bist doch so glatt und schmuck im stahlblauen Gewande und dem weißen Schürzchen, ein wahres Hausvögelchen, von aller Hoffahrt frei; das braune Stirnband und Brusttuch sind dein einziger Schmuck, und an deinem Federfächer die Reihe weißer Perlen. Nun will ich dich füttern, in schönem Gitterkäfig dich bewahren, dich pflegen.— »Nein! ruft der Vater, laß sie fliegen! häuslich ist sie und zutraulich, aber ans freie Element gewöhnt, und nur bei ihren Gespielen und ihren Kindern ist ihre Heimath. Mißbrauche das Vertrauen nicht, mit dem sie in dein Zimmer flog, zu dir sich rettete.« Da öffne ich das Fenster und schließe sachte die Hand auf. Die Schwalbe rührt sich nicht, nur ihre Aeuglein spielen; jetzt pfeifen die Jungen, sie hat ihre Stimme vernommen, ist aufgeflogen, zieht einen Kreis in der Luft, hat eine Mücke weggeschnappt und fliegt dem Neste zu.

Der Herbst geht vorüber, die Schwalben schaaren sich an Teichen und Seen zusammen und fliegen auf, einer andern Heimath zu; mit ihnen zieht meine Schwalbe und ihre Jungen. Der Winter wird frostig; manch scheues Spätzchen naht, ihm werden Krumen vor's Fenster gestreut; aber die Schwalbe lebt fern und frei unter Citronen und Orangen und schwärmt um die Kronen der Palmen. Und kommt der Frühling mit seinen linden Lüften, so bringt er sie auch wieder heim; sie läßt von den Düften und der Pracht der Blumen, von der Fülle des Reichthums sich nimmer zurückhalten, sie trotzt den Stürmen, trotzt den Gewittern, überfliegt die Meere und findet die Hütte, findet ihr Nestchen bei ihren alten Bekannten. Ihr Lied begrüßt mich des Morgens früh, sie kreiset wieder mit ihren Gespielen um das Dach, und sie helfen sich traulich ihren Erker wieder bauen und ausbessern.

Meyer's charakteristische Thierzeichnungen.

5. Der Brodbaum.

Der Brodbaum gehört unter die geringe Zahl von Pflanzen, welche sich über einen ansehnlichen Theil unserer Erde verbreitet haben. Von Surate an bis zu den Marquesas-Inseln im stillen Weltmeer, auf einer Strecke von 150 Graden der Länge oder mehr als 2000 geographischen Meilen trifft man ihn fast auf jeder Küste und Insel an. Daß ihn aber die Natur in diesem

ganzen Bezirk überall uranfänglich von selbst und ohne Zuthun der Menschen habe wachsen lassen, will ich keinesweges behaupten.

Schön ist die Form des durch Anbau veränderten Brodbaums und schattenreich seine weitausgebreitete Krone. Kein Obstbaum im Norden von Europa, ja, was noch mehr ist, kein Baum aus unsern Forsten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich an Ebenmaß des Wuchses und Schönheit der Gestalt mit ihm messen. Die Roßkastanie, die in der Ferne einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheint, läßt er weit hinter sich zurück. Sein großes breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeschnitten, ist zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe vierzig Pariser Fuß, ein schönes Mittelmaß unter den Bäumen.

Sobald der Brodbaum den Insulanern im stillen Weltmeer wichtig und unentbehrlich ward, erhielten sogar ihre wissenschaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Tahaitier bemerkten, daß dieser edle Baum ungefähr um die Zeit, wenn die Sonne im Begriff ist, aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequator zu treten, frische Blätter und junge Früchte anzusetzen beginnt, die im October anfangen zeitig zu werden. Von dieser Zeit an bis in den April, oder so lange die Sonne in der südlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an frischer Brodfrucht; es kommen theils von einem und demselben Baum, theils von mehreren, deren Standpunkte verschieden sind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorschein und reifen nach und nach bis in den Juli und August. Von diesem Monat an bis zum Anfang des November ist aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabschnitt nun, während dessen die Früchte auf den Bäumen wachsen, und der acht Monate in sich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Uru (die Brodfruchtzeit) genannt.

Cooks zweite Reise um die Welt, bei der ich sein Gefährte war, kann hier zum Beweise dienen. Wir kamen während dieser Reise zweimal nach O-Tahaiti und den umliegenden Inseln. Das erstemal, in der Mitte des Augustmonats, war sowohl die Brodfrucht als alle andern Obstarten des heißen Erdstrichs daselbst äußerst selten und um das Kostbarste, was eine tahaitische Phantasie zu reizen vermochte, gar nicht mehr zu erhandeln. In dieser Jahrszeit, die ungeachtet der Entfernung der Sonne kein Winter heißen konnte und an hervorbringender Wärme keinen Mangel litt, zeigte sich die junge Brodfrucht an der Zweige äußersten Spitzen in ihre Blumenscheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher abfällt, als bis das neue seine Entwickelung vollendet hat, saß noch auf den Bäumen, und seine Farbe war ein etwas herbstliches Grün. Zum zweitenmale, nach einem Zwischenraum von 8 Monaten, erreichten wir die Insel im Monat April. Jetzt hatte das Laub seine lebhaftgrüne

Schattirung, und alle Aeste beugten sich unter der Last ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man sie jetzt vor ihrer völligen Reife und beschleunigte diese dadurch, daß man sie haufenweise aufschüttete und sich innerlich erhitzen ließ. In diesem Zustande, worin sie nicht zu genießen waren, schnitt man den Strunk oder Fruchtboden weg, füllte mit der fleischigen Pulpa eine tiefe, mit Steinen gepflasterte Grube, bedeckte diese mit Haufen von Blättern und Steinen und ließ den ganzen Vorrath in die saure Gährung übergehen. Der Teig (Mahni), der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchgesäuert und schmeckt wie das schwarze westphälische Brod (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur so viel, als zu einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter und backt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang und sind besonders auf Reisen über See der gewöhnliche Proviant, womit sich die O-Tahaitier versehen. Uebrigens ist aber dieses saure Brod bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe genießen; und während der drei bis vier Monate, wo die frische Brodfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk beinahe keine andere Speise. Ungebacken hält sich der gegohrne Teig mehre Monate hindurch in den Gruben, ohne einige Veränderung zu erleiden.

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brodfrucht wird frisch aufgezehrt. Auch zu diesem Gebrauch muß sie nicht reif, aber schon vollkommen ausgewachsen sein. Ihre Rinde ist alsdann noch grün, das Fleisch aber schneeweiß und von lockerem, mehlichtem Gewebe. Roh kann man es schlechterdings nicht genießen, sondern die Frucht muß geschält, entweder ganz oder zerschnitten in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet oder gebacken sein. So geringfügig diese Mühe auch ist, möchte der träge Südländer doch gern derselben überhoben sein; daher träumt er sich auch in seinem Paradiese eine Brodfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und frisch vom Baum gegessen werden kann.

Die geröstete Brodfrucht hatte für mich völlig den Geschmack der Krume des Weizenbrodes, die mit gekochten mehlichten Kartoffeln vermischt gewesen wäre. Etwas Süßliches schmeckt man zuweilen vor, insbesondere wenn die Frucht sich der Reife näherte, oder auch, wenn sie nach dem Backen verlegen oder alt geworden war. Die schmackhafteste war laut der Uebereinkunft der Mitreisenden jene Frucht, welche wir auf den Marquesasinseln eintauschten; doch meines Erachtens giebt ihr die tahaitische Nichts nach. Wenn die Frucht ganz reif ist, hat sie eine gelbliche Farbe, ist weich anzufühlen und inwendig einem Brei ähnlich, der widerlich süß schmeckt und riecht. In diesem Zustande sah ich sie ebenfalls auf den Marquesasinseln. Die Ein-

wohner der Marianen und Philippinen essen sie alsdann zwar roh, jedoch mit großer Behutsamkeit, weil sie jetzt eine ungesunde Speise geworden ist. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröstet, ist sie unstreitig eins der gesundesten und zugleich nahrhaftesten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man sich aber von der einfachsten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zusätze man zur Brodfrucht macht, um ihren Geschmack zu würzen, desto weniger kann sie dem menschlichen Körper zuträglich sein.

Nachdem der Brodfruchtbaum während eines Menschenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schicksal aller natürlichen Dinge; er fängt an abzusterben, und allerlei Gebrechen bedeuten seinen nahen Untergang. Jetzt bleibt also Nichts übrig, als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauch zu verwenden und entweder einen Kahn daraus zu höhlen oder wenigstens einen Pfosten oder Balken an der leichten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manche Geräthschaft, wie kleine Schemel, Schüsseln, Tröge u. dgl. daraus geschnitzt; allein des Vorzuges ungeachtet, welchen der tahaitische Brodbaum, was diesen Punkt betrifft, vor dem weniger veredelten auf den Gewürzinseln voraus hat, nimmt doch das weiche gelbe Holz gar keine Glättung an. Die Amboneser und, wo ich nicht irre, auch die Tahaitier pflegen Trommeln daraus zu machen, weil es gut klingt und sehr leicht ist. Den wilden Brodbaum kann man schlechterdings zu nichts Anderem, als zur Feurung gebrauchen.

Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem sich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aesten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende Splint ist am Brodbaum so beschaffen, daß die Einwohner von Tahaiti ihre Kleider daraus verfertigen können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäume dicht neben einander in lockerm Boden und suchen sie so gerade als möglich und ohne Aeste in die Höhe zu ziehen. Im zweiten oder dritten Jahre werden sie abgeschnitten, und der Splint wird auf die nämliche Art davon abgesondert, vorbereitet und zu mousselinartigen Tüchern verarbeitet, wie es mit dem Splint des Papiermaulbeerbaums üblich ist.

Minder wichtig ist der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die sie mit allen Laubarten gemein haben, daß sie nämlich, sobald sie abgefallen und verwes't sind, dem Stamme, der sie getragen, zur Düngung gereichen, bricht man sie auch häufig vom Baume und bedient sich ihrer, Speisen darein zu wickeln oder auch darin zu backen. Die erste Anstalt zu einer Mahlzeit besteht jedesmal darin, daß eine große Menge dieser Blätter auf dem mit Heu bedeckten Boden zerstreut werden; unmittelbar auf diese legt man die Speisen, ohne den entbehrlichen Aufwand von Tellern und Schüsseln. Ein solches Blatt, welches andert-

halb Schuh lang ist, vertritt alsdann die Stelle der Servietten, wobei man noch den Vortheil hat, so oft man will, eine frische zu nehmen. Auf Burro und den Gewürzinseln zünden die reisenden Indianer des Nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brodbaums rings um ihre Lagerstätte an, dessen beständiges Krachen die Schlangen verscheucht.

Die männliche Blüthe des Brodbaums besteht in einem spannlangen, braungelben Kolben, welcher ganz mit kleinen Blüthen bedeckt ist und dadurch mit den Schilfkeulen, die in unsern Sümpfen wachsen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn diese Kolben oder Kätzchen abgefallen und vertrocknet sind, haben sie die Eigenschaft des Zündschwammes, und man bedient sich ihrer auf die nämliche Art als Lunten zur längern Aufbewahrung des Feuers.

Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeschnittenen Theilen des Baumes ein weißer klebriger Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokosmilch eingekocht und sodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß vermischt, wird dieser Milchsaft zu einem festen und dauerhaften Kitt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in solchen Gefäßen verschmieren, welche wasserdicht sein müssen.

Cook rühmt von diesem Baume mit Recht seine erstaunliche Fruchtbarkeit. Hat Jemand in seinem Leben nur zehn Brodbäume gepflanzt, so hat er (dies sind des großen Weltumseglers Worte) seine Pflicht gegen sein eigenes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unsers rauhen Himmelstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brod versorgt, sondern auch seinen Kindern noch Etwas an baarem Gelde kümmerlich erspart hat.

G. Forster.

---

6. Die Peaks-Höhle.

Ein enges, schauerliches Thal empfing uns; kein Baum, keine Spur von Vegetation, nur nackte und steile Felsen, zwischen denen wir uns ängstlich hinwinden mußten, die jeden Augenblick den Weg zu versperren schienen. Wir durchreis'ten die ödeste, traurigste, schauerlichste Gegend in England. Endlich langten wir in Castleton an, einem so armen Städtchen, wie wir noch keins in England gesehen hatten. Wir eilten bald nach der Peaks-Höhle. Sie liegt nahe bei der Stadt. Der Eingang derselben ist wahrhaft groß und imposant. Eine Reihe meist senkrecht steiler Felsen von wunderbar zackiger Form erhebt die mit Bäumen gekrönten Scheitel. In einem derselben hat die

Natur ein furchtbares, 42 Fuß hohes und 120 Fuß breites Thor gewölbt, durch welches man in undurchdringliches Dunkel zu blicken wähnt. Vor der Wölbung hängen ungeheure, bizarr geformte Tropfsteine; wildes Gesträuch rankt dazwischen, Epheu umwindet sie und flattert in leichten Kränzen darum her. Felsenstücke hängen herab, Untergang drohend dem Haupte dessen, der vorwitzig in die Geheimnisse der Unterwelt dringen will. Wir traten in die Höhle. Die dunkle Nacht ward dem allmählig sich daran gewöhnenden Auge zur Dämmerung. Bald unterschieden wir darin eine Menge Weiber und Kinder, emsig spinnend, die ärmlichsten Gestalten, welche die Phantasie nur erdenken kann. Gnomen gleich, hocken sie in dieser kalten, feuchten Dunkelheit und fristen kümmerlich ihr armes Leben; des Nachts schlafen sie in kleinen bretternen Hütten, die sie sich in der Höhle erbauten, und deren wir eine ziemliche Anzahl herumstehen sahen. Ungestüm bettelnd umgaben sie uns, so wie sie uns gewahrten. Wir waren froh, nach dem Rathe der Wirthin in Castleton eine Menge Kupfergeld eingesteckt zu haben, um uns loszukaufen. Die Wärme der Höhle im Winter, die ein eigentliches Haus entbehrlich macht, der kleine Gewinn, den die Fremden ihnen gewähren, vor Allem aber die Freiheit von Abgaben, welche nur auf der Oberwelt, im Sonnenlichte, gefordert werden, bewegt die Armen, eine so unfreundliche Wohnung zu wählen. Nachdem wir uns von ihrem Ungestüm losgemacht hatten, kauften wir Lichter. Jeder von uns mußte eins tragen; der Führer trug deren zwei voraus, und so ging es denn weiter in den ganz finstern Hintergrund der Höhle. Der Führer machte uns auf einige ungeheuer große Tropfsteine aufmerksam, welchen er allerhand Namen gab. Dann öffnete er eine schmale, niedrige Thür, und wir standen in einem großen Gewölbe, von dessen Decke große Felsenstücke drohender als je über unsere Häupter herabhingen. Der Schimmer der flackernden Lichter machte sie noch grausender; sie schienen sich zu bewegen. Jetzt ward das Gewölbe ganz niedrig. Gebückt, mit unsicherem Tritte auf dem schlüpfrigen, unebenen Boden, mußten wir uns lange durch eine enge Felsenspalte winden; bald ging es steil in die Höhe, bald eben so hinunter. Die Luft war schwer, wir möchten sagen zähe; denn ihr Widerstand schien uns fühlbar. Endlich konnten wir unsre Häupter erheben. Wir befanden uns in einem kleinen Gewölbe und bald am Ufer eines unterirdischen Stromes, der hier, wie der Styx, kalt und stumm in ewiger Nacht die schwarzen Wellen langsam dahin wälzt. Wir fanden einen mit Stroh angefüllten Kahn, in welchem zwei Personen ausgestreckt neben einander liegen konnten. Der Führer stieg in's Wasser, welches ihm fast bis an die Hüfte ging. So schob er den Kahn vor sich hin, in welchem wir auf dem Stroh lagen und kaum zu athmen wagten. Es ging unter Felsen weg, die, kaum eine Hand breit

von unserm Haupt entfernt, alle Augenblicke einzustürzen schienen; von beiden Seiten war kein Zoll breit Ufer, um darauf fußen zu können. Nie war uns die Idee eines lebendig Begrabenen anschaulicher, als hier in dem sargähnlichen Kahne mit der schwarzen Felsendecke über uns. Der Führer mußte ganz gebückt waten; ein Stoß an einen Felsen, der ihn besinnungslos gemacht hätte, und wir waren auf die entsetzlichste Weise verloren. Mit diesen Gedanken beschäftigt, schwammen wir eine ziemliche Zeit, bis wir landen konnten, immer das Licht in der Hand. Endlich stiegen wir aus unserm Sarge. Schwindlig von der Fahrt mußten wir uns erst eine Weile erholen, ehe wir um uns blicken konnten, und fast wären wir es beim ersten Umherschauen auf's neue geworden. In einem ungeheuren Dom, der 120 Fuß hoch, 270 lang und 210 breit war (also wie die größte Kirche), funkelten eine Menge hin und wieder zerstreueter Lichter, wie Sterne. Hier ist der Tempel des ewigen Schweigens, zu dem noch nie ein Strahl der sonnigen Oberwelt, ein Laut der Freude drang. In dieser unabsehbaren Höhle war uns noch bänglicher, als in der engen kleinen; die Entfernung von allem Leben war hier fühlbarer durch den Raum, der uns sichtbar davon trennte. Mühsam kletterten wir über abgerissene, rauhe Felsstücke und kamen wieder an das Wasser. Wir standen still; es war, als ob Töne einer sehr fernen Musik zu uns herüberschlüpften. Der Führer stieg abermals in's Wasser und trug Einen nach dem Andern eine ziemliche Strecke auf den Schultern hindurch. In einer kleinen runden Höhle, in welcher das Wasser tropfenweise von allen Seiten unaufhörlich niedersinkt, fanden wir eben in diesem ewigen Tröpfeln die Ursache jener Töne, die uns vorher wie Musik aus der Ferne schienen. Der Fußboden war mit tausend wunderlichen Schnörkeln aus Tropfstein bedeckt. So gut es anging, eilten wir weiter, und in einer höhern, gewölbten Abtheilung der Höhle harrte unser eine sonderbare Ueberraschung. Ein Chor von Männern empfing uns mit einem langsamen, eintönigen Gesange. Lichter in den Händen haltend, die sie hin und her schwenkten, standen sie 50 Fuß hoch über uns in einer Art Nische. Ihr Gesang war rauh, aus wenig Tönen zusammengesetzt, wild und klagend, aber dennoch nicht unangenehm. Nach diesem wunderlichen Empfange ging es weiter. Aengstlich gebückt, schlichen wir unter und über Felsmassen, bis zu einem kleinen Gewölbe, noch grausender und schauerlicher als alle übrigen, und ein schwarzer Abgrund, zu welchem wir zitternd hinableuchteten, gähnte dicht vor unsern Füßen. Der Führer zeigte uns den steilen furchtbaren Fußsteig, der über schlüpfrige Tropfsteine hinabführt. »Dies ist der Teufelskeller,« sagte er.

Der Führer leuchtete jetzt in den Abgrund vor uns hinab. Die wenigsten Wanderer wagen sich den steilen Pfad hinunter, der 150 Fuß tiefer führt. Sie lassen blos den Führer mit eini-

gen Lichtern hinabgehen und begnügen sich mit dem schauerlichen Anblick von oben. Wir thaten dies auch. Kühne, bogenähnliche Vertiefungen, emporstrebende Säulen, geformt von der Natur, sahen wir im flimmernden Lichte; das Wasser plätscherte lebendiger im tiefsten Grunde. Endlich stieg er wieder herauf. Wir traten den Rückzug an; ein ferner Schimmer des Tages, den unser an die Dunkelheit gewöhntes Auge jetzt in der zweiten Höhle vom Eingange entdeckte, erfreute uns unbeschreiblich. Zwei Stunden waren wir in der Wohnung der Nacht und des ewigen Schweigens geblieben. Wie wir nun wieder hinaustraten an's erfreuliche Sonnenlicht, wie uns nun wieder die milde, schmeichelnde Sommerluft warm und labend empfing, da war uns, als erwachten wir von einem beängstigenden Traume.

Schopenhauer.

7. Die Eisengrube bei Dannemora.

Der Weg führte mich durch einen Nadelwald. Alles flach, keine Anhöhe, die einen Bergbau vermuthen läßt. Der Wald öffnet sich; vor mir einzeln zerstreute Häuser und dazwischen eine Menge von Pferde-Gaipeln (Winden, die durch Pferde in Bewegung gesetzt werden). Plötzlich befinde ich mich am Rande der furchtbaren, mit schwarzen, senkrechten Wänden abstürzenden Kluft. Ich blicke hinab in die schauerliche, nur hin und wieder von Schneemassen aufgehellte Tiefe, deren Felsengrund 2 — 300 Fuß unter meinem Standpunkte liegt, und erkenne hier und dort an den Seitenwänden der schwarzen Gruft die noch schwärzeren Eingänge zu labyrinthischen Höhlen, bewacht von langen, spitzen Eiszapfen. Aus einigen dieser Höhlungen lodert die Flamme des Kienholzes hervor, sich krümmend und windend an dem harten Gestein, um es zu erweichen. Die Tiefe ist nicht öde, sondern von Menschen belebt, die, an scheinbarer Größe und an Fleiß Ameisen ähnlich, dort in jener Vertiefung, hier etwas höher herauf an diesen Sprossen, von überhängenden Felsenmassen bedroht, mit saurem Schweiße Eisen in Eisen treiben. Rings um mich her knarren die Roßkünste, ächzen die langen Feldgestänge, und dazwischen ertönt aus ferner Tiefe das seltsame schwache Geräusch der Hunderte von Hämmern, wie das Gepicke einer großen Anzahl von Uhren in einer Uhrmacherwerkstätte. Nun richte ich meinen Blick in die Höhe und betrachte die unzähligen Pferdewinden, welche den ganzen Schlund umgeben, Tonnen in ihn versenken und diese mit schwerem Erz gefüllt wieder aus ihm empor ziehn. Eine lange Zeit wurden meine Blicke von demselben Standpunkte durch die mannigfaltigsten Erscheinungen angezogen. Darauf aber leitete mich mein Verlangen, die unermeßliche Grube und das Leben und Treiben in ihr von allen Seiten zu betrachten, an ihrem Rande umher, an

welchem jeder Standpunkt nur neue Merkwürdigkeit vorführte. So brachte ich den größten Theil des Vormittags im staunenden Anschauen und in stiller Bewunderung des ungeheuren Schatzes zu, den die Natur hier niedergelegt hat. Gegen halb 12 Uhr befand ich mich in einem Gaipel auf einer Bühne, die von weit über den Abgrund hervorragenden Rüstbäumen getragen wurde. In einem hölzernen Thurme mir zur Linken schlägt die Glocke zweimal, und nun verändert sich die Scene plötzlich. Die vielen Tonnen, welche zuvor mit Erz gefüllt aus der Tiefe zurückkehrten, tragen jetzt eine lebendige Last. Männer, Weiber und Kinder lassen sich, je drei auf dem schmalen Rande der Tonne stehend und mit einer Hand an der Kette sich haltend, welche die Tonne mit dem Seile verbindet, munter an den senkrechten Wänden in die Höhe treiben, ohne die Gefahr zu scheuen, in der sie schweben. Bald erfolgt eine Todtenstille in der Gruft, welche beinahe eine Viertelstunde anhält und unangenehm absticht gegen das rege Leben, welches sie zuvor erfüllte. Jetzt schlägt die Thurmglocke zwölf, und gleich darauf ertönt aus der Tiefe ein dumpfes Geschrei, welches jedem lebenden Wesen, das etwa noch in der Grube sich befinden könnte, die nahe bevorstehende Explosion der nunmehr völlig zugerüsteten Batterie warnend ankündigt. Es erfolgt noch einmal eine gänzliche Stille; dann aber bricht plötzlich der fürchterlichste, lange wiederhallende Donner aus der Tiefe hervor. Mehrere Minuten lang wird die ganze Umgebung des weiten Schlundes wie durch ein Erdbeben unaufhörlich erschüttert. Aus den schwarzen Dampfwolken fliegen Erzstücke auf, die zum Theil bedeutend über den Rand der Grube geschleudert werden, und den mehrsten Schlägen folgt ein krachendes Geräusch von den einstürzenden Felsmassen nach. Die Größe und Furchtbarkeit dieses Schauspiels übersteigt alle Vorstellung.

Hausmann.

8. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Als ich bei dem Schlosse Laufen ankam und auf die erste Laube geführt wurde, wo man dies Schauspiel der Natur übersieht, erstaunte ich, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter meiner Erwartung war. Ich sah Ströme von weißem schäumenden Wasser quer durchs ganze Bett des Flusses herabfallen und hörte ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden so gerührt, daß ich nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätte, die so viel Geschrei über das, was ich jetzt vor mir sah, machen konnten. Als ich aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabstieg, die an den Rand, und man kann sagen, in den Katarakt selbst hineingebaut ist, da hörte und sah ich

Dinge, die mein Ohr nie gehört, mein Auge nie gesehen hatte, die keine menschliche Zunge auszusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern oder Hörern nicht einmal Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet ich alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurde; ungeachtet der Boden, auf welchem ich stand, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von einem heftigen Erdbeben erschüttert wurde; ungeachtet ich stets in Gefahr war, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden: so konnte ich mich doch nicht losreißen, als bis ich Alles genossen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken stand ich voll stummen anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnte ich meine Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrei selbst vor dem Donnern des Wasserfalls nicht würden gehört worden sein. Als ich mich nachgerade von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen grenzenden Erstaunen erholte und das, was ich sah und hörte und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuchte ich es, von dem erhabenen Schauspiele, was mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzt mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesen ersten Versuchen nnd fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke und auch die schönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich sei, erhabene Gegenstände und Scenen in Worten oder andern Zeichen treu darzustellen und dasjenige einigermaßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die eine, jede andere sichtbare Bewegung und selbst die Schnelligkeit unserer Gedanken übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen auf Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herabgeschleudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, womit diese Wellen die aus ihrem schon Jahrtausende geschlagenen Bett hervorragenden Felsen zersprengen und sich selbst zernichten zu wollen scheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getösen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder heraus strudeln, gerade dieses, also, was am meisten Bewunderung und Erstaunen hervorbringt, läßt sich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen und durch diese noch weniger als durch jene ausdrücken. Zwar ist kein Mensch im Stande, in Worten die Größe dessen, was er gesehen hat, nach Würden zu beschreiben; allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken

vermag, und einigermaßen andeuten, was man dabei empfunden hat. Dies Alles kann der Maler und Zeichner nicht, und es bleibt ihm weiter Nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Formen der Felsen, von und an welchen der Rhein herabstürzt, die Gestalt und Farbe der Wellen u. s. w. also nur das, was da sein könnte, ohne den Rheinfall zu einem so seltenen Phänomen zu machen, in einem verstümmelnden oder doch bis zur Unkenntlichkeit verkleinernden Bilde darzustellen. Auch die glücklichsten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das, was der Künstler beobachtet hat, keine treue Darstellung des hinreißenden Schauspiels, sondern nur einen schwachen Schattenriß, der höchstens dazu dienen kann, das, was man voraus sah, von Zeit zu Zeit zu erfrischen und zu erneuern. — Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nämlich vor der prächtigen Rheinbrücke bei Schaffhausen wird das Bett des Rheins so abschüssig, und der Fluß selbst so reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa fünf und siebenzig Schuhen an einer steilen, aber unebenen Felswand herunter schießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Flusse wieder vereinigen, steigen zwei Felsen hervor, unter welchen der zweite der größte, der erste aber, den man von der Züricher Seite siehet, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen größtentheils verzehrt, und es scheint, als wenn jede ihn von neuem angreifende Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nämlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste und läßt sich wiederum in vier Absätze zerlegen. Bei dem ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörliche Wellen über das obere Bett des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hineinsähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drei übrigen Fälle sind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestalten und Wälzungen eben so mannigfaltig, als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen wurden. Als ich den Wasserfall von der interessantesten

Seite betrachtet hatte, stieg ich wieder zur obern Laube hinauf, entschloß mich aber sogleich, mich an das andere Ufer des Rheins übersetzen zu lassen. Ich kletterte einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Gefährlich ist dieser Fußsteig deßwegen, weil man gar Nichts hat, woran man sich halten kann; auch ist er fast durchgehends mit kleinen, glatten und beweglichen Kieseln bedeckt, die bei einem unvorsichtigen Tritt unter dem Fuße verschwinden. Der leichte Kahn, den ich bestieg, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Ich erreichte glücklich das andere Ufer und übersah nun freilich die ganze Breite und alle Abtheilungen des Wasserfalles mit einem Blick; allein dies Schauspiel war noch mehr neu und seltsam, als groß und Bewunderung erregend, indem man schon zu weit entfernt ist, als daß man die Kraft und Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Ich ging beiläufig in den Drathzug, der im Wasserfall selbst angelegt ist und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete, und ich mich durch nasses Gras und Buschwerk durcharbeiten mußte, so stieg ich doch an den Rand des Katarakts hinab, welchem ich jetzt am nächsten war. Hier ist der Sturz des Wassers immer noch heftig, aber doch so weit unter dem entsetzlichen Fall an der entgegengesetzten Seite, daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt sah ich die Majestät des ganzen Falls viel besser, als von dem Ufer, das ich zuletzt verlassen hatte. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung Alles uns viel näher gebracht, und sowohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken, als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem herabstürzenden Wasser sieht, sehr erhaben wurden. Regenbogen sah ich nicht; allein diese entbehrte ich am ehesten, weil man sie eben so gut bei künstlichen Cascaden, und doch bei keinem Wasserfall so schön und prächtig, als am Himmel selbst, sehen kann. Auf der Rückfahrt schien es mir immer, als wenn ich dem Wasserfalle viel näher käme, als ich ihm bei der Abfahrt vom Züricher Ufer gewesen wäre; eine Täuschung, die unstreitig daher entstand, weil ich das ganze furchtbare Schauspiel jetzt gerade vor Augen hatte. Im Anfange oder in der Mitte des Monats, als ich ihn sah, ist der Fall am schönsten, weil der Rhein alsdann am wasserreichsten ist. Früher schmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen später ist das Meiste weggeschmolzen, was sich den letzten Winter von Schnee gesammelt hat. Im Winter sind alle Seen und Flüsse in der Schweiz am kleinsten, und alsdann ist der Rhein unmittelbar unter dem Fall so ruhig, daß man bis an den ewi-

gen und größten Felsen hinan fahren kann, welches jetzt eine durchaus unmögliche Unternehmung wäre.

Meiners.

9. Der Aetna.

Bald nach der Abreise von Nicolosi kamen wir an die äußerste Grenze der angebauten Region. Der Weg führt nun in krummen Linien über tiefen schwarzen Sand und über Lavatrümmer. Gegen halb eilf Uhr erreichten wir die Waldregion, wo man jetzt zwar kein dichtes Gehölz, aber fortwährend ansehnliche, einzeln oder gruppenweise beisammen stehende Bäume antrifft. Um zwei Uhr Morgens befanden wir uns bei der sogenannten Ziegenhöhle und dem nahe gelegenen Häuschen, das vor geraumer Zeit der Prinz Paterno erbauen ließ, und wo ehedem die Reisenden einzukehren pflegten. Hier ist der Uebergang von der waldigen zur wüsten Region, deren Anblick uns mit Grausen erfüllte, das durch das fortwährende, zwar schon in der Tiefe vernommene, aber immer lauter werdende, dem Donner ähnliche Getöse des Berges noch vermehrt wurde. Hier stehen nur noch Farrenkräuter und Moosbüschel umher. Etwas weiter hinauf giebt es keine Pflanzengewächse mehr, und man kommt eine Viertelstunde lang über tiefe Lavaasche. Sodann nimmt die Schneelinie den Anfang, wo Alles, mit Schnee und Eis bedeckt, aus welchem schwarze Lavablöcke hervorragen, in ewiger Erstarrung liegt. Der Berg beginnt nun steil zu werden, und es kostete unsern Maulthieren viel Anstrengung, sich nach Gemmellaro's Hause, das eine Stunde vom Krater entfernt ist, hinauf zu arbeiten. Wir langten dort halb vier Uhr ziemlich erkältet an.

Einige von der Gesellschaft hatten eine Stunde vor der Abreise von Nicolosi ihre Diener hinauf geschickt, um Vorbereitungen zu unserer Aufnahme zu treffen, daher wir eine warme Stube und auch schon dampfenden Thee, geistige Getränke und mancherlei Eßwaaren auf dem Tische fanden.

Erwärmt und gestärkt begaben wir uns nach einiger Zeit wieder in das Freie, um den Anbruch des Tages und den Aufgang der Sonne zu erwarten. Es dauerte nicht lange, so zeigte sich am östlichen Horizont ein rosenfarbiger Schimmer, der immer glänzender wurde und sich nach und nach über den ganzen Himmelskreis und über Land und Meer verbreitete, die aus der entweichenden Dunkelheit hervortraten. Endlich erschien die Sonne, zerstreute die Nebel am Fuße des Berges und erhellte die umliegenden Landschaften, die nun mit den schönsten und mannigfaltigsten Farben prangten. Keine Feder ist im Stande, das große, reizende Panorama der Natur zu beschreiben, welches vor unsern Augen das Tageslicht entfaltete.

Nachdem die Reisegesellschaft sich an diesem schönen Schau-

spiel ergötzt hatte, machte sie Anstalt, den Krater in Augenschein zu nehmen. Unterdessen blieb der weibliche Theil mit Ausnahme meiner Frau und zwei junger Engländerinnen, zurück und begnügte sich mit der herrlichen Aussicht, die nun nach allen Seiten eröffnet war.

Wir mußten eine Zeit lang durch tiefen Schnee waten und über Eis- und Lavablöcke klettern, bevor der oberste große Aufsatz oder, wenn ich so sagen darf, die Feueresse des Aetna erreicht wurde, ein gegen 1100 Fuß hoher Kegel, der aus lauter Schlacken und Asche besteht und an vielen Stellen ganz heiß und voll Spalten ist, aus welchen Rauch und Schwefeldampf hervordringt. Der Weg hinauf fiel uns sehr beschwerlich; denn er ist steil, und zuweilen brachen die Füße durch die mürbe Decke.

Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir auf dem Gipfel anlangten und den fürchterlichen Krater erblickten, aus welchem ungeheure Rauchsäulen empor stiegen, und ein betäubendes Getöse, bald wie Donner, bald wie Kanonenschüsse, heraufschallte. — Der Krater, welcher, wegen der beständigen Anhäufung von Asche, seine Gestalt oft verändert und den Rand immer mehr erhöht, war damals mit vier Spitzen oder, wie man zu sagen pflegt, Hörnern umgeben, wovon die beiden größten, welche die ältesten sind, das Bicorno oder Doppelhorn genannt werden. Er bildet einen länglichrunden, trichterförmigen Kessel, dessen Umfang oben am Rande ungefähr eine Stunde betragen mag. Der Boden ist eben und, obschon er aus Asche besteht, ziemlich hart. Hier und da bedeckt ihn eine Kruste von Salzen und mancherlei buntfarbigen Massen, besonders rothgelbem Schwefel. In der Mitte des Kessels, vor dem Schlunde, liegen zwei aus Schlacken und Asche zusammengesetzte Hügel, jeder mit einer weiten Oeffnung auf dem Gipfel und mit Spalten umher, welche von Zeit zu Zeit dicke Rauchwolken mit einem zischenden und prasselnden Geräusch auswerfen. Diese Hügel verursachen, daß man in den Schlund nicht hinabsehen kann. Dicht an ihn zu kommen, würde vielleicht nicht unmöglich, aber ein sehr gewagter Versuch sein. Denn der ganze Kessel ist mit einem starken, überall aus dem Boden hervordringenden Schwefeldampf angefüllt; auch herrscht darin eine große Hitze.

Beides nimmt, je tiefer man hinab kommt, in einem unerträglichen Grade zu; und treibt unglücklicher Weise die Luft den Dampf und die Gluth des Schlundes auf den Beschauer zu, so ist an seine Rettung nicht zu denken. Das Schicksal des Plinius und Anderer ist bekannt; aber auch in neuern Zeiten fanden Mehre bei solchen Versuchen ihren Tod, was selbst während meines Aufenthaltes in Sicilien mit zwei Engländern der Fall war.

Nachdem wir den Krater einige Zeit betrachtet hatten, richteten wir unsere Blicke auch nach den entfernten Gegenständen, und

es schien, als ob alle Herrlichkeiten der Welt zu unsern Füßen ausgebreitet lägen. Wir übersahen einen großen Theil des Meeres, den ganzen Halbstiefel von Calabrien, die Insel Malta, die liparischen Inseln und den rauchenden Stromboli; wir sahen unter uns das dreizackig gestaltete Sicilien mit seinen Bergen, Thälern, Flüssen und Städten; und dies Alles stellte sich, wie durch vergrößernde Gläser, mit der bewundernswürdigsten Deutlichkeit dar — eine Erscheinung, die der überaus reinen Luft und der Brechung des glänzenden Lichtes zuzuschreiben ist.

Während wir im Anschauen dieser Gegenstände vertieft waren, erbebte mit einmal der ganze Kegel, so daß es schien, als ob er zusammenstürzen würde; zugleich ließ sich ein prasselndes, den stärksten Donner übertreffendes Getöse hören, und aus dem Schlunde des Kraters stiegen schwere, schwarz und gelb gefärbte Rauchmassen auf, die sich über den Rand hinab wälzten, während weißlich gefärbte, leichtere, voll electrischen Stoffes, der in häufigen Blitzen sich entledigte, in das Blau des Himmels empor wirbelten. Man kann leicht denken, daß uns während dieses Vorgangs, der das ohnehin erregte Gefühl menschlicher Ohnmacht auf das höchste steigerte, nicht wohl zu Muthe war. Allein, nach einer halben Minute war der Berg wieder ruhiger, und die Unerschrockenheit unsers Führers und seine Versicherung, »solcher Teufelsspuk sei hier oben etwas Gewöhnliches,« machte, daß sich unsere ängstlichen Besorgnisse legten.

Wir gingen sodann, um keine Ansicht außer Acht zu lassen, auf dem Rande des Kraters nach dem nördlichen der beiden Hörner. Unterwegs stießen wir auf eine Stelle, die so heiß war, daß Jemand von der Gesellschaft, der einen Augenblick darauf stehen blieb, sich die Schuhe verbrannte. Das Horn ist so hoch und von solchem Umfange, daß es in der Ebene für einen bedeutenden Berg gelten würde. Es besteht aus lauter Asche, hat aber eine verhärtete Decke. Wir stiegen hinauf bis zu einer beträchtlichen Höhe, wo wir aber durch die zunehmende Steilheit und den heftiger werdenden Wind, der uns hinab zu schleudern drohte, zum Haltmachen genöthigt wurden. Wir lagerten uns auf dem warmen Boden und betrachteten auf's neue sowohl den Krater, als die übrigen unter uns ausgebreiteten, großartigen und wie durch Zauberkraft hervorgebrachten Gegenstände, deren Anblick alle Sinne und Gefühle des Beobachters aufregt und begeistert und ihn gleichsam in eine andere Welt versetzt.

Nachdem wir im Ganzen zwei Stunden auf dem Gipfel des Aetna verweilt hatten, wurden einige von unsern Gesellschaftern, wegen der allzudünnen Luft und des eingesogenen Schwefeldampfes, von einer Unpäßlichkeit befallen, daher man den Rückweg anzutreten begann. Das Herabsteigen vom Kegel erfordert große Behutsamkeit; doch kamen wir glücklich zu seinem Fuße und zum Philosophenthurm. So nennt man die geringen Ueber-

reste eines alten, aus Backsteinen gebauten Hauses, wo, der Sage nach, der sicilische Naturforscher Empedokles seinen Aufenthalt genommen hatte, um die Erscheinungen des Aetna in der Nähe zu beobachten. Mit mehr Wahrscheinlichkeit wird es von Einigen für einen Rastort des römischen Kaisers Hadrian und von Andern für eine sarazenische Warte gehalten. Dem sei indessen, wie ihm wolle, so zeugen doch seine Bestandtheile von einem sehr hohen Alter.

Vom Philosophenthurm hat man noch eine gute Viertelstunde zu der seitwärts und etwas tiefer gelegenen Casa di Gemmellaro. Auf dem Wege dahin stellte sich uns ein interessantes Schauspiel dar. Es entstanden auf dem Meere, das von der schon hoch stehenden Sonne glänzend erleuchtet war, kleine Nebel, welche sich immer mehr erweiterten und verdichteten und, zu Wolken gebildet, sich nach der Insel her bewegten. Sie zogen dann vor unsern Füßen schnell darüber hin, so daß die Landschaften bald wie mit einem Schleier bedeckt, bald ganz verfinstert, oder blos beschattet waren und plötzlich im Sonnenglanze wieder hervortraten, wodurch ein außerordentlich schöner Farbenwechsel hervorgebracht wurde. Einige leichtere Gewölke erhoben sich bis zum Gipfel des Berges, wo aber ein Sturmwind sie ergriff und seitwärts hinabschleuderte.

Nachdem wir Gemmellaro's Haus erreicht und uns mit der dort zurückgelassenen Gesellschaft wieder vereinigt hatten, fand eine förmliche Reinigung statt; denn unsere Gesichter waren wie geräuchert, die Kleider mit Asche bedeckt, die metallenen Knöpfe, die Uhren u. s. w. schwarz angelaufen, und jede Sache roch nach Schwefel. In kurzem standen Alle wieder gesäubert, und die Officiere in glänzenden Uniformen da, welche sie vor dem Besteigen des Gipfels abgelegt und mit Hausröcken vertauscht hatten. Wir nahmen sodann gemeinschaftlich ein Frühstück ein. Um eilf Uhr Morgens begaben wir uns auf die Rückreise.

Diese Reise war, da sie bergab ging, leichter und schneller und auch in jeder Hinsicht angenehmer, als die den Berg hinauf. Die wüste Region mit ihren Schnee- und Eis-, Lava- und Aschefeldern, wo kein Grashalm aufsprießt, kein lebendes Geschöpf sich regt, und Alles ein Bild der Zerstörung und des Todes ist, kam uns nicht mehr so traurig vor, als in der vergangenen Nacht, und diente nur, die in der Tiefe ausgebreiteten blühenden Landschaften in unsern Augen zu verschönern; und obschon der Donner aus dem Krater dann und wann hörbar war, so machte er doch jetzt nur einen schwachen Eindruck. In der Waldregion und tiefer hinab ergötzte uns Manches, was wir in der Nacht entbehrt hatten. Wir sahen zahllose schöne Kräuter und Blumen, deren würziger Duft den durch Schwefeldampf angegriffenen Geruchsnerven außerordentlich wohl that; wir hörten das romantische Schalmeienspiel der Hirten, in welches die lieb-

lichen Sänger der Natur einstimmten. Was uns besonders eine sehr angenehme Unterhaltung gewährte, war der Anblick der seltsam und mannigfach gestalteten Lavahaufen, welche die geschäftige Phantasie in Kirchen, Schlösser und ähnliche Bilder umschuf. Um halb fünf Uhr Nachmittags kamen wir in der heitersten Stimmung nach Nicolosi zurück.

Richter.

10. Ausbruch des Vesuv.

Erster Brief, den 9. October 1805. »Das erhabenste Schauspiel, womit die Natur das Gemüth ergreift und erschüttert, habe ich in seiner ganzen Fülle genossen. Angethan mit allen seinen Schrecken, mit seiner ganzen Herrlichkeit, feierte der Vesuv das furchtbar erhabene Fest seiner Flammenergießung. Lange vorher wehte auf seinem Gipfel eine weiße Rauchsäule, wie ein in hoher Luft flatterndes Panier, welches einer großen Erscheinung vorgetragen wird. Im Innern des gewaltigen Vulkans donnerte die Vorbereitung zu der großen Entwickelung; das tiefere Zucken der verborgenen Kraft hatte Neapel, die umliegenden Inseln geschreckt, mehrere Städte niedergeschüttet und einen großen Theil der Einwohner unter den Trümmern begraben. Man sah die weiße Rauchsäule von der unter ihr kochenden Gluth angeröthet; oft ward ihr innerster Kern zur lodernden Flamme, welche glühende Steine empor und umher schleuderte. Im Schlunde krachte und ras'te ein schrecklicher Tumult!«

»Am 12ten August endlich eröffnete sich das hinreißendste Schauspiel, das die Natur hervorzubringen vermag. Gegen 9 Uhr Abends stieg die Rauchsäule höher; sie ward röther und röther und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechselnd stieg und sank und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht selten erreichte sie eine außerordentliche Höhe; dann stand der majestätische Feuer-Obelisk einige Minuten fast unbeweglich, wie ein flammender Seraph, der weit über das paradiesische Campanien hinschaute; leichte rothe Wolken schwebten umher und spiegelten sich im dunklen Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtsam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich sank die hochleuchtende Erscheinung in den Feuerschlund hinab und ließ eine Krone von malerischen Wolken zurück. Jetzt erhob sich abermals eine mächtige Gluthsäule; eine kleinere blitzte neben ihr auf, und hohes Getümmel umher, wie das Gefolge einer Göttererscheinung; sie sank zurück und verwandelte ihre Stelle in einen Flammensee. Die Wogen sprudelten, schlugen über und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen sanfteren Wiederschein auf die Stadt, auf das Meer und an die dunkeln Felsen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jetzt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die umfassende Kerkerwand und stürzte

von der Aschenspitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu schildern, welch' ein Aufruhr von Gefühlen den überraschten Zuschauer ergriff. Es war ein Zustand, wo das Entzücken zum Entsetzen, und wiederum das Entsetzen zum Entzücken wird. Ueber dem Krater hatte sich von aufsteigendem Rauch eine Wolkenversammlung gebildet; es schienen die purpurnen Horen zu sein, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochenes Leben und Getümmel, immer wechselnde Pracht, ein stetes Werden und Schwinden glänzte und blitzte durch einander. Jetzt stiegen zwei rothglühende Rauchsäulen auf, die in einem Blutmeere starrten. Was aber dieser großen Scene die höchste Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond; hinter den sich thürmenden und wälzenden Rauchwolken stieg er herauf und schien wirklich Aurora zu sein, die den Triumphzug der vorgeeilten Horen über die Spitze des Berges empfing. Mit glühendem Gesicht, wie ein nektartrunkener Gott, trat er auf die verherrlichte Bühne der Nacht.«

»Aber vom Gipfel des Berges stürzte der Gluthstrom, und bald hatte er den Fuß des Aschenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die schon der Ernte entgegengereift waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft schien er eine Allee zu fassen, deren helle Flamme sich weithin erstreckte und über dem rothen Strom als eine leichte Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavastrom in 5 Arme; 3 zogen östlich, 2 aber westlich; und diese nur konnten von uns gesehen werden. Reißend stürzte der Erguß weiter und verderbender fort; er umfloß Häuser, deren Einwohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die untern Geschosse aus und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavastromes, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voreilte, hatten in kurzer Zeit die Straße erreicht, die durch Portici nach Torre del Greco und Pompeji führt. Beide Ströme durchschnitten die Straße und wälzten sich in die diesseitigen Villen und Gärten, die das Ufer des Meeres begränzen; hier verlor der eine sich unter den Weinhügeln, der andre Strom hingegen stürzte mit verdoppelter Wuth dem Meere zu. Bis dahin hatte er einen Weg von anderthalb deutschen Meilen zu machen, und schon war er dem Rande des Ufers nahe; eine Menge von Zuschauern in Gondeln schwammen in der Gegend des Ufers umher, wo die Feuercascade vom Ufer hinabbrausen mußte. Endlich erfolgte, was erwartet wurde: die Gluthmasse stürzte mit lautem Geprassel und Donnergetöse in's Meer; die Wellen empörten sich gegen den fremden Gast, Flammengewühl und Wellengetümmel im fürchterlichsten Aufruhr ras'ten, schäumend vor

Wuth durcheinander. Kochende Wassersäulen und zürnende Flammenspitzen brachen aus der Fluth empor, kämpften einander nieder und wiederholten den Sturm des wildesten Aufruhrs, bis endlich der Tumult mit leiserem und leiserem Zischen endete, und, gleichsam zum Denkmal des geschlossenen Friedens, von der erstarrten Gluthmasse sich ein Vorgebirge bildete, das tief ins Meer hineintritt.«

Zweiter Brief, den 13ten October 1805. »Unsre Wohnung am Ufer der See wird durch die Aussicht nach dem Vesuv hin, der noch immer sein großes Feuerwerk fortsetzt, höchst anziehend. Jedes Zimmer hat seinen Balcon. Ich trete auf den meinigen hinaus, sobald die Sonne ihren ersten Strahl über den Vesuv in meine Zelle wirft, und mich umfängt von allen Seiten in ihrer ganzen Festlichkeit die Fülle einer hesperischen Natur. Dorthin rechts nach Westen das Vorgebirge Pausilipp, mit seinen Pinienkronen, Cypressen und Landhäusern; links das Vorgebirge der Minerva — welche sinnvollen Namen, jenes die Ruhe, dieses die Weisheit! — Beide strecken sich tief in's Meer hinein, als wollten sie den auf den Wellen ruhenden hesperischen Himmel umfangen. Letzteres ist mit den Städten Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und mit unzähligen Villen bedeckt. Alle diese Landschaften schmiegen sich freundlich um den Fuß des tobenden Vulkans, der unversöhnt seine Flammenströme aussendet, und in seinen innersten Schlünden donnert es, als hätten tausend Cyklopen darin Waffen des zürnenden Jupiter zu schmieden, indeß die glühende Lava ruhig in ihren Ufern fortfließt. So gefahrvoll dies große Schauspiel in der Ferne erscheint, so ziehen doch täglich zahlreiche Gesellschaften zu dem furchtbaren Berge hinauf; auch wir schickten uns an zu einem solchen Zuge. Den 18ten August machten wir unsre Wallfahrt bis zu seinem Gipfel. Bis Resina fuhren wir; dort wurden Esel genommen, und so beritten zogen wir Nachmittags um 4 Uhr den Berg hinan. Zwischen lauter Weingärten und einsam gelegenen Landhäusern windet der romantische Weg sich zum Gipfel empor. Der berühmte Wein, Lagrima Christi genannt, hing noch in seinen Trauben und röthete wie dunkle Purpurguirlanden die grünenden Ranken, welche wie zarte Sympathien die hohen Ulmen umarmten und Arcaden bildeten, die der Phantasie Stoff gaben, die lieblichen grünen Labyrinthe weit über den Anblick hinaus mit entzückenden Ueberraschungen zu bereichern. Ueberall herrschte in diesem grünen Leben eine süße, bis zur Schwärmerei begeisternde Einsamkeit. Die milden Sommerlüfte kamen von den Hügeln und aus den heimlichen Lauben der Thäler zu uns herüber und flatterten zu andern Lauben hinüber, zum ewigen Spiel mit Blättern und Trauben. Links und rechts an der Hauptstraße kleine Eingänge, wie bekränzte Pforten zu geheimnißvollen bacchischen Thälern. Oft wandelte die Lust mich

an, mich in dieses Labyrinth zu stürzen und unterzutauchen, wie die Luft in das grüne Blättergewühl; aber ich folgte dem Zuge unsrer Pilgerschaft, und bald erreichten wir eine Anhöhe voll Grauen und Entzücken; die Natur wird hier dürftiger; die arme Genista nährt sich kümmerlich zwischen unfruchtbaren Felsenzacken einer alten Lava; von allen Seiten erblickten wir tiefe, schwarze Thäler, in welchen vieljährige Lava starrte. Alles wild durcheinander, ein Bild des wunderbarsten Eigensinns, den hier die Natur trotzig durchgesetzt zu haben scheint. Die grause Wildniß gleicht einem todten Meere, welches hier mit seinen finstern Wellen erstarrte und verstummte, indem es seine hundert Arme verwüstend in die liebliche grüne Natur ausstreckte. Furchtsam hat sich hier und da das Hüttchen eines Winzers an das Ufer gerettet, wo ein einsames Leben waltet. Wie der Athem des Entsetzens, weht die Luft den Wandrer an; aber er wendet den Blick, und vor ihm in der Tiefe grünen an der Küste hin paradiesische Fluren. Er überschaut Neapel und den weiten Golf, das jenseitige Pausilipp und die ganze große Landschaft, rein und kräftig hervorgehoben durch die schönste Tagesbeleuchtung; in der Tiefe spiegelt das Meer und gleicht einem klaren Horizont, an welchem die Inseln Capri, Ischia und Procida wie schattige Wolken zu schweben scheinen. Doch wir durften uns nicht zu lange von diesen Reizen festhalten lassen, wie sehr auch die abendliche Lichtfärbung das große Naturpanorama verherrlichte.«

»Wir zogen weiter und erreichten bald die freundliche, mit hohen Bäumen umgebene Stelle, wo der Einsiedler ein nicht sehr einsiedlerisches Leben führt. Der Mann ist darauf eingerichtet, die Fremden mit Lagrima Christi zu bewirthen. Diesem Weine geht es wie mancher Berühmtheit, der man nicht zu nahe treten darf; selbst die Trauben dieses gepriesenen Gewächses sind herbe. Aber die Stelle seiner Einsiedelei ist lieblich und heilig, nicht durch die Märtyrergestalten, die da umhergepflanzt sind, sondern durch den süßen Frieden, der diese Stelle fern vom Geräusch der Menschen und näher dem Himmel der Götter, tief in den Schooß der grünen Natur eigenhändig hineingezaubert zu haben scheint; sie ruht so steil auf dem Abhange und fast in der Mitte der Höhe des Vesuv. Hohe Ulmen stehen am Rande dieser feierlichen Terasse in einem Kreise umher, gleich flüsternden Tempelwänden, über welche sich ein freundlicher Himmel wölbt. Die östliche Abstufung ist mit hohen Kastanienwäldern herrlich überschattet; halb versteckte Eingänge zu diesen Wäldern winden sich von der Einsiedelei in die lieblichen Schatten geheimnißvoll hinab. Sie sind gleich dem Leben, dessen Ausgang verhüllt ist, mysteriös und dunkel. Ach! hier möchte ich wohnen, wenn unter den Menschen kein Herz mehr für mich schlüge! Erquickt und gestärkt zu neuer Anstrengung brachen wir auf, und

der fröhliche Zug setzte sich in Bewegung. Eine lange Strecke ging es zu Esel auf einem Hügelrücken fort, und dies war der anmuthigste Weg, den ich je gemacht habe. Nach Osten hin starrt freilich das todte finstre Lavafeld, aber links von Westen her säuselten lebendig und kräftig kühle Abendlüfte in der duftigen Waldung. Hohe Kastanienwipfel grünten vom tiefen Thale bis zu unserm Weg hinauf; in diese grüne Wildniß hinein zog sich ein Strom alter Lava; aber die holde Natur hatte die Spuren der Verwüstung halb schon überschleiert. Der Somma, dieser Zwillingsbruder des Vesuv, ist bis zu seiner Spitze hinauf mit schönem Grün bekleidet; nur die Seite, die er seinem unähnlichen Nachbar zukehrt, ist verbrannt und dürr. Schon beim Eremiten wurden Fackeln angezündet, welche der weiten Gegend umher eine magische Beleuchtung verliehen. Der ganze Zug, 30 Personen stark, würde das Ansehn eines schauerlichen Geisteraufzugs gehabt haben, wenn nicht Scherz und Gelächter diese Täuschung zerstört hätten; aber vor dem unterirdischen Donner verstummte der jauchzende Muthwille, und der schweigende Geisterzug war auf einige Minuten wieder hergestellt. Es war ein süßes Grausen, welches tief in diese Empfindung eingriff, und die phantasievollen Erwartungen behorchten den vom unterirdischen Donner erschütterten Boden; immer lauter tobte unter unsern Füßen die verborgene Wuth, immer fühlbarer bebte der Berg. Wir hatten noch ein weites grauenvolles Lavafeld zu durchwandern. Seltsame Gruppen von ineinandergeschobenen Lavagestalten starrten, wie finstre Gespenster der Mitternacht, von allen Seiten uns an; und so gelangten wir zum Fuße des Aschenkegels.«

»Hier verließen wir unsre Esel, und die Gesellschaft, theils zu Fuß, theils auf Tragsesseln, klimmte und kroch den Aschenberg hinauf. Trotz der unendlichen Beschwerlichkeit des Steigens verstummten Scherz und Fröhlichkeit nie ganz; sie wurden auch hier nur durch das dumpfe Donnern und das schreiende Sausen des Berges in lauschende Stille verwandelt. Drei Viertelstunden brauchten wir, um uns durch den Aschensand, wo jeder Schritt tief einsank und oft wieder zurückgleitete, zum Gipfel hinaufzuarbeiten. Endlich erreichten wir mühselig den Rand des Kraters. Welch' ein Anblick! Welches Erstaunen voll Grauen und Entzücken bestürmte die Phantasie! Niemand fühlte den ermüdeten Körper; aber ein widriger Wind wehte uns ungeheure Wolken von Schwefeldampf entgegen, durch welche die rothe Gluth ohne bestimmte Form hervorschimmerte. Der erstickende Dampf trieb uns auf die entgegengesetzte Seite des Berges hin; hier bestiegen wir den Kraterrand und sahen in den Feuerschlund hinab, an dessen östlicher Seite die Gluth hervordrang. Ueber diesen Schlund hat sich eine rauhe Lavadecke gelegt, an welcher Hügel an Hügel emporstarrt, und kleine bläuliche Flammen zuckten dazwischen aus dem Boden hervor. Mitten unter diesen

schwarzen Gruppen erhebt sich hoch und hervorragend ein Doppelhügel von Lava und Asche; aus diesem schossen mit Donnergeprassel und heulendem Gesause wechselnd 2 Feuersäulen auf. Die eine war von der andern sehr verschieden; diese warf glühende Steine und Blitze umher; jene stieg mit schneidendem Geschrei, wie eine gelblich klare Flamme empor, und diese gewährte den herrlichsten Anblick. Von ihrer Höhe herab warf sie tausend kleine Sternchen hernieder, die in der Asche noch fortglimmten. Oben neigten sich die Strahlen nach allen Seiten; die ganze Form schien eine gewaltige Feuerpalme zu sein, und fortwährend krachte, rasete, donnerte die Tiefe. Unsre Sitze bebten, und wie Kinder bei einem schauerlichen Abendmährchen horchten Alle furchtsam auf die gewaltigen Worte, welche hier die Natur aussprach.«

»Jetzt hatte sich der Wind zu unserm Vortheil gewendet; wir durften uns nun der Stelle nähern, wo, zwar in beträchtlicher Ferne, der Feuerstrom vorüberzog. Wie ein neues Wunder überraschte uns dieses Schauspiel; hier hatte sich die Hölle einen Ausgang geöffnet; von hier aus sandte sie ihre flammenden Heerschaaren in die Tiefe hinab. Es ist die westliche Seite des Berges, wo der Feuerstrom hervorgebrochen ist; ein hohes Portal von erkalteter Lava hatte sich am Ausbruche gebildet; da stürzte die Gluthmasse aus der Feuergrotte gewaltsam hervor. Die weite Gegend umher war magisch beleuchtet. Wie flammende Höllengeister standen einige der Verwegensten von der Gesellschaft auf einzelnen Felsenspitzen, in rothem, wunderbarem Schein. Licht und Dunkel, Flammen und Nacht kämpften mit einander; aber tiefer unten, hinter dem finstern Lavafelde, zog der rothe Gluthstrom seinen Weg und drehte sich in Schlangenwindungen um die fernen Höhen, wo er sich vor unsern trunkenen Blicken verbarg. Gräßlich beleuchteten seine Flammen die wilden Massen des diesseitigen, schon erstarrten, aber an einigen Punkten noch fortglühenden Lavafeldes, welches einer untergegangenen Welt gleicht, deren Ueberreste aus dem schwarzen Grabe hervorragen. Wer vermöchte sich loszureißen von der Gewalt des Eindrucks, womit solche Gegensätze von Herrlichkeit und Wüste, von Schrecken und Entzücken das Gemüth überwältigen! Ein Vergessen seiner selbst ergreift den Zuschauer vor den Auftritten, wo die Natur gleichsam in ihrer höchsten, thätigsten Begeisterung erscheint. Doch erinnerte uns der finstere Nachthimmel an die Rückkehr. Wir traten unsern Rückweg an. Die wehenden Fackeln schimmerten furchtsam durch die schwarze Finsterniß der Nacht; am hohen Somma zog der Mond vorüber und versilberte das rothe Gewölk, diese feurigen Athemzüge des empörten Vulkans.«

Dritter Brief, den 18ten October 1805. »Sechs Wochen hatte bereits der Vesuv sein großes Schauspiel ununter-

brochen fortgesetzt; endlich verstummte sein Donner, und seine Flammen erloschen. Nach einer Stille von 17 Tagen kündeten mehr und minder fühlbare Erdstöße einen neuen Ausbruch an. Einer war selbst in unsrer Wohnung merkbar; es rasselten um die Mitternachtsstunde Thüren und Fenster; doch that dieser Stoß, außer einigen niedergestürzten Mühlen um Neapel, keinen bedeutenden Schaden. Den 15ten October, Abends gegen neun Uhr, vernahmen die Einwohner von Portici ein erschütterndes Krachen und Brüllen im Innern des Berges; und bald nachher fuhren Flammen aus dem Krater, welche zuweilen außerordentlich hohe Feuersäulen bildeten, von deren Spitze Funken wie ein Sternregen umhersprühten. Endlich schienen die Ufer des Kraters zu glühen, und von Zeit zu Zeit vernahmen wir, obgleich die Entfernung eine deutsche Meile beträgt, das dumpfe Donnergeroll, welches die Einwohner von Portici und Resina heftig erschreckte. Das obere Gluthgewühl dauerte eine halbe Stunde fort; endlich kochte der Flammenrand über und ergoß sich anfangs über die östliche Seite; bald aber durchbrach er auch das westliche Ufer, und nun rieselten kleine und große Feuerbäche von der schwarzen Aschenhöhle herab, gleich flatternden Goldbändern, welche, wie ein Schmuck der Nachtgöttin, in das tiefe Dunkel niederhingen. Die Nacht war stürmisch und heulte durch die Höhlen des Meergestades; das Meer brauf'te und tobte gegen das Ufer; der Wind fuhr in das Gluthgewölk des Kraters, und Verwandlungen der Wolkengebilde folgten schnell auf einander. Bald war der ganze Berg in schwarzrothem Schleier verhüllt, bald stand er triumphirend in seiner ganzen Glorie da. Ein ewiger Wechsel! Die mehrsten Ströme zogen in den Ufern fort, welche die vorige Lava ihnen bereitet hatte. Einer aber nahm seine Richtung ganz westlich nach Portici zu, so daß die Einwohner daselbst sich schon zur Flucht anschickten; allein er hatte noch nicht den Fuß der Aschenhöhle erreicht, als er stille stand, die Nacht hindurch leise fortglühte und dann erlosch.«

»Den Tag nach dem Ausbruche fuhren wir nach Torre del Greco, dem schon oft von den Feuerströmen des Vesuv heimgesuchten Städtchen, welches dicht am Fuße des Berges liegt. Welch' eine fürchterlich erhabene Scene fanden wir hier! Alle die großen Gestaltungen, mit welchen der erste Ausbruch geschreckt und bezaubert hatte, wichen zurück. Ich müßte Flammenworte haben, wenn ich Ihnen schildern wollte, was sich begab. Nicht einen schwachen Schattenriß vermag ich zu geben. — In der Stadt Torre del Greco und näher am Fuße des Berges, ein Gewühl von Zuschauern, welche die große Erscheinung anstaunten. Auf einer etwas hohen Terasse des Berges hinter Weingärten und Landhäusern, unter denen sich das königliche Schloß Favorite findet, hatte sich ein Lavastrom gelagert und bildete einen feurigen See, von welchem ein röthlicher Dampf aufstieg,

der die Gegend umher mit Schwefelgeruch anfüllte. Der Berg schien der Kern einer einzigen ungeheuren Flamme zu sein. Dunkelroth angeglühte Dampfmassen hatten sich auf dem Gipfel gelagert, in verwirrtem Gemisch, als ob ein ganzer, von gräßlichen Blitzen zerrissener Wolkenhimmel auf ihn herabgestürzt wäre; und tief in dem finstern Dampfe war Alles Bewegung; es wirbelte und wühlte, wie Kampfgetümmel und wild durcheinander tobende Wuth. Das Reich der Hölle schien durchbrochen, und der Berg eine ungeheure aufsteigende Brücke zu sein, von Giganten gebaut, den Himmel zu stürmen. Tiefe, dunkle Mitternacht umher, wie ein schwarzes Meer, worin der Berg gleich einer Feuerinsel emporstand. Immer undurchsichtiger und finstrer ward das Donnergewölk, welches Himmel und Erde vermischte, und hoch herab aus der Nacht hingen Feuerbäche und Feuerströme. Der vollständigste dieser Ströme endigte in dem Feuersee auf der untern Terasse und schien ein glühendes unermeßliches Ungeheuer zu sein, welches aus dem Gluthsee sich emporrichtete und seinen flammenhauchenden Kopf in den schwarzen Wolken des Nachthimmels verbarg. Die im rothen Wiederschein auf und abgehenden Zuschauer glichen seltsamen, in Flammenduft gekleideten Schattengestalten. Das Ganze war mehr als erhaben romantisch; es war eine Zauberwelt voll Wunder, die das Gemüth überwältigten und fortrissen in das Gebiet der Phantasien und Träume.« —

Tiedge.

11. Der Hafen von Constantinopel.

Sobald man bis an den Kai gelangt ist, befindet man sich beinahe in einer völligen Verblendung; die Sinne schwinden bei der endlosen Menge immer neuer Gegenstände. Man muß die Augen zudrücken, um die Fluth von Ansichten dem Gedächtnisse einzuprägen und der Phantasie zur Verarbeitung hinzugeben. Schon von fern wird das Ohr durch den wilden Lärm im Hafen wie betäubt. Tritt man aber auf den Kai, so weiß man nicht, ob man hier oder dort hin will; man ist kaum seiner eigenen Entschließungen Herr. Hier ist eine beständige Fluth der Gehenden und Kommenden. Tausend Stimmen erheben sich vor und hinter mir; Geschrei und Getöse von allen Seiten. Ein Chaos von wilden unverständlichen Worten; dort arbeitende, hier streitende Menschengruppen. Rechts ein tobender Haufen der aufgehaltenen, ungeduldigen Schiffsleute! Links ein barbarisches Rufen der ankommenden und abgehenden Gondoliers, die sich kühn und geschickt mit ihren kleinen, bunten Tschaiken (Kähnen) einen Weg durch das Gedränge bahnen. Hier lassen Zimmerleute die wiederholten Schläge ihrer schweren Aexte in der Luft

erschallen; dort scheint die Werkstätte der Cyklopen zu sein, aus welcher die Flamme hoch zum Himmel emporsteigt. Hier die gewaltigen Stimmen der Zankenden, dort ein ungebildeter Matrosengesang, und mitten unter diesem die Signale mit dem Schiffsgeläute, das Pfeifen und der Schall der Schifferglocken. Hier die lärmenden Bauarbeiten an den Schiffen, dort das verworrene Zurufen der Matrosen, welche die Anker werfen oder lichten. Kaum hatten wir den Boden des Kai's betreten, als wir uns schon von Hunderten von Muselmännern umringt sahen. Alle waren Gondoliers, alle beeiferten sich, ihre Tschaiken uns anzubieten, alle uns zu bereden, nur schnell und ohne Bedenken einzusteigen. Sehr oft bleibt es nicht bei dem bloßen Rufen; sie fassen wohl gar die, welche sich dem Hafen nähern, bei den Kleidern an und machen Miene, als wollten sie dieselben mit Gewalt in ihr Boot ziehen. Sie können sich nicht einbilden, daß man blos darum dem Meere zugehe, um die malerische Aussicht auf seine Fläche und die gegenüberstehenden Gestade zu genießen. Sobald man aber einen aus ihrer Mitte zum Ruderer gewählt hat, treten die übrigen zurück. Jener beeifert sich nun, seine Passagiere durch das Menschengetümmel zu seinem Boote zu führen. Wir bestiegen eine Tschaike und waren froh, nachdem wir uns durch die Menge von großen und kleinen Schiffen durchgearbeitet hatten. Bald hatten wir die Mitte des Kanals gewonnen und ruderten nun hastig der Rhede von Constantinopel zu. Unbeschreiblich ist der Anblick, der hier von allen Seiten die Augen fesselt, einzig in der Welt. Der Hafen ist gedrängt voll von Schiffen allerlei Bestimmung, Art, Namens und Baues. Sanft erblickt man sie von den Wogen geschaukelt. Die größeren, welche in langen Reihen vor Anker liegen oder stolz mit fliegenden bunten Flaggen dahin segeln, bilden eine ungeheure Wasserstadt. Die zahlreichen Masten derselben gleichen einem Walde. Alle Räume zwischen diesen großen schwimmenden Palästen sind mit kleineren Fahrzeugen, Gondeln, Schaluppen, Booten, Tschaiken mit und ohne Segel bedeckt, die sich alle Augenblicke durchkreuzen, ohne sich im größten Gedränge zu berühren. Ich erkundigte mich bei einem dieser türkischen Ruderer nach der Zahl der zwischen der Stadt und den Vorstädten beschäftigten Gondeln; er gab sie zu 70,000 an. Das scheint übertrieben; aber 10,000 mögen es wohl sein. Nun denke man sich einen Meerbusen, dessen Umfang sich auf mehrere Stunden erstreckt, und auf dessen einander gegenüber liegenden Gestaden Alles lebhaft und thätig ist, voll von hin und her nach allen Himmelsgegenden auf den Meereswogen schnell fortgleitenden Tschaiken, deren mannigfaltiger Bau und morgenländische Verzierungen allein schon die Aufmerksamkeit des Fremden reizen. Man denke sich die namenlosen, grell in die Augen fallenden bunten Kostüme und Trachten der Orientalen, mit denen

diese Schiffchen ohne Zahl vor unsern Blicken wegeilen. Siehe! wie sie sich auf tausendfältige Weise durchkreuzen, eins das andere noch an Gelenksamkeit und Geschwindigkeit übertrifft, eines hinter dem andern zurückbleibt, dieses jenem voreilt. Siehe! wie in jedem Momente tausend Ruder die glatte Wasserfläche durchschneiden, bei jedem Schlage derselben das Meer schäumend emporspritzt, und die östliche Sonne jeden in die Höhe sich erhebenden Wasserstrahl vergoldet; wie von allen Seiten die beiden Ufer mit allen ihren Gebäuden und Menschen wie in krystallenen Spiegeln abgebildet erscheinen. Man denke sich diesen Hafen an den meisten Orten nur etwas über eine Viertelstunde breit, so daß man in der Mitte desselben Alles zu unterscheiden vermag, was auf beiden reizenden Gestaden vor sich geht. Man denke sich das unaufhörliche Getümmel auf und längs dem Meere, das betäubende Getöse von allen Seiten, die beständige Lebhaftigkeit und Thätigkeit, welche selbst mitten auf dem Wasser mit der auf dem Lande zu wetteifern scheint, die ewige Veränderung der Scenen und Gruppen, die tausendfältig verschiedenen Ansichten und Erscheinungen: so hat man nur einige Theile des großen, unendlichen, jeden Augenblick wechselnden Gemäldes des Hafens von Constantinopel; aber die Wirklichkeit übertrifft millionenmal jede mögliche Darstellung.

Allenthalben, wohin ich schaue, sind unzählige Gegenstände, die in buntem Gemisch vor meinen Blicken vorübergehen, dort dem Auge entschwinden, hier durch neue ersetzt werden. Alles ist in einem unaufhörlichen Wechsel, in beständiger Umwandlung, und dennoch bleibt das Ganze immer das nämliche. Ich richte meine Augen nach Osten (wo der Hafen sich öffnet); sie schweifen den beiden Gestaden nach, die mit Cypressen gekrönt oder mit Reihen von Häusern auf reizenden Anhöhen und Palästen nach orientalischem Geschmacke bepflanzt sind. In weiter Ferne sehe ich das schäumende Meer sich an den felsigen Ufern von Klein-Asien brechen, und Skutari mit seinen zahllosen Dschamien und Minarets, auf seinen Hügeln thronend, im goldenen Strahlenglanz gebadet. Schiffchen gleiten wie schwarze Pünktchen hin und her in den Fluthen des Meers. Weiterhin erblickt man auf den aufgewühlten Wogen einige Fahrzeuge sich schaukeln, die halb in dem Azur des Himmels schweben. In größerer Nähe sieht man die gespannten Segel von Schiffen aus Süden und Norden, welche oben bei dem majestätischen Serai in den Kanal einlenken und sich fertig machen, die Stadt durch den Donner der Kanonen zu begrüßen. Ich blicke nach der Westseite hin, da, wo der Hafen sich in einen Halbmond zu krümmen scheint. So weit mein Auge reicht, sehe ich Schiffe und Schiffe, sehe nur, wie zahllose Schaaren von Tschaiken um die Linienschiffe und größeren Fahrzeuge gleich Mücken um Elephanten herumtanzen. Dort gewahre ich von weitem eine Menge

Fischerboote heransegeln; andere haben schon am Ufer angelegt, und die Fische werden von rüstigen Muselmännern ans Land getragen; hier erwartet sie die Schaar der Fischverkäufer und nimmt ihnen die Last ab unter lautem Geschrei. An den zunächst liegenden Küsten sind Schaluppen befestigt, frische Lebensmittel an Bord zu holen; andere stoßen vom Ufer ab. Hier schiffen kleine Gesellschaften aus Pera, den schönen Sommertag auf dem Wasser zu genießen und sich an der Anmuth der Gestade zu weiden, ehe die Sonne dem Zenith näher kommt. Dort schwimmen türkische Flaggen herbei, rückkehrende Freunde auf den größeren Fahrzeugen am Bord zu bewillkommen. Hier landen Markt- und Postschiffe von entfernten europäischen und asiatischen Vorstädten; dort kommt eben eine Karavane von Kamelen, Mauleseln und Pferden aus dem Innern von Asien zu Schiffe angesegelt, welche bis an den Bosporus ihre Reise zu Lande zurückgelegt hatte. Hier eilt ein Paketboot des Kapudan-Pascha mit bewaffneten Türken davon, um auf den Inseln des Archipels von den christlichen Einwohnern den Tribut zu erpressen. Dort wirft ein Schiff Anker, mit fliegender Flagge, seine Masten und Segel hoch in die Luft hinstreckend; es hat eine Welt von Wasser durchschwommen; es kommt aus Nordamerika; der längst ersehnte Hafen ist erreicht; unter Jauchzen und Frohlocken der Matrosen donnern die Kanonen.

Aber zunächst um mich ist das Gedränge der Schiffe, die Menge der Gegenstände noch weit größer; denn allmählig nähern wir uns der Rhede der Hauptstadt. Die blauen Fluthen des Meeres sind so klar, daß man den Tanz zahlloser Fische in den Tiefen bemerkt. Nahe um die Tschaike herum erheben sich ohne Scheu die Delphine, welche schnell und kühn ihre Häupter aus dem Wasser emporstrecken, aber in dem Augenblicke wieder untersinken und verschwinden; ein seltsames Schauspiel, besonders für das daran nicht gewöhnte Auge des Nordländers. Man ist wegen der weißen Farbe dieser Seethiere anfangs geneigt, sie für Menschen anzusehen. Dazu kommen noch zahllose Schwärme von Eisvögeln, die theils in langen Reihen auf dem Meere hinfliegen, theils sorglos und unbekümmert zwischen den Fahrzeugen hin und her schwimmen. Zur Rechten segelt mir eine prächtige lange Gondel, von goldenem Schnitzwerk strahlend; in ihr sitzt ein Schwarzer mit untergeschlagenen Beinen auf einem reich staffirten Polster. Es ist ein vornehmer Diener des Serai; ein schneeweißer, mit Perlen verzierter Turban hebt die dunkle Farbe seines Gesichts; ein köstlicher Zobelpelz hängt um seine Schultern, und ein von Edelgesteinen blitzender Dolch prangt in seinem Gürtel. Zwölf Ruderer in scharlachenen Jacken beflügeln den Lauf des Fahrzeuges; mit der Schnelligkeit des Windes durchschneidet es die Ebene des Kanals. Zur Linken rudert mir ein langes Boot voll Bostandschis. Sie kommen vom

Sommeraufenthalte des Sultans und haben vermuthlich einen Befehl in die Stadt zu bringen; denn aus ihrer Mitte ragt ein stolzer Muselmann hervor mit einem schwarzen Barte. Ins Kreuz und in die Quere schwärmt eine Menge Gondeln mit Türken, die einander theils höflich mit der Hand aufs Herz und einer geringen Verbeugung begrüßen, theils stolz bei einander vorüberfahren, ohne sich um etwas mehr zu bekümmern, als um die langen Tabackspfeifen, aus denen sie den lieblichen Duft einsaugen. Endlich fällt noch das Auge auf eine Gruppe türkischer Frauen, welche mit ihren grünen Talaren und weißen Schleiern einen Kreis in einer Gondel bilden und in der Frühe des Tages eine Spazierfahrt machen, um die duftige Kühle der Morgenstunden zu benutzen.« Nach Fr. Murhard. (Aus Nösselts Geogr.)

12. Ein Tag in Constantinopel.

Ich erwache, kaum ist es 4 Uhr Morgens. Die Aussicht aus meinem Fenster ist unvergleichlich. Hier ist das unendliche Meer, der majestätische Kanal, der himmlische Hafen; dort die ungeheure Stadt mit ihren hohen Gebäuden, Städten und Städtchen, so weit das Auge reicht. Schon ist die Sonne den Meereswellen entstiegen. In unendlicher Pracht schwebt sie über den Bergen von Skutari. Die metallenen halben Monde der Dschaminen und des Serais funkeln jetzt in blendendem Silber. Ganz in den Anblick versunken, lege ich mich ins Fenster, das nach der Straße hinsieht. Schon ist diese mit Menschen bedeckt; aber wer könnte die einzelnen Gruppen des Menschengewühls beschreiben? Ich eile zum Hafen hin und nach der Hauptstadt hinüber. Unendliche menschenreiche Straßen winden sich um die Paläste herum. Wohin ich komme, tönen die hellen Stimmen der Muezzins von den Minarets herab, und die Straßen um die Moskeen fangen an, immer lebendiger zu werden. Muselmänner mit tausendfältigen Trachten, mit Turbanen von jeder Form und Farbe, zu Fuß und zu Pferd, mit und ohne Gefolge, füllen alle Räume an; man eilt in die Tempel. Doch was bedeutet das laute Geräusch, das mir von verschiedenen Gegenden entgegenschallt, und das dem Schlagen von Stäben auf Metall gleicht? Und siehe, welche Haufen von Griechen und Griechinnen drängen sich nach diesen Orten hin, aus denen das Getöse kommt! Dort bemerke ich einen schwarzgekleideten Vornehmen in Begleitung mehrerer anderer schwarzen Männer, die vor ihm hergehen, und von denen ihm einer ein Kreuz vorträgt. Sie haben alle lange, selbst bis an die Nase und die Wangen hinaufgehende Bärte, und auf ihren Häuptern sehe ich runde Mützen von schwarzem Hutfilz. Es sind griechische Geistliche, und der Mann, der zuletzt geht, ist ein Bischof. Jene vielen Griechen eilen insgesammt in die Tempel ihres Glaubens. Je-

nes Geräusch ist der Ruf zum Gebet; es muß den Schall der Glocken ersetzen und wird von den Diakonen vor den Thüren derselben verrichtet. — Und jene Männer da mit Kleidern von einfacheren Farben und kleinen Mützen, wer sind sie, und wohin gehen sie so früh? Ihre Physiognomien sind weder griechisch noch türkisch; aber sie sind eben so wenig europäisch, und die schwarzen Stutzbärte erheben noch die schwarzbraune Farbe ihrer Gesichter. — Es sind Armenier; auch ihnen gebietet ihre Religion, schon beim Aufgange der Sonne ihren Gott in den Tempeln zu loben und zu ehren. Nach Beendigung des Gottesdienstes ist nun schon im weiten Umfange der Stadt Alles in reger Thätigkeit. Eine Menge Maulthiere und Pferde wird mit Fässern an den Seiten durch die Straßen getrieben, und diese gießen Wasser auf das Pflaster. Ueberall sieht man Bedienten und Sklaven aus den Thoren und Thüren der Häuser treten und Vorhöfe und Fußsteige mit Wasser besprengen. Die Gitter öffnen sich an den Fenstern, und die Balconthüren werden aufgethan. Bereits füllen sich die Dächer und die Zinnen der Paläste hin und wieder mit Taback schmauchenden Muselmännern, und die Diener der Großen eilen mit Erfrischungen durch die Straßen. Schon dringt der Schall der zahllosen Handwerker und Arbeiter aus den offenen Werkstätten wirbelnd in die Lufträume und wird nun durch den Alles betäubenden Straßenlärm durchkreuzt. Die Lastträger und Lastthiere haben ihr Tagewerk angefangen, und Reihen von Eseln, Pferden, Maulthieren, Büffeln, Kamelen drängen sich in wildem Wirrwarr durch das Gewühl. Hier treibt man Haufen von Kühen, Schafen und Ziegen durch die Gassen, welche vorsichtig bei den vielen Hundegruppen vorbeieilen. Dort kommt ein türkischer Großer geritten; die zahlreiche Dienerschaft zieht zu Fuß und zu Pferd in reichen Gewändern und mit blitzenden Waffen vorher und gebietet Platz der Menge. Schon kommen die Gemüse- und Victualienverkäufer in die Straßen. »Milch! Milch! frisch und warm! — Süßes Wasser! — Zuckertrank! vortrefflicher Zuckertrank! — Sorbet! Sorbet! — Blumenkohl! — Artischocken! — Süßes Kraut! — Salat! — Essig! saurer Essig! — Butter! weiße und gelbe Butter! — Moldauischer Honig! weißer und gelber Honig! — Honigtrank! — Oel! starkes Oel! — Wachs von der Donau!« So durchtönen sich die hellschreienden Stimmen der Ausrufer, um die sich Alles zum Einkaufe drängt. — Der Neugierigen und Kauflustigen große Schaar drängt sich zu den Bazars hin, wo schon alle Kaufleute ihre Plätze eingenommen haben. Bereits sind die Kaffeehäuser mit müssigen Türken angefüllt, und in den Sorbethäusern kann nicht genug von dem süßen Getränk eingeschenkt werden. Die Süßigkeitsverkäufer setzen ihre Trinkschalen aus; schon rauchen die Kessel der Kaffeeverkäufer; hin und wieder erblickt man ein

Feuer, wo Fische und Lammfleisch zu braten angefangen wird, auch einzelne Gruppen von Arbeitern, die unter freiem Himmel ihr Frühstück verzehren. Die Kuchenhändler und Verkäufer von gebackenen Eßwaaren bringen ihre Gestelle in Ordnung, die Gewürzkrämer ihre Schachteln, Büchsen und Gläser auf die Buden und auf die Bretter vor den Fenstern; die Fleischer hängen ihre besten Sorten aus, und die Fischhändler nehmen Wage und Gewicht zur Hand. Schon haben die zahlreichen Bäcker ihre weißen und schwarzen Brode in Menge unter das Volk vertheilt, und die Frauenfiakers, die bunten Gitterwagen und Kaleschen ihre gewöhnlichen Plätze eingenommen. Schon sieht man die Patrouillen mit schimmernden Waffen durch die Straßen eilen, lauter bärtige Türken, mit Pistolen und Messern im Gürtel. Indessen haben auch die Arbeiten längs dem Hafen und in den vielen Arsenalen, Magazinen und Schiffswerften ihren Anfang genommen; die Verdecke der vor Anker liegenden Schiffe sind in voller Regsamkeit, und die Schaluppen und Boote werden in Bereitschaft gesetzt. An den Kais sammelt sich der Gondelierer zahllose Schaar, und viele sind schon beschäftigt, die Stricke abzubinden und mit den Tschaiken in die See zu stechen. Hier begegne ich bereits einem Haufen Seeleute, die in die Stadt gekommen sind, um am frühen Morgen Proviant einzukaufen; andere wandern zum Meere hin, wo ihre Fahrzeuge schon zur Abfahrt bereit liegen. Dort schleift man einen todten Büffel aus einer Gasse nach einem freien Platze; eine Menge hungriger Hunde folgt dem Braten nach, der ihnen jetzt übergeben werden soll. Bald erschallen nun alle Straßen von dem vermischten Geschrei unzähliger Ausrufer; denn zu den Gemüsehändlern sind jetzt noch eine Menge anderer Verkäufer hinzugekommen. Von allen Ecken hört man: Frühstück für zwei Parahs! Süßer Kuchen! Kirschtorte! Butterkuchen! Eis! Eiswasser! Honigbrod! Limonien! Milchkuchen! Käse! Oliven! Pistazienkuchen! Nüsse! Feigen! Reiß! Reißkuchen! Zwiebeln! Wassermelonen! Datteln! Rosinentorte! Eier! Hühner! Fasanen! Enten! Spargel! Kirschen! Pfirsiche! Pflaumen! und wer weiß was alles ausrufen. Wie da Alles durch einander wirbelt, und die Stimmen der Verkäufer eine die andere zu überschreien sucht mitten im Gewühl der Menschen und Pferde, und die Käufer von allen Seiten herbeieilen, und einer dem andern zuvorkommen will! Hier gewahre ich eine Anzahl Türkinnen, die am Kai zusammen eine Gondel dingen, um sich nach der asiatischen Küste übersetzen zu lassen, wo die Natur so reich ist an Reizen, Scenen und Aussichten, wo mitten in den Wildnissen ein Garten nur in den andern zu führen, ein Wäldchen nur das andere aufzunehmen scheint, wo ein immerwährendes Grün die anmuthigen Hügel bedeckt, und Bäche vom reinsten Wasser die anmuthigen Wiesengründe durchschlän-

geln. Hier erscheint eine vornehme Dame in einem verdeckten, wohlverzierten Wagen, mit einer Bedeckung von Mohren, um einen Sommerpavillon am Kanal zu besuchen; das Volk macht überall Platz, wo der Zug geht, und die Schwarzen drohen mit blitzenden Augen Jedem, der nicht weichen will. Dort fährt die Gattin eines reichen Türken in ihrer von Goldblech strahlenden Tschaike; weiße und schwarze Sklavinnen stehen neben ihr, bereit, jeden ihrer Winke zu befolgen. Vorher rudern ihre Sklaven in einem Boote und rufen schon von fern alle Gondeln, die ihnen aufstoßen, zu, sich zu entfernen. So wimmelt es in der Frühe des Morgens schon in allen Straßen von türkischen Frauen zu Fuß und zu Wagen. Die ärmeren gehen auch wohl allein, die vornehmeren aber nie ohne Begleitung. Jene kaufen auch wohl, was sie zur Haushaltung bedürfen; diese aber höchstens Näschereien oder Putzsachen; denn kein Türke von Stande duldet, daß seine Frau sich um die Wirthschaft bekümmre; das geschieht allein durch männliche Bedienten. Eine Frau auf der Straße starr anzusehen, wird für eine große Ungezogenheit und Beleidigung angesehen. Wer einer Dame begegnet, geht mit niedergeschlagenen Augen vorüber, und als ein Reisender einst stehen blieb und einer vorüberfahrenden reichen Türkin nachsah, sprengten gleich zwei Mohren herbei und schwangen ihre blitzenden Schwerter über seinem Kopfe. In der Regel tragen die Türkinnen ein grünes Gewand und gelbe Sandalen, die Griechinnen und Armenierinnen dagegen braune, blaue und dunkelrothe Gewänder und rothe oder blaue Sandalen. Ich eile in den Mittelpunkt der Stadt zurück. Hier hat unterdessen die allgemeine Thätigkeit den höchsten Gipfel erreicht. Im Bazar ist nicht durchzukommen. Dicke Staubwolken erheben sich an allen Ecken. Man eilt von neuem überall, mit Wasser zu sprengen. Von der einen Seite schreit man mir wild entgegen, daß ich Platz machen soll, von der andern drückt man mich vorwärts, und in der Mitte der Straße zieht eine gewaffnete Schaar einher und stößt Alles zurück, was ihr in den Weg tritt. Hier droht ein Kamel mich zu zertreten, dort bäumt sich ein wildes Roß hinter mir; hier zürnt ein aufgebrachter Mohr mit bloßem Messer, der eine Türkin zu bewachen hat, dort klafft mich ein großer Hund an und weist mir die Zähne, die noch vom Blute eines zerrissenen Aases triefen. Nicht fern von mir entsteht ein Streit; ich sehe im Strahle der Sonne krumme Messer blitzen. Doch schnell fliegen Soldaten herbei; mit den Waffen in der Hand bahnen sie sich einen Weg durch die Menge. Es erfolgt eine schreckliche Pause; denn hoch blitzen die Mordgewehre, und die Thäter werden ergriffen und fortgeführt. Unterdessen haben auch die Amtsgeschäfte ihren Anfang genommen. Der große Divan ist im Serai versammelt, die Richter sitzen in ihren Gerichtshöfen. Die türkischen Großen ziehen mit orientalischem Gepränge

zu den Versammlungen. Die Menge ihrer Pferde, von denen viele, mit prächtigen Sattelzeugen bedeckt, nur zur Schau nachgeführt werden, und ihre zahlreichen Dienerschaften füllen ganze Straßen an. Auf dem Atmeidan (große Rennbahn) durchkreuzen sich die rüstigen türkischen Jünglinge mit pfeilschnellem Galopp und üben sich auf ihren gewandten Rossen im Pfeilschießen und Lanzenwerfen. Jenseit des Hafens auf Top-Hanas Plätzen schallt inzwischen der Donner der Kanonen in unaufhörlichem Geprassel empor. Das Corps der türkischen Artilleristen hat seine Uebungen begonnen. Am Hafen erhebt sich plötzlich ein Wald von Mastbäumen, und unter dem Hurrahgeschrei der Seeleute werden die Anker gelichtet. Stolz schwimmt mit gespannten Segeln eine ganze Flotte dahin, und die Gestade sind mit Zuschauern bedeckt, ihren Bewegungen zuzusehen. Aber jetzt tritt die Sonne in den Zenith, und von neuem ertönt der Ruf zum Gebet von allen Minarets herab, und die Rechtgläubigen verlassen ihre Arbeiten und Belustigungsörter und drängen sich wieder nach ihren Gotteshäusern hin. Bestände diese Frömmigkeit in echter Religiosität, beschränkte sie sich nicht lediglich auf leere Ceremonien, wer wollte nicht wünschen, unter den Türken zu leben? —

Der Mittag ist auch hier die Zeit der Ruhe und des Genusses für die ärmern Menschenklassen. Betritt man zu dieser Stunde die Kais, die Bazars und Plätze, so erblickt man an allen Orten die Einwohner mit Essen beschäftigt. Das Rasseln und Geklirre der Eßgeschirre, der Schüsseln, Löffel und Messer ertönt aus allen Häusern, und mannigfaltige Gerüche verbreiten sich durch die Lüfte. Aber das milde Klima des Südens macht, daß Alles hier weit einfacher und natürlicher hergeht als bei uns. Haufen von Menschen sitzen da ganz frei und öffentlich; die Erde ist ihr Stuhl, der Himmel ihr Dach; ihr ganzes Mittagsmahl liegt in einer kleinen hölzernen Schaufel oder in einem irdenen Gefäße, und statt Messer, Gabel und Löffel bedienen sie sich der Hände. Vor den Häusern, auf den Fluren, auf den Vorhöfen, in den Gärten, auf den Terassen — überall Menschen und Gesellschaften beim Essen. Stumm und gravitätisch sieht man die Türken um die kleinen runden Tischchen herumsitzen. Munter und fröhlich halten die Griechen ihr Mahl. Durch die Straßen schreiten die Hundefütterer und werfen das Fleisch stückweise den Thieren vor. Die Mittagshitze hat nun den höchsten Grad erreicht, und die meisten Einwohner legen sich zur Ruhe, während sich andere noch in voller Thätigkeit befinden. Da siehst du auf den Schwellen der Häuser, in den Winkeln der Straßen, an den Kais, in den am Ufer befindlichen Schiffen und Schiffchen, auf den Grasplätzen und unter den schattigen Cypressen überall Schlafende liegen. Aber was bedeutet das Geläute, das mannigfaltige Glockenspiel, das mir aus dem Hafen entgegentönt? Es ist

der Ruf zum Mittagsmahl auf den zahlreichen Schiffen. Siehe, wie die vielen Matrosen, die sich noch am Ufer befinden, herbeieilen und hastig die Schaluppen besteigen, die sie zu ihren Fahrzeugen bringen. Bei den türkischen Großen geht es beim Mittagsmahl mit orientalischer Pracht her. Nicht selten sieht man 50—100 Schüsseln. Man speist auf chinesischem und japanischem Porzellan; die Messer und Löffel sind mit Gold eingefaßt; aber in der Zubereitung der Speisen herrscht doch eine große Einfachheit. Nun kommt auch für diese Menschenklasse die Sieste; von Vornehmen ist die Stadt wie ausgestorben.

Endlich ist die Sieste allgemein beendigt. Die Straßen und die Bazars haben sich wieder mit Menschen gefüllt, und Alles ist wie zuvor in voller Beschäftigung. Die Terassen und Balcone werden mit reichen Teppichen geziert, und die Dächer und Gärten nehmen die Spaziergänger wieder in sich auf. In zahlloser Menge traben die Kamele, Pferde und Esel von neuem durch die Gassen, und die namenlosen Stimmen der Ausrufer, der Lastträger und Viehtreiber steigen wieder in unendlichem Gesumse in die Luft. Längs dem Kanale hört man von fern die Kanonen donnern; was bedeutet das? — Der Sultan fährt auf dem Meere spazieren, und wo er hinkommt, wird er von den Ufern durch das Geschütz begrüßt.

Die Berufsgeschäfte des Tages sind nun zu Ende, und alle Geschäftsleute haben jetzt die Stunden der Erholung und des Vergnügens. Nur der Kaufmann sitzt noch in seinem Gewölbe. Die Bäder sind gefüllt, und in den Kaffeehäusern ist kaum unterzukommen. Alle Spaziergänge in der Nähe und Ferne sind mit Menschen wie besäet, und der Kanal wimmelt von Schiffchen. Hier treiben Tänzer und Gaukler ihr Spiel, dort haben arabische Improvisatoren einen Kreis um sich her gezogen. Hier gafft Alles neugierig ein Schatten- und Marionettenspiel an, oder treiben die Taschenspieler und Guckkastenträger ihr Handwerk. Hier haben die Wahrsager ihre Buden aufgeschlagen, dort lockt ein Charlatan das Geld aus der Tasche. Hier macht ein Springer Luftsprünge zum Entsetzen; dort reizt ein Abenteurer durch Grausamkeit an seinem eigenen Körper die allgemeine Aufmerksamkeit. Hier läßt ein Zigeuner seine Bären und Affen tanzen, dort sieht man dem Wettkampfe einiger türkischen Jünglinge zu, die auf ihren schnellen gewandten Hengsten sich bald bis zur Berührung nahe kommen, dann wieder plötzlich von einander fliegen. Und so geht es den ganzen Nachmittag fort.

Schon ist noch einmal zum Gebete gerufen worden. Indessen neigt sich der Tag. Ich stehe auf dem unendlichen belebten Kai. Die Wellen wogen schon zwischen den Sonnenflammen. Meer und Himmel sind von der Abendröthe beleuchtet. Rings um mich her schwimmen Fahrzeuge, und in ihrer Mitte ein hohes Linienschiff gleich einem Meergott. Von allen

Seiten umschließt der prächtige Golf das Meer mit Städten, Hainen, Felsen, Wäldchen; nur gegen Osten blickte ich ins Freie, und da steigen in blauer Ferne die zauberischen Höhen von Skutari lustig auf. Müde kehren die Arbeiter von ihrem Tagewerke zurück. Die Gondelierer lenken zu den Buchten des Kais ein und fangen an, ihre Fahrzeuge festzubinden, und die Spaziergänger eilen in ihre Wohnungen zurück. Im Orient ist es nicht Sitte, den Spätabend im Freien zu genießen oder zu schwärmen. Alles eilt zur Ruhe zurück, sobald die Dämmerung in die Nacht übergeht. Alle Wege sind mit Menschen bedeckt, die sich auf dem Rückwege befinden. Alle Feste sind zu Ende, und die schönsten Spaziergänge werden leer. Die Dunkelheit folgt schnell der Dämmerung nach, weit schneller, als in unsern nördlichen Gegenden, und während die vom Meere aufsteigenden Winde durch die Blätter rauschen, und die Nachtigallen in den Gärten schlagen, ziehen tausend Sterne in strahlendem Glanze im Osten über Skutari herauf und stehen plötzlich wie eine geheimnißvolle Schrift über der weiten Nacht. Nur unvernehmlich rauscht das Meer aus der Tiefe zu dem Kai herauf; wie eine stille Todtenfeier wälzen sich die Wogen durch die verhüllte Natur. Und um mich herum und hinter mir bewegt sich noch ein Meer von Menschen, und von den Minarets herab tönen von neuem tausend Stimmen und verkündigen das vierte Tagesgebet. Noch höre ich die Stimmen und den Gesang der Matrosen erschallen, und das Pfeifen der Schiffscapitaine und das Geläute der Schiffsglocken ruft die zerstreuten Seeleute zum Abendmahl. Ich wende mich vom Hafen zur Stadt. Millionen Lichter flammen mir entgegen. Alle Kaffeehäuser sind erleuchtet, und die Schattenspiele und transparenten Schauspiele nehmen in ihnen den Anfang. Auch von den Dächern schimmern Lichter und Laternen. Denn jetzt halten die türkischen Damen hier ihre Zusammenkünfte und können nun unverschleiert in die Labyrinthe von Gassen hinabschauen. Sklavinnen bringen ihnen Erfrischungen und Kaffee; Sklaven halten Wache, damit es Niemand wage, diesen jetzt heiligen Ort zu betreten, und selbst der Herr des Hauses darf diese nächtlichen Zirkel nicht stören, sobald fremde Damen sich bei seinen Frauen eingefunden haben. Zwar hat die Stadt keine öffentliche Straßenerleuchtung; aber desto artiger nehmen sich die vielen kleinen Lichtchen, Wachsstöcke, Lampen und durchsichtigen Papierlaternen aus, die vor den Läden aller Victualienhändler, Koffetiers u. dergl. angezündet sind.

Indessen wird es immer später und später. Einsam flimmern noch hin und wieder Lichter von den Dächern, und nur die Badehäuser und Kaffeebuden sind noch mit Menschen gefüllt. Die reichen Muselmänner haben sich schon in das Innerste ihrer Häuser begeben. Auf den Straßen haben sich die Menschenmassen bereits längst zerstreut. Um 10 Uhr Abends sind alle Orte

still und öde geworden; im Hafen hört man lediglich noch einige Gondeln und Schiffchen mit den Wellen kämpfen. Doch plötzlich fährt in dumpfem Hall der Donner einiger Kanonen in die Lüfte und tönt in zehnfachem Echo wieder von den Anhöhen. Er verkündigt die Todesstunde einiger Schlachtopfer. Er tönt von der Ostseite des Serai her und ist das gewöhnliche Signal, daß Einige das Leben verwirkt haben, und daß in diesem Augenblick ihre Leichname aus den Fenstern ins Meer hinabgeworfen werden. Nach Fr. Murhard. (Aus Nösselts Geogr.)

13. Beschreibung eines Seeschiffes und des Lebens auf demselben.

(Mit besonderer Beziehung auf des Entdeckers Cook Schiffseinrichtung.)

Cook hatte bei seiner ersten Weltumschiffung bemerkt, wie nützlich ihm ein kleineres Fahrzeug als sein Schiff bei der Untersuchung einer beträchtlichen mit Untiefen umringten Seeküste gewesen war; ja, er war überzeugt, daß im Fall die großen Schiffe so beschädigt würden, daß die Rückkehr nach Europa in denselben zu mißlich sein möchte, dergleichen kleine Fahrzeuge sogar zur Rettung der gesammten Mannschaft dienen könnten. Demzufolge hatte man ihm auf der zweiten und dritten Reise in jedem Schiffe einen kleinen Schoner *) mitgegeben, dessen Holzwerk ganz fertig gezimmert war und erforderlichen Falls nur zusammengefügt zu werden brauchte. Die Masten, das Tauwerk und die Segel dieser Fahrzeuge waren ebenfalls in England mit eingeschifft worden; kurz es fehlte nur an Gelegenheit, sich ihrer wirklich zu bedienen.

Wenn man berechnet, welch einen großen Platz diese Fahrzeuge im Schiffe einnehmen müssen; wenn man bedenkt, daß alle Vorrathskammern mit Sachen vollgepfropft sind; daß auf dem Verdeck, zwischen dem großen und Fockmast, fünf große und kleine Boote stehen; daß die Seiten des Vordercastells mit ungeheuren Noth- und Bugankern und ansehnlichen Strom- und Flußankern gleichsam bedeckt sind; daß der innere Raum voll vieler hundert Fässer ist, wovon allein zuweilen sechzig bis siebzig mit Wasser, eben so viel mit Sauerkraut und ungleich mehr noch mit gepökeltem Rind- und Schweinefleisch, mit Mehl, Erbsen und Zwieback, auch viele mit Wein und Branntwein angefüllt sind; daß eine Menge Steinkohlen theils als Ballast, um das Schiff gehörig in's Wasser zu senken, theils zum täglichen Gebrauch in der Küche, im Tiefsten liegt; daß viele Kabeltaue,

*) Ein Fahrzeug mit 2 Masten, im gegenwärtigen Falle von zwanzig bis dreißig Tonnen.

jedes hundert und mehr Klafter lang, und manches von der Dicke eines Schenkels, oben im Matrosenraume befindlich sind: so erstaunt man wahrlich, wie in einem Behältniß von vierhundert und achtzig Tonnen, deren jede vier und vierzig Quadratfuß hält, noch hundert und zwanzig Menschen Platz finden; oder wenn dies begreiflich ist, wie sie drei Jahre lang, bei unverdaulicher Kost, bei steter Anstrengung und allem Druck der härtesten Lebensart, gesund und gutes Muthes bleiben können? Vielleicht läßt sich hier in wenigen Worten zeigen, wie diese Besatzung in dem schwimmenden Schlosse vertheilt ist.

Drei Masten ruhen unmittelbar auf dem Kiele*) und streben hinter einander gerade in die Höhe. Der mittelste und vordere (Haupt- und Fockmast), jeder mit seinen zwei Verlängerungen (Mars- und Bramstengen), sind siebzig bis achtzig Fuß hoch und unten etwa Mannes dick. Der hinterste oder Besanmast ist kleiner und hat nur eine Verlängerung (die Kreuzstenge). In schräger Richtung steigt vorn über dem Schiffsschnabel das Bugspriet, gleichsam als ein vierter Mast, hervor, der ebenfalls mit einer Verlängerung (dem Clüverbaum) versehen ist. Die Masten werden durch starke Taue unterstützt, welche theils nach vorn, theils nach den Seiten hin, vom Mastkorbe heruntergehen und im ersten Falle Stage, im letztern aber, wo mehrere beisammen sind, die Wände heißen, auf denen man, auf querüber gebundenen Schnüren, welche die Sprossen einer Leiter vorstellen, hinaufsteigen kann. Jede Verlängerung des Mastes trägt ein viereckiges, und jeder Stag ein dreieckiges Segel. Die Seiten des Schiffes steigen nach hinten zu ein wenig in die Höhe. Ueber dem ganzen Hintertheil liegt auf starken Balken ein Boden von Planken, der bis zum Hauptmast geht. Dieser Boden, oder in der Schiffersprache, dieses halbe Verdeck, heißt auf Kriegsschiffen das Quarterdeck (oder Verdeck der Officiere). Ein ähnliches halbes Verdeck liegt auf dem Vordertheile des Schiffes, zwischen dem Bugspriet und Fockmast und wird das Vorder-Castell genannt. Ungefähr sechs Schuh tiefer als diese halben Verdecke geht das eigentliche Verdeck als ein vollkommener Boden durch das ganze Schiff von einem Ende zum andern. Auf dem Theile desselben, der unter das Quarterdeck geht, wohnt der Capitain, dessen Hauptzimmer oder die große Kajüte das Hintertheil des Schiffs in seiner ganzen Breite von etwa sieben Schritten einnimmt und zu beiden Seiten mit einem kleinen, bedeckten Altan versehen ist. Vor dieser Kajüte hat der Capitain sein Schlafgemach, ein Vorzimmer und eine finstere Vorraths-

*) Bei dieser Beschreibung nehme ich Rücksicht auf das Schiff, in welchem ich Cook auf seiner zweiten Reise begleitet habe, die Resolution.

kammer. Die große Kajüte ist das einzige helle Zimmer im Schiffe, in dem sechs kleine Fenster, jedes ungefähr 3 Schuh hoch und zwei Schuh breit, nach hintenhinaus, dicht nebeneinander stehen. Vor dem Eingange zur Wohnung des Capitains bleibt der Platz in der Mitte frei, wo man aufs Quarterdeck hinauf und tiefer ins Schiff hinabsteigt; und nur zu beiden Seiten sind bretterne Verschläge für den ersten Lieutenant, den Astronomen, den Equipagenmeister und die Naturforscher angebracht, die auch in dieser Ordnung an Bequemlichkeit abnehmen, so daß die letzten einen Würfel von sechs Fuß vorstellen, wo ein Bett, ein Kasten und ein Schreibtisch nur eben noch Platz für einen Feldstuhl übrig lassen. Das Fenster dieser Kajüte ist eine Glasscheibe von sechs Zoll ins Gevierte, in einem starken Rahmen, den man aber aus Furcht vor Ueberschwemmungen nicht eher ausheben darf, als bis man sich den Wendekreisen nähert. Unter dem Halbverdeck des Vorder-Castells hat rechts und links der Bootsmann und der Zimmermann seine Kajüte, und zwischen ihnen ist die Küche. Parallel mit dem Verdeck, nur etwa fünf Schuh tiefer, geht ein zweiter Boden durch das ganze Schiff, auf dessen Hintertheil zu beiden Seiten die Kajüten des zweiten und dritten Lieutenants, des Lieutenats der Seesoldaten, des Wundarztes und des Malers stehen. Zwischen denselben bleibt ein großer Spielraum für die Barre oder das Heft des Schiffsruders, welches in Seilen geht, die auf dem Quarterdeck vermittelst eines großen Rades regiert werden. Vor dem Besanmast steht, hier unten, die große Tafel, an welcher die vorgedachten Officiere speisen, fest aufs Verdeck genagelt, welches zur See mit allen Tischen geschieht. Uebrigens steht man in diesem Theile des Schiffs nie ganz aufrecht und sieht nie anders, als bei brennenden Lichtern, außer, wenn das Wetter es erlaubt, zwei große Schießscharten im Hintertheil zu öffnen. Die Officiers-Kajüten haben zwar ganz kleine Fensterchen; doch dürfen sie, so lange das Schiff in See ist, nie geöffnet werden, weil die Wellen fast unaufhörlich darüber gehen. Der Constabel, der Schreiber, die Unterwundärzte, die Steuermannsgehülfen und die Seecadetten wohnen zu vier oder fünf beisammen auf eben diesem zweiten Verdeck, in Verschlägen von Segeltuch, in den vier Ecken des übrigen Raumes, der außerdem für die Ankertaue und für die gemeinen Leute bestimmt ist, und sein Licht nur von oben durch die Luken erhält, durch welche man ein- und aussteigt. Ganz im Vordertheil des Schiffs unter der Küche sind des Bootsmanns Vorrathskammern befindlich. Allein der große Vorrath aller Art liegt unter diesem zweiten Boden durchs ganze Schiff vertheilt; doch finden sich auch hier noch allerlei Abtheilungen und Verschläge, welche theils die Unordnung verhüten, die bei der Menge der Fässer zuweilen doch unvermeidlich ist, theils auch gewisse Vorrathsartikel vor Gefahr

und vor Veruntreuung sicher stellen. So giebt es eine eigene Brodkammer, eine Segelkammer, eine Kleiderkammer, eine Branntweinkammer und eine Pulverkammer. —

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder viermal angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache herauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Ruf muß Alles auf den Beinen sein, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Castell und am Steuerruder ein Jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Der Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft,*) theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für Jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöset und aufgezogen werden, brausen die Winde darein und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung der Masten hinan. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt, hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherm Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Ende der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert und das Seil unter ihren Füßen erschüttert; trotz der schwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. Man hat berechnet und mit dem Sextanten gemessen, daß der Mast zuweilen bei sehr hohler See in einem Winkel von acht und dreißig Graden von der Perpendikularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen sehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen funfzig Fuß hoch am Maste hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch

*) Ein Segel einreffen heißt einen Theil desselben über die Raa oder Segelstange wickeln und festbinden, damit es kleiner werde. Während dieser Arbeit wird die Raa herabgelassen, und sobald eingerefft ist, zieht man sie wieder auf, und sie hängt alsdann nicht so hoch als zuvor am Maste. Man kann ein Marssegel zwei auch dreimal reffen.

einen Bogen von funfzig bis sechzig Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er ins Meer hinabgeschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich diese gewaltsame Bewegung anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehülfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte ist dahin gerichtet, daß es ihm Keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht blos auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat und mit den Stücken Alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstenge und blickt aus dieser einsamen, schwindligmachenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrne Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff, noch mehr, als die unteren großen Segel führt. In offner See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff, mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit fest gebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe sei, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturm hinfliehen läßt? *) Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indessen nur selten; Anstrengung und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; Keiner hält es länger, als eine Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird und

*) Dies wird nur in der Voraussetzung gesagt, daß das Schiff dauerhaft gebaut sei und gut auf dem Wasser schwimme. Wo dieses nicht der Fall ist, kann es, indem es die Welle auf der Seite empfängt, ganz umgeworfen, oder wenn sie von hinten hineinschlägt, zerschmettert werden, und in beiden Fällen bleibt keine Rettung übrig.

ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt, bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug in dem Character des Seemannes; und hat sie gleich oft den Anstrich eines kindisches Leichtsinnes, so gränzt sie doch zuweilen an die wahre Philosophie des Lebens und ist auch, wie diese, das Resultat der Erfahrung und Gesundheit. Die schnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See so oft erfährt, tragen viel dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Officiere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk fast täglich von Kälte und Nässe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannschaft angerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das Hin- und Hersegeln zwischen Eismassen, denen man öfters ausweichen mußte, nebst vielem stürmischen Wetter vollends alle Kräfte erschöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne fast immer vor unsern Augen verbarg, und wie ein drückendes Gewicht auf unserm Geiste lag: — wenn da der Trübsinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, sich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unsere Leute schweigen sehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für sie war; aber unverdrossen und thätig blieben sie immer, denn ihre Vorgesetzten erduldeten bei Tage und bei Nacht mit ihnen die vielfältigen Beschwerden ihres harten Dienstes. Der Officier blieb, durchnäßt und starrend vor Kälte, auf dem Verdeck und verließ es nicht eher, als seine Wache, und Cook selbst genoß keine andere Speise, als der gemeine Seemann. Eine Last wird leicht, und die Gefahr verschwindet, wenn man sie mit Andern theilt. Noch wirksamer war aber das feste Vertrauen des Volks auf die weise Führung seines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man allgemein an Bord für seine Talente und seinen Character hegte. Theils jene freiwillige Enthaltsamkeit von allem ausschließenden Genuß, theils unzählige Beispiele von seiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl seiner Untergebenen stärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthusiasmus. Ein Fest, wel-

ches er ihnen zu rechter Zeit erlaubte, ein stärkender Trank, den er austheilen ließ, wenn die Witterung zu schneidend war, oder wenn harte Arbeit die Leute ermattet hatte, ein Zug von Menschlichkeit, wenn er seine Zimmer aufopferte, um den Segelmacher dort bequemer arbeiten zu lassen, und viele kleine Nebensachen dieser Art gewannen ihm das Herz der rauhen, harten Kerle, die selten so behandelt worden waren. Man darf daher mit Recht behaupten, daß seine Disciplin musterhaft war, und dies vielleicht um so viel mehr, da diejenigen Officiere, die aus anderen Kriegsschiffen unter Cooks Commando versetzt wurden, sie gemeiniglich nicht strenge genug fanden. Wie rühmlich ist nicht dieser Tadel für Cook? Wie schön ist nicht dieser Contrast eines großen Mannes, der auch im Matrosen die Menschheit ehrt, gegen jene Seedespoten, in deren Schule die Tadler gelernt hatten, ihre Willkühr für ihr höchstes Gesetz zu halten? Allein auch nur der konnte am besten für den Matrosen fühlen, der selbst auf den untersten Stufen des Seedienstes das eiserne Scepter solcher kleinen Tyrannen kennen und verabscheuen gelernt hatte. Cook strafte selten und ungern, nie ohne dringende Ursache und allemal mit Mäßigung. Er störte nie die unschuldige Freude seiner Mannschaft; vielmehr munterte er sie dazu auf und gab ihnen Freiheit zum Spiele. So wie sie die traurige Gegend des Südpols verließen und in der Annäherung zum heißen Erdstrich den lebenden Einfluß einer wärmern Luft und einer helleuchtenden Sonne empfanden, kehrte ihre ganze Munterkeit wieder zurück. Der Ueberfluß, der ihrer in O-Taheiti und den benachbarten Inseln wartete, und die Aussicht, dort mehr als einen Sinn, der jetzt so lange gefeiert hatte, zu vergnügen, verbreitete oft einen Grad von Fröhlichkeit, der in abenteuerliche Tänze und ausgelassene Possenspiele ausbrach. Die Nächte, die jetzt mild und warm zu werden anfingen, wurden im Mondenschein oder auch im Finstern angenehm verplaudert, und das noch übrige Ungemach der Reise, welches gegen den Beschluß unseres Sommerzugs an sich immer unerträglicher ward, schien, eben weil es zu Ende ging, weit weniger als sonst gefühlt zu werden. Man muß mit Cook gereiset sein, um recht lebhaft zu empfinden, daß ein schönes Klima wirklich mehr, als die Hälfte alles Genusses, dessen der Mensch fähig ist, aufwiegt. Wenn man mit eigenen Augen gesehen hat, wie es gleichsam magisch wirkt, daß Herzen, die vorher in sich gekehrt und gegen Jedermann verschlossen waren, sich für einander öffnen; wie es Heiterkeit und frohen Scherz erweckt; wie es einen ganzen rohen Haufen mit einem gemeinschaftlichen Geiste belebt: so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es dem Menschengeschlecht in warmen Ländern zuerst gelingen mußte, den schönen Bund der Geselligkeit zu errichten und zu

jenem höchsten Genusse ihres Daseins hinanzusteigen, der nur in der Freude Anderer zu finden ist.

Georg Forster.

14. Die Seeschlacht.

Um einen Begriff von einer Seeschlacht zu geben, ist im Folgenden die Seeschlacht bei Abukir kurz geschildert.

Brueys Flotte lag, einen stumpfen Winkel bildend, nahe am Strande in gedrängter Schlachtordnung vor Anker. Links schloß sie sich an eine kleine Insel an, auf der eine Batterie von Kanonen und Mörsern aufgeführt war. In ihrer Fronte fanden sich Untiefen und Riffe; viele Kanonierschaluppen und vier Fregatten flankirten ihre Linie. Diese vortheilhafte Stellung und die damit verbundene Ueberzeugung, daß die ganze englándische Seemacht ihm in derselben nichts anhaben könne, bewogen den französischen Admiral, in größter Ruhe den Angriff abzuwarten, welches er um so mehr konnte, als er 1190 Kanonen, die Engländer aber nur 1026, er also beinahe 200 Feuerschlünde mehr hatte.

Die Trefflichkeit der Aufstellung und die damit verbundene imposante Macht würden bei jedem andern General Bedenken erregt haben; der feurige, kühne Nelson aber, voll Vertrauen auf die Tüchtigkeit seiner Leute, die Treue seines Volks und die Mittel, welche sein Genie ihm bot, schwankte keinen Augenblick bei der Frage, ob er eine Schlacht wagen solle oder nicht; es waren auch bereits alle Vorkehrungen dazu getroffen; überhaupt hatte der Admiral, während man nach der französischen Flotte suchte, so oft als möglich alle Capitains und Commandeurs der einzelnen Schiffe zu sich an Bord kommen lassen, ihnen seine Ideen über die verschiedenen Arten des Angriffs entwickelt, ihnen seine Entwürfe mitgetheilt, nach denen er in jedem vorkommenden Fall zu operiren entschlossen war, daß die sämmtlichen Befehlshaber, in die Ansichten des Admirals eingeweiht, nun, sobald sie die feindliche Flotte sahen, nach eigenem Ermessen das thun konnten, was mit des Admirals Willen auf das beste zusammenhing, selbst ohne noch specielle Befehle oder Signale von ihm zu erwarten; deßhalb entwickelte sich auch Nelsons Angriffsplan hier mit einer Raschheit und Energie, mit einer Uebereinstimmung in allen Theilen, wovon in den Annalen der Geschichte kein Beispiel mehr vorkommt.

Kaum war man der französischen Kriegsschiffe ansichtig geworden, als Nelson auf seinem Admiralschiffe die Segel nach dem Winde aufziehen ließ, welches sogleich von allen Schiffen nachgeahmt wurde. Darauf gab er das Signal, sich zur Schlacht zu rüsten, und signalisirte zugleich die Art, wie er zu operiren entschlossen war. Endlich rückte die ganze Flotte, einen großen

Bogen bildend, gegen den Feind heran. Alle diese Bewegungen erfolgten in so großer Schnelligkeit, daß die französischen Capitains, welche eben auf dem Admiralschiff zu einem Kriegsrath versammelt waren, kaum noch die nöthige Zeit hatten, um auf ihre Schiffe zurückzukehren. Indessen trotz der Ueberraschung behauptete die französische Flotte ihre Stellung mit Kraft und Entschlossenheit; keine Flagge wurde aufgezogen, keine Kanone abgefeuert, kein Mann ließ sich auf dem Verdeck sehen, Alles kündigte die größte Ordnung und Ruhe an.

Nelson hatte beschlossen, die Schlacht mit dem Durchbrechen der feindlichen Linie zu eröffnen — ein Manöver, das selbst in freier See für eine geübte, bewegungsfertige Flotte von großer Schwierigkeit ist, dagegen, wenn es gelingt, zu den glänzendsten und entschiedensten Siegen führt. Hier erschien ein solcher Versuch doppelt gewagt, da der Feind nahe am Strande lag, und also in seinem Rücken kein Raum zur freien Bewegung für die angreifende Flotte befindlich war. Nelson aber sprach: Es soll Raum sein! — und es ward Raum da! Nelson dachte: wo ein feindliches Schiff nahe am Ufer liegen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß es auf den Strand gerathe, da, wo ein feindliches Schiff manövriren, sich drehen und schwenken kann, da muß auch noch Raum für ein anderes Schiff zu finden sein, und so gab er denn das Zeichen zum Angriff. Zwei Schiffe eröffneten den Zug, indem sie zwischen der Insel (an welche der eine Flügel der französischen Flotte sich anlehnte) und den Schiffen daselbst hindurch segelten; ihnen folgten drei andere nach, und alle nahmen ihre Stellung im Rücken des Feindes, den dieser durch das nahe Land vollkommen gedeckt glaubte. Ein lebhaftes Feuer, sowohl von den Batterien der Insel, als auch den schweren Geschützen der Verdecke, hatte die Engländer an ihrem Vorhaben zu hindern gesucht, doch vergeblich; unaufhaltsam und unerschrocken waren dieselben vorwärts gedrungen. Ein sechstes Schiff hatte das Feuer in der Front eröffnet und deckte die Annäherung des zweiten Treffens, das nun in geschlossener Front dem Feinde entgegenrückte und denselben von vorn angriff. Sechs Schiffe kamen nach einander an und legten sich auf dem ihnen angewiesenen Posten vor Anker, so daß die Franzosen von den Engländern ganz umzingelt, eingeschlossen waren — Bewegungen, welche sie, da sie vor Anker lagen, nicht durch Gegenbewegungen hindern konnten — nur ein einziges Schiff le Tonnant blieb einigermaßen frei. Die Kanonade begann um halb sieben, kurz vor Untergang der Sonne, indem der Kapitain Thompson auf dem Leander von 50 Kanonen sich so dicht vor den Franklin legte, daß er diesen sowohl, als das Admiralschiff L'Orient mit dem fürchterlichsten Erfolge beschoß.

Ein Kanonenfeuer entwickelte sich nunmehr von beiden Seiten, das die Erde in ihren Grundfesten wankend machen zu kön-

nen schien; Engländer und Franzosen kämpften mit gleichem Muth und gleicher Entschlossenheit; allein so groß die Zuversicht der letztern Anfangs gewesen, da sie auf die Unangreifbarkeit ihrer Stellung gebaut, so waren sie doch jetzt nicht wenig betroffen, als sie diese unüberwindliche Stellung auf einmal in eine höchst nachtheilige verwandelt sahen, denn viele ihrer Schiffe wurden von beiden Seiten her, manche auch noch vom Spiegel aus beschossen. Die Nacht brach an, bevor sich irgend ein Resultat gezeigt hatte. Auf ein Signal zogen die englándischen Schiffe ihre großen Leuchten auf; allein dies wäre, wenn es nicht geschah, um sich gegenseitig in der Verwirrung des Kampfes zu erkennen, unnöthig gewesen, denn unaufhörliche Blitze aus 2200 Feuerschlünden erhellten die Nacht. Bald betrachteten sich die Engländer als Sieger, denn das erste Schiff der französischen Linie war eine Stunde nach Eröffnung des allgemeinen Feuers entmastet, zehn Minuten später hatten zwei andere Schiffe dasselbe Schicksal, und um acht Uhr ward das vierte und fünfte Schiff in der Linie genommen. Der Lieutenant Galwei von dem Linienschiff Banguard nahm von dem letztern, dem Spartiate, Besitz und brachte den Degen des französischen Kapitains an Nelson, welcher dies Siegeszeichen im untern Raume seines Schiffes empfing (wohin er sich zurückgezogen, da er am Kopfe stark verwundet worden war), während der Kapitain Barey commandirte.

Nachdem diese Vortheile errungen, schien der Sieg nicht mehr zweifelhaft; doch setzten die großen französischen Schiffe in der Mitte der Schlachtlinie, der Tonnant, der Heureux und das mächtige Admiralschiff l'Orient, den Kampf mit der größten Entschlossenheit fort. Allein die Stunde des französischen Befehlshabers hatte geschlagen, Brueys war in Gesicht und Hand verwundet — jetzt riß eine Kanonenkugel seinen Körper in Stücke, und zehn Minuten nach neun Uhr bemerkte man auf dem Admiralschiff einen Brand, der aus der Kajüte kam, und bald stand der ganze hintere Theil des Kolosses in loderndem Feuer, das die Nacht schauerlich erhellte, Alles mit rother Gluth übergießend, den Himmel färbend und weit umherleuchtend, so daß man auf den entferntesten Schiffen die Flaggen und Wimpel deutlich sehen konnte.

Die schrecklichste Verwirrung herrschte hier; die Pumpen waren zerschossen, die Feuereimer durchlöchert; man suchte zu helfen, zu löschen, doch vergeblich; — endlich ergriff um 10 Uhr das Feuer die Pulverkammer, und mit fürchterlicher Erschütterung flog das mächtige Gebäude von 120 Kanonen mit 1100 Mann Besatzung in die Luft. Nelson entwickelte, als das Unglück geschehen war, einen achtungswürdigen Zug der Menschlichkeit; sobald man ihm angezeigt, daß das französische Admiralschiff vom Feuer ergriffen sei, ging er, unaufgehalten durch den

Schmerz seiner Wunde, auf das Verdeck und ertheilte die erforderlichen Befehle, um von der Besatzung zu retten, was man konnte; sogleich nach der Explosion sandten dann mehrere Schiffe ihre Boote ab, denen es gelang, siebenzig Mann den Wellen zu entreißen. Beinahe alle Uebrigen von dem so gräßlich zertrümmerten Fahrzeuge fanden ihr Grab in den Fluthen. Ein gleiches Schicksal hatte auch der Divisionschef Casabianka. Alle Vorräthe ferner, wie die ungeheure Kriegskasse, versanken mit den Trümmern in den Fluthen.

Nach dem Auffliegen des l'Orient erfolgte eine augenblickliche Todesstille; bald aber erhob sich der Kanonendonner auf's neue und dauerte mit einigen kurzen Unterbrechungen bis Morgens um drei Uhr fort. Da der Sieg nun im Vordertreffen entschieden war, richtete sich der Angriff derjenigen engländischen Schiffe, welche nach ungeheuren Beschädigungen, die auch sie erlitten, sich noch in Bewegung setzen konnten, auf das französische Hintertreffen. Auch hier ward die Schlacht mörderisch und furchtbar zerstörend. Um sechs Uhr strich die Fregatte Artemisia die Flagge, doch kam das Schiff nicht in den Besitz der Engländer, denn nachdem der Kapitain dem Feinde noch ein paar volle Ladungen gegeben, floh er mit seiner Mannschaft auf das feste Land und legte Feuer an das Schiff. Eine zweite Fregatte war durchlöchert von dem englischen Geschütz und sank unter; doch war die Stelle so wenig tief, daß ihr ganzes Castell über Wasser blieb, und die Leute, welche das Schiff bedienten, auf diesem Wege gerettet werden konnten. Noch hatten drei Schiffe und zwei Fregatten sich nicht ergeben; da aber der Contreadmiral Villeneuve sah, daß ein längerer Widerstand den Sieg der Engländer nur noch mehr verherrlichen würde, gab er das Zeichen, daß man sich rette, so gut man könne. Darauf wurden die Ankertaue gekappt, und die fünf Schiffe ergriffen die Flucht. Der Capitain Hood bemühete sich, mit dem Zealous sie einzuholen, doch vergeblich. Der prächtige Timoleon war ganz entmastet, konnte also sein Heil nicht im Weiten suchen. Um nun das Schiff wenigstens dem Feinde nicht zu überliefern, warf der Capitain sich auf den Strand, die Mannschaft rettete sich auf das Land, und die Engländer hinwiederum, welche sich eine Beute entrissen sahen, wollten den Franzosen nunmehr auch die Armatur und die Vorräthe des Schiffs rauben und steckten es daher in Brand. Das große Kriegsschiff, der Franklin und mit ihm der erste Contre-Admiral Blunquet ergab sich. Der Mercure und der Heureux, während des Gefechtes gestrandet, ergaben sich gleichfalls, weil sie durch die Nähe der Feinde gehindert waren, ihre Besatzung an's Land gelangen zu lassen. Am längsten wehrte sich der kolossale Tonnant. Auch ihm waren alle Masten gekappt; doch der Commandeur desselben, Thouars, erklärte, es solle, so lange er lebe, der Feind nicht an Bord

kommen. Der Tod entband ihn seines Gelübdes, eine Kugel streckte den Helden nieder, und erst jetzt ergab sich sein Volk den Siegern. So waren alle französischen Schiffe, welche in dieser furchtbar mörderischen Schlacht gefochten, entweder genommen oder vernichtet, bis auf diejenigen fünf, welche die Flucht ergriffen. Es gelang ihnen auch, sich ohne Unfall zu retten. Der Admiral Villeneuve lief mit dem größten Theile derselben in Malta ein; das Kriegsschiff le Genereux aber kam nach Corfu und hatte unterwegs noch das Glück, den Leander zu erobern, welcher abgeschickt war, um dem Grafen von St. Vincent in Cadix die Nachricht von dem erfochtenen Siege zu überbringen.

So gräßlich wüthet eine Seeschlacht, welche übrigens hier an diesem besondern Orte noch dadurch etwas von ihrem eigenthümlichen Charakter verlor, daß sie nahe am Lande vorfiel, also die Flucht eines Theiles der Besiegten noch möglich war. Mitten auf dem Meere ist hiezu jede Hoffnung vereitelt; wo ein Jeder steht, muß er stehen bleiben oder fallen. Leichte Verwundungen werden weniger geachtet, als ein Schnitt, den man sich mit einem Messer macht, — leichte Verwundungen werden kaum verbunden; nur nach den schwer, nach den lebensgefährlich Verletzten sieht der Chirurg im untersten Verdeck. Manches wird gethan, um die Leute, wenigstens scheinbar, gegen die dringendste Gefahr zu schützen; so stellt man die Hängematten der Matrosen, die hängenden, aus Hanfleinwand gemachten Bettstellen, mit ihren Decken auf dem Verdeck an beiden Seiten auf, um eine Art leichter Verschanzungen gegen die Flintenkugeln zu bilden. Allein jeder Officier weiß, daß dies nur zur Beruhigung der Leute geschieht, und daß ein paar Matten und wollene Decken gegen Hunderte von 36 und 24 Pfündern nichts helfen; daß das Kleingewehrfeuer, welches theils von den Marsen, theils von dem Deck selbst unterhalten wird, von geringer oder gar keiner Bedeutung ist. Ein unbesiegbarer Muth muß jedem Matrosen, jedem Seesoldaten innewohnen; dem Zaghaften wehe, ihm erscheint kein Rettungsboot, keine Hoffnung flammt auf in seiner Brust, dem Tode muß er ohne Furcht, dem Tode in seiner gräßlichen Gestalt muß er in's Auge schauen. Auf Pistolenschußweite rücken die Schiffe einander entgegen, aus jeder Oeffnung speit ein Vulkan unaufhörlich Feuer, und jeder Blitz trägt eine furchtbare, vielleicht eine glühende Eisenmasse hinüber in das Gebälk, in die Segel des feindlichen Schiffes. Die Kanonen in Vorderbug können nicht nach dem Schusse zurückgezogen werden; draußen, vor dem Schiffe steht auf einer schmalen Planke der Soldat, der sie ladet, der sich, um nicht zu fallen, rittlings auf den Feuerschlund setzen muß, um von oben die Patrone, welche ihm durch die Geschützpforte gereicht wird, in den Lauf zu schieben und mittelst eines in der Mitte gebrochenen,

mit einem Gelenk versehenen Ladestockes in den Hintergrund der Kanone zu treiben. Der Kartätschenhagel, welcher die im Innern verborgenen Männer nicht trifft, reißt die draußen Stehenden in Stücke — sie stürzen in das Wasser und haben nicht einmal die Hoffnung, daß sich eine Hand nach ihnen ausstreckt. Doch müssen neue Leute, welche wie jene ihr Loos kennen, welche wissen, daß ein sicherer Tod sie erwartet, hinaus, die Stelle der Herabgeschossenen einnehmen, bis auch sie durch den blutigen Tod von ihrem Posten abgelöst sind.

Nicht genug, daß Kartätschen- und Paßkugeln die Kämpfenden bedrohen, auch andere Formen sucht der Mord sich aus, um seine Beute zu erfassen: — der zerschmetterte Mast stürzt funfzig zugleich über Bord, die auf den Marsen und in dem schwankenden Tauwerk hingen, die zermalmt werden durch des fallenden Kolosses Wucht; große Stücke von den Balken — Splitter nennt sie der Seemann — reißt eine Kugel los, und zerrissen werden von den scharfen Kanten, durchbohrt von den Spitzen, erschlagen von der schweren Masse die Unglücklichen, welche in der Nähe solches Splitters waren. Eine Bombe fällt oder eine glühende Kugel auf das Verdeck, durchbricht die leichte Bretterhülle, da brechen Flammen aus im untern Raum — zu dem erstickenden Pulverdampf, der nicht entweichen kann durch die weit geöffneten Pforten und Luken, gesellt sich Rauch des brennenden Holzes und des Thers, welcher die Tauwerke durchdringt und in Werg verhüllt in den Fusten steckt. Eimer fliegen an langen Leinen vom Verdeck des Schiffes hinab und schweben voll wieder empor und werden ausgeleert in die Gluth; doch vergeblich, denn die Harzmasse, welche solch ein Schiff enthält, ist so außerordentlich, daß Löschen mit Wasser kein Löschen, sondern ein Vermehren des Feuers ist; Sand und Erde wäre da das einzige Mittel; allein woher dieses mitten auf dem Meere bekommen, da große Schiffe selbst nicht als Ballast Sand führen, sondern Blei- und Eisenmassen wählen.

Bald hat die Gluth die Verdecke geblähet — durch die Ritzen sprühen Funken, züngeln Flammen — die Planken bersten, die volle Gluth schlägt herauf. Kleine Explosionen vermehren die Schrecken, vergrößern die Noth, denn Niemand wagt sich mehr an die Stelle des Feuers selbst hin, welches nun ungestört um sich greift. Man sucht nur noch durch Absperren, durch Abschneiden der Luft die Flamme zu ersticken; schon ist sie jedoch zu groß, um sich auf so leichte Weise bändigen zu lassen — mit Entsetzen sehen die verlornen Matrosen Blitze durch den Kühl brechen; hier wird noch ein kleiner Pulvervorrath dieser, dort jener Kanone erfaßt, die geladenen Stücke lösen sich von selbst, in die ungeheure Gluth des unteren Raumes schmilzt das Kanonenmetall und vermehrt herniederfließend noch die Gefahr, indem es die untersten Gegenden mit Feuer erfüllt, wohin noch

keine Flamme gedrungen war, indem das geschmolzene Metall brennende Spuren zurückläßt, überall wohin es fließt.

Jetzt leckt die Flamme schon an den Masten; am Tauwerk, an den durch und durch getherten Seilen züngelt ein grünes, blaues und rothes Feuer empor — das unglückliche Schiffsvolk soll retten, und Niemand weiß was — auf den brennenden Leitern steigen die Matrosen hinauf, um die Segel loszuschneiden und sie in's Meer zu werfen, damit sie nicht, von den Flammen ergriffen, noch auf andere Schiffe fliegen und diese gleichfalls in Brand stecken; — betäubt, erstickt, halb gebraten fallen die Armen nieder auf das Verdeck, glücklich, wenn nur gleich todt, wenn nicht zu langsam gräßlichen Folterqualen bestimmt. Bald muß man auch diese Mühe aufgeben; oben kann des Qualms wegen Niemand aushalten, unten nicht, weil ein wahrer Feuerregen von dem geschmolzenen Pech aus den Tauen und Seilen niederträufelt. Die noch hängenden Segel werden nun ergriffen, flattern hoch auf, brennende Stücke reißen sich los und fliegen, feurige Fahnen, in der Luft umher. Jeder Versuch einer Rettung des Schiffes wird aufgegeben, nur noch die Mannschaft dem sichern Tode zu entführen, bleibt einige Hoffnung; die Boote füllen sich mit Menschen; auch von andern Schiffen sind welche herzugeschickt, um aufzunehmen, was noch zu fliehen vermag, denn die ächzenden Verwundeten werden ihrem Schicksale überlassen; — zu ihnen, die im Zwischendeck eingesperrt sind, kann man nicht mehr gelangen, auch hat der Qualm sie wohl schon erstickt.

Rettung lacht den Glücklichen entgegen, welche die Schaluppen erreichen — sie stoßen ab vom Schiffe — da flammt der Koloß plötzlich auf im weißen Licht, ein Donnerschlag ertönt, als brächen der Erde Grundfesten zusammen, die Pulverkammer ist von dem fließenden Metall erreicht, auf fliegt das Schiff in die Luft.

Todesstille herrscht rings umher. Alle Schiffe, welche in der Schlacht waren, sind durch den Schlag, den das Seebeben verursachte, erschüttert; die Masten krachen, die Planken knacken in ihren Fugen, die See wogt auf und ab, ein tiefes Wellenthal, dem augenblicklich eine ungeheure bergähnliche Wassermasse folgt, bezeichnet die Stelle, wo das stolze Orlogschiff von 120 Kanonen stand. Jetzt sieht man nur Trümmer umherschwimmen, und hoch im Bogen, aus dem Rauche, der die Luft erfüllt, stürzen die Tausende von Fußen hinaufgesprengten Balken, Raaen und Masten nieder, zerschmettern, wenn sie ein Schiff treffen, gleich Bomben dessen Verdecke, reißen es mit in das Verderben.

Aber die Mannschaft ist doch glücklich entkommen — nein! die Explosion schlug die Boote um, der furchtbare Schlag erstickte die noch zu nahe dem Schiffe Zurückgehaltenen; kein

Mann kommt davon, mit dem Tode verfallen sind Alle, welche mitleidsvoll herzueilten, um zu retten; das Wasser verschlang die schweren eichenen Boote; auf dem Wasser schwimmen unter tausend Trümmern, unter Planken, Splittern, Möbeln aus den Wohnungen der Officiere, die Leichen halb und ganz verbrannter Menschen, — der Tod hielt eine furchtbar reiche Ernte. — Aber kaum hat das Entsetzen, das die Gemüther erfaßt, sich ein wenig gelegt, kaum können die Matrosen wieder einen Athemzug thun, als auch schon neue Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gegeben werden; — das Gräßliche ist vergessen, weil es schon vergangen ist, nur mit der Gegenwart hat man zu thun, — und wieder donnert aus allen Stückpforten der Mord mit seinen schrecklichsten Waffen gegen den Mord; einander zu vernichten streben beide Theile, und jeder Sieg über einen Einzelnen ist ein Sieg für das Ganze, bis endlich die Schale des Glückes sich auf eine oder die andere Seite neigt, und hier noch ein Schiff seine Masten hat, während dort schon alle entwaffnet, kampfunfähig sind; nun ist die Schlacht entschieden, und derjenige hat sie gewonnen, der noch eine Fregatte mit der Siegesnachricht absenden kann.

Wie mörderisch eine solche Seeschlacht ist, geht aus den Berichten über die Resultate hervor. Die Franzosen hatten in der oben beschriebenen auf ihren 13 Schiffen ungefähr 11,000 Mann; davon blieben 5226 Mann todt und 1000 ungefähr waren schwer verwundet; ein Theil derselben hatte sich an's Land gerettet, 3700 Gefangene fielen, fast alle verwundet, auf den eroberten Schiffen in die Hände der Engländer; — mit den Schiffen, welche die Flucht ergriffen, kamen noch tausend Mann mit dem Leben davon. So hatte die Schlacht zehn Elftel der ganzen Masse hingerafft. Die Engländer behaupteten zwar, nur 218 Todte und 677 Verwundete zu haben; allein das sind Nachrichten, wie sie der Sieger immer verbreitet, um seinen Sieg zu verherrlichen. Nehmen wir an, daß diese 895 die Zahl der nicht Verwundeten war, so werden wir ohne Zweifel der Wahrheit näher kommen, denn die Franzosen hatten sich so tapfer gewehrt, daß kein Schiff von den englándischen im Stande war, den Fliehenden nachzusetzen, und das eine, welches man später abschickte, um die Nachricht nach Europa zu bringen, war in so elendem Zustande, daß eines der flüchtigen französischen dasselbe mit leichter Mühe nehmen, zur Uebergabe zwingen konnte. Es wäre eine ganz eigene Parteilichkeit des Schicksals gewesen, wenn in einer Seeschlacht der eine Theil gerade zehnmal so viel verloren haben sollte, als der andere.

So schrecklich ist aber nicht die Bestimmung aller Schiffe; — die Kauffahrer haben nur ein paar Kanonen, um Signalschüsse zu thun, oder anzuzeigen, daß sie in Noth sind. Doch dem Brande und seinen schrecklichen Folgen ist jedes, auch das kleinste

Fahrzeug ausgesetzt, und um bei solchem Unglück, wenn es in der Nähe eines Hafens geschieht, so wie überhaupt bei Sturm und Unwetter, bei dem Scheitern eines Schiffes unfern der Küsten helfen zu können, hat man eigene Veranstaltungen.

W. F. A. Zimmermann.

15. Gefecht mit einem Raubschiffe.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht vernahm ich in der Ferne ein Geräusch wie Ruderschläge. Ich ergriff den Nachtgucker, (ein Fernrohr, das zum Gebrauche bei Nacht besonders eingerichtet ist,) und erblickte wirklich ein Fahrzeug, das mit aller Kraft auf uns zuruderte. Ich weckte nun den wachthabenden Steuermann, und da dieser das Fahrzeug für ein nordafrikanisches Raubschiff erkannte, so wurde augenblicklich Lärm gemacht.

Auf den Ruf: »alle Mann hoch!« war sogleich die ganze Mannschaft beisammen. Sie suchte alle Flinten, Pistolen, Säbel, Piken und Aexte hervor, lud die Kanonen mit Glas, Nägeln und gehacktem Blei und legte Pulver und Kugeln, so wie auch Handgranaten, auf dem Verdeck nieder.

Mittlerweile waren die Barbaresken sehr nahe gekommen. Man rief ihnen durch das Sprachrohr zu, um eine Erklärung über ihre Absicht zu erhalten. Sie antworteten mit einem Kanonenschusse, der jedoch das Ziel verfehlte. Wir konnten ihn nicht gleich erwiedern, weil das Fahrzeug von vorn kam, wo man keine Kanonen darauf richten konnte. Endlich aber drehten die Wellen unser Schiff, so daß es dem feindlichen die linke Seite zukehrte. Wir feuerten nun die vier Kanonen dieser Seite auf die Seeräuber ab und richteten, wie es schien, eine große Verwüstung unter ihnen an; denn sie erhoben ein fürchterliches Geschrei und Wehklagen. Dessen ungeachtet ließen sie sich nicht abschrecken, uns näher zu kommen, und waren, ehe man die Kanonen zum zweitenmal laden konnte, auf der Seite des Schiffes, an dem sie das ihrige mittelst großer Haken befestigten.

Das Fahrzeug wimmelte von Menschen, unter welchen aber große Verwirrung herrschte. Sie wurde bald noch größer, als unsere Leute das kleine Gewehr abfeuerten und dann einen Hagel von Granaten nachfolgen ließen. Die Räuber waren indeß keine müßigen Zuschauer. Sie unterhielten, um uns von der Schiffseite zu verjagen, ein lebhaftes Feuer, das jedoch, da unser Schiff hoch über dem ihrigen emporragte, und jeder Schuß über uns hinweg flog, ohne Wirkung war. Nach einiger Zeit begannen sie, mit dem Säbel im Munde, zu entern oder am Schiffe heraufzuklettern.

Obschon dieser Angriff durch den Umstand, daß es uns an Enternetzen fehlte, sehr begünstigt wurde, so that dennoch unsere

Mannschaft, von Muth und Besonnenheit geleitet, kräftigen Widerstand. Kaum zeigte sich über dem Schiffsbord ein Kopf oder eine Hand, so waren Stöße mit den Piken, oder die Hiebe der Säbel und Aexte darauf gerichtet.

Auf diese Weise mißlang es dem Feinde, das Verdeck zu ersteigen. Er stand daher nach einiger Zeit vom Entern ab, machte sein Schiff von dem unsrigen los und ruderte fort, während man abermals einen Regen von Flintenkugeln und Granaten auf ihn hinabschickte. Er nahm dann seine Stellung etwa zweihundert Schritt weit vor unserm Schiffe und begann, seine 24pfündige Kanone darauf spielen zu lassen. Es erhielt alle vier oder fünf Minuten einen Schuß, und obgleich die meisten Kugeln fehl gingen, durchbohrten doch mehre den Bug, so daß das Wasser in den Raum drang, und der Zimmermann über Bord steigen mußte, um in die gemachten Oeffnungen hölzerne Pfröpfe zu schlagen. Da unser Schiff, der Windstille wegen, sich nicht regieren ließ, so mußten wir dem Beginnen des Feindes unthätig zusehen. Doch verdankten wir seiner Ungeschicklichkeit im Feuern, daß er den Zweck, uns zur Uebergabe zu nöthigen, nicht erreichte.

Endlich brach die Morgendämmerung an. Wir sahen nun deutlich, wie sehr die Barbaresken gelitten hatten. Ueberall zeigten sich verbundene Köpfe, Arme und Beine; auch schien die Zahl der Waffenfähigen sehr vermindert zu sein, wiewohl sie sich immer noch auf achtzig Mann belaufen mochte.

Jetzt konnte man auch die ganze Einrichtung des Raubschiffes übersehen. Es war eine Art Galeere, die ungefähr hundert Fuß in der Länge und zwanzig in der Breite hatte. Die Höhe des Verdecks über dem Wasserspiegel betrug kaum vier Fuß. Auf jeder Seite zählte ich zwanzig Ruder und eben so viel Ruderbänke. Zwischen diesen, das heißt mitten auf dem Verdeck, befand sich ein Gang, welcher von dem vordern nach dem hintern Theil des Schiffes führte. Hinten stand eine Art Hütte, die Wohnung des Capitains, vorn war die erwähnte Kanone aufgepflanzt, und ich erwähne hier beiläufig, daß die afrikanischen Raubgaleeren selten mehr als eine Kanone haben, weil ihre Mannschaften sich auf das Entern verlassen. Ueber der Kanone befand sich ein Back, welches in einen Schnabel ausging, der statt des Bugspriets diente. Das Takelwerk bestand aus einem Haupt- und einem Fockmast. Beide waren sehr kurz und ohne Stengen; auch fehlte es ihnen an Wänden. Jeder führte ein einziges aber ungeheures Segel und zwar von der dreieckigen Art, die man lateinische nennt. An der Raaspitze des Hauptmastes war die marokkanische Flagge aufgezogen.

Die Galeeren überhaupt sind Fahrzeuge, welche den Kriegsschiffen des Alterthums am nächsten kommen, indem ihre Form sich in mehr als zweitausend Jahren wenig verändert hat. Man

findet dergleichen fast bei allen Völkern am Mittelmeere, so wie auch in Schweden, wo sie unter dem Namen »Scheerenflotte« bekannt sind. Da die Galeeren nicht tief im Wasser gehen, so dienen sie besonders zum Bewachen der Küsten; aber die größten Vortheile gewähren sie bei einer Windstille, weil sie eben so schnell rudern als segeln. Dagegen können sie in ungestümem Wetter die offene See nicht halten und lassen sich deßhalb zu langen Reisen nicht füglich gebrauchen. Dessen ungeachtet wagen die afrikanischen Seeräuber, auf dem hohen Meere damit zu kreuzen; ja man hat zuweilen solche Raubgaleeren nordwärts vom Vorgebirge Finisterre angetroffen.

Als die Sonne aufging, erhob sich ein leises Lüftchen von Westen. In gleichem Maße, womit die Windstille den Feind begünstigt hatte, kam nun der Wind uns zu statten. Man setzte sogleich die Segel bei, drehte das Schiff und schoß Kugeln über Kugeln auf die Galeere ab. Sie zog dann, wahrscheinlich, um zu entkommen, ebenfalls ihre Segel auf; aber in diesem Augenblick wurde die Raa ihres Hauptmastes von einem Schusse zersplittert. Unsere Leute feuerten indessen unablässig fort, so daß die Räuber bis zur Verzweiflung gebracht wurden. Letzterer hatte beim Herabsturz der Raa die marokkanische Flagge, welche daran befestigt war, auf dem Hinterdeck aufgepflanzt; jetzt nahmen sie dieselbe ab und steckten zum Zeichen, daß sie um Frieden baten, eine weiße auf.

So sehr Herr Feddersen geneigt war, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, so viel Mühe kostete es ihm, seiner Mannschaft gleiche Gesinnungen einzuflößen, da sie vor Wuth, sich zu rächen, brannte und gern die Galeere in den Grund gebohrt hätte. Doch endlich gelang es, sie zu besänftigen. Das Feuern hörte auf. Die Galeere ruderte näher und hielt dann in einiger Entfernung still.

Auf dem hintern Deck derselben zeigte sich der Capitain mit dem Sprachrohr in der Hand, um mit uns zu sprechen. Aber wie groß war unser Erstaunen, als er uns in deutscher Sprache, und zwar in der Hamburger Mundart, anredete. Dieser Mann hatte eine weißere Gesichtsfarbe, als die übrigen Räuber, und ein angenehmes Aeußeres, das durch eine prächtige türkische Kleidung noch mehr gehoben wurde. Sein Anliegen war, daß wir ihm beistehen möchten, sein bis zum Versinken leck geschossenes Fahrzeug auszubessern, indem es allen uns zugefügten Schaden zu ersetzen versprach und hinzufügte, daß er dies um so eher thun könnte, da ihm sein besseres Geschick am Tage zuvor einige Kisten mit spanischen Piastern zugeführt hätte.

Herr Feddersen, der hinter dieser Sprache eine verborgene List vermuthete, gab kurz zur Antwort, daß er sich mit einem Räuber in keinen Vertrag einlassen könnte. Er befahl hierauf, alle

Segel auszuspannen, und in kurzem war die Galeere weit hinter unserm Rücken.

Richter.

16. Das Gewitter.

Das Gewitter ist eine der mächtigsten, prachtvollsten, aber auch der fürchterlichsten und erschreckendsten Erscheinungen in der Natur. Ein Feuerstrahl, der Blitz genannt, fährt mit unglaublicher Schnelligkeit durch die finstern, den Niedersturz drohenden Wolkenberge, im schlängelnden Fluge. Bisweilen, doch nicht oft, fällt dieser Strahl zur Erde nieder. Auf ihn folgt sogleich in den Höhen des Wolkenmeeres ein Krachen, ein Schlag, der Alles erschüttert, ein Knall, ein lautes, sich in den Lufträumen langsam verlierendes Donnern und Brüllen.

Eine heitere Stille, ein klarer Himmel, ein frohes Leben in der Natur herrscht am frühen Morgen. Es grünt und blüht, es rauscht und rieselt, es singt und hüpft. Ist's doch so, als ob die Schöpfung einen schönen Festtag feiern wollte, an dem sich der Mensch mit Vernunft und Gefühl am herrlichsten freuen soll. Die unermeßliche Bläue des Aethers überzieht ein durchsichtiger Wolkenflor. Bald steigen dickere Wolken am Horizont herauf, erheben sich immer mehr, gleichen über einander gelagerten Gebirgsmassen, mannigfaltig gestaltet, gräulich, düster, hell gefärbt. Durch sie, wie durch einen Schirm, werden die Strahlen der Sonne gehemmt, das Tageslicht verliert seine Helle, es wird trübe und dunkeler.

In der dunkeln Wolke blitzt es, sie wird plötzlich erleuchtet. Ein schwaches Donnern wird gehört, das lauter schallt, je näher das Gewitter kommt. Schwül ist die Luft. Regenwolken senken sich in der Ferne nieder. Plötzlich bricht ein Sturm los; er braus't und saus't; er führt Staubwolken in die Luft empor; See'n und Ströme schlagen Wellen; das Wasser schäumt; die Wipfel der Bäume schwanken hin und her. Die Thiere des Landes, die Vögel verbergen sich und suchen Schutzörter gegen das nahe Ungewitter. Selbst der Mensch kann nicht ohne Furcht sein. Er fragt: Wen wird der flammende, das Leben im Nu zerstörende Strahl treffen? Auf welche Wohnung wird er niederfahren, zünden und sie in einen Aschenhaufen verwandeln? Kann nicht ein Wolkenbruch, ein Platzregen eine verheerende Ueberschwemmung anrichten? Wird nicht der Hagel die Früchte des Feldes niederschlagen? Leben, Gesundheit und Eigenthum steht auf dem Spiel. Wird es gerettet, wird es vernichtet werden? Diese Fragen kann Niemand beantworten.

Das Herz bebt! Felsen zittern; von wüthenden Wogen wird das Ufer gepeitscht. Oft folgt Blitz und Schlag schnell auf einander. Es fallen große Regentropfen. In einem Platzregen strömt das Wasser aus den Wolken hernieder. Aus den Thä-

lern und Wäldern ist die ruhige Stille entflohen, das Brüllen des Donners, das Toben und Stürmen hat sie verscheucht.

Aber ohne Schaden ließ der Allmächtige das Gewitter vorüberziehn, um seine Schrecken, aber auch seine Wohlthaten in andern Gegenden zu verbreiten. Strahlend und leuchtend tritt die Sonne am Tage, Mond und Sterne des Nachts hinter dem Gewölk wieder hervor. Der laute Krieg hat sich in einen fröhlichen Frieden verwandelt, die Natur lacht. Im frischen Grün prangt Wald und Flur; rein gewaschen vom Staub sind die Gewächse; munter und fröhlich singt der Chor der Vögel im Hain; trillernd schwingt sich die Lerche in die Luft; die Schwüle hat sich abgekühlt; die Brust kann freier athmen; der Hauch eines erquickenden Lebens weht durch die ganze Natur. Wie wohlthätig ist das Gewitter! Preis und Anbetung dem Allmächtigen, der sein Verderben in Segen verwandelte!

Aus Müller, die Wunderwerke der Welt ꝛc.

17. Das Gewitter.

.... So wanderten sie fort. Des Vaters Augen hingen prüfend am Himmel und zogen die Augen der Kinder hin. Ringsum thürmte sich ein glänzendes Wolkengebirge in immer neuen und höhern Gipfeln vorquellend auf. Von Abend her bewegte sich langsam eine dunkle Wolke, mit weißschimmernden Streifen und Flecken geziert. Dumpf murrend drohte zuweilen ihre Stimme aus der Ferne. Gleich einem glänzenden Faden durchlief ihren schwarzen Vorhang der Blitz. Ein leichter Nebel verhüllte den Himmel und bleichte die Sonnenstrahlen. Die schwüle Luft stand unbewegt; kein Vogel regte sich in ihr; sie saßen lauschend im grünen Dach der Bäume, wo sie wohnten. Der gedörrte, weit aufgerissene Boden hauchte Gluth.

Schützend langten sie bei der Höhle an. Der Fluß rauschte hier, von beiden Seiten in ein nicht breites Felsenthal gezwängt, mit tobender Ungeduld. Vergebens kämpfte er, wie jugendlicher Sinn, gegen die unbeweglichen Schranken, welche die Natur ihm gesetzt hatte. Am Fuße einer steilen Wand, die ihre Wurzeln, wer weiß, wie tief? in den Abgrund senken mochte, führte sie seinen Lauf vorbei, und Welle auf Welle stürmte schäumend gegen die Wand und brach sich machtlos an ihrer Kraft. Auf den Grund dieser Wand hatte eine Gewalt der Urzeit andere Wände in wunderlich sich durchkreuzender Ordnung gelegt. Drei Felsstücke, jedes haushoch, hatten ein Thor gebildet, welches, nur durch einen Vorsprung von zehn Schritt von der jähabschießenden Grundwand getrennt, freie Aussicht auf die gegenüberstehenden, sanfter sich zum Flusse neigenden Berge und das nach Abend hin sich weiter ausbreitende Thal gab. Ein Seitenweg führte hinauf durch dichtes Gebüsch, welches die vorragenden Häupter der Felsen verbarg. Als sie nun auf grünüberwölbtem Fußsteige

plötzlich ins Freie traten, und die ungeheure Pforte und der ganze den Gesichtskreis füllende Ring, wie nach aufgezogenem Vorhang ein glänzendes Schaubild, in ihre Augen fiel, da konnten Malwina und Emma, die vorher nie Berge und am wenigsten Felsen gesehn, vor Erstaunen kaum laut aufschreien und standen und konnten sich nicht satt sehen an dem gewaltigen Bau und dem wunderlich mit Buschwerk und bemoosten Felsmassen abwechselnden Gipfel, der sich dahinter gleich einer mit ungeheuren Standbildern besetzten Riesenkuppe erhob.

Als sie nun am eignen Erstaunen, und die Andern an der Freude über das ihrige sich gesättigt, traten sie in die Höhle. Diese, obschon an Umfang und innern Seltenheiten eine der kleinsten und unmerkwürdigsten, gab doch viel, was neues Erstaunen bei den beiden mit ihr noch nicht bekannten Mädchen erregte. Die allmählig in immer dichteres Dunkel führende Tiefe, die furchtbar-zackig herabdrohende, dem Anschein nach kaum in ihren Fugen hangende Decke, einzelne Seitenbeugungen, wie in besondere Kammern, ein in ein selbstgehöhltes Becken gleich einer Pendeluhr regelmäßig tropfender Quell, ein Felsstück, das sich als ein Tisch in die Mitte gelagert, andere kleinere, welche der Zufall, und gerade so viel, als die Gesellschaft bedurfte, rund um als Sessel geordnet hatte, und mehr dergleichen gab den Kindern so viel Stoff zu sprechen, sich zu verwundern und zu erfreuen, daß sie, ins Innere der Erde verloren, gar nicht mehr daran dachten, wie es draußen stand.

Nach einer kleinen halben Stunde dachten sie an den Rückweg. Jetzt erst vernahmen sie das Geheul des Sturms, der am Eingang der Höhle vorüberbrauſ'te. Gespornt durch plötzliches Erbangen traten sie an den Ausgang. Da schmetterte himmlisches Feuer schrecklich krachend plötzlich vor ihnen, gleich einer ungeheuren Kugel, nieder; und als sie geblendet standen, zitterte der Felsboden unter ihnen von dem rollenden Donner, der Hagel sauſ'te zischend durch das zerschlagene Gebüsch, der Regen stürzte strömend nieder, und der schäumende Strom brüllte stärker an der Felsenwand empor. Plötzlich drang von dem Berge gegenüber mitten durch die Finsterniß des Regensturzes das Licht einer aufsteigenden Flamme. Eine himmelhohe Eiche brannte, vom Blitz getroffen, und die Wolke vermochte mit ihren Strömen nicht auszulöschen, was der Strahl aus ihrem Schooße entzündet. Schnell lief das himmlische Feuer von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, bis endlich der vielhundertjährige Baum seine unzähligen Aeste, gleich brennenden Armen, gen Himmel streckte, als wollte er die Macht um Hülfe flehn, die so lange ihm Licht und Leben gab und nun plötzlich zürnend ihn zerstörte. Immer schneller, immer reicher stürzten die Wasser aus der Wolke; von allen Gipfeln und in allen Schluchten brauſ'ten Ströme hinab in den Fluß, der, gehoben vom zornig durch die Kluft heulenden

Sturm, emporgetragen von seiner in jedem Augenblick wachsenden Fülle, Woge auf Woge thürmte und donnernd an dem, wie es den Kindern dünkte, bebenden Felsen zerbrach.

Stumm standen sie und staunten, wie vorher über das bleibende Denkmal, so jetzt über das vorübereilende Schauspiel der unermeßlichen Kraft der Natur. Allmählig verrollte der Donner in fernerem Wiederhall; der Wassersturz wechselte öfter mit sanfterem Regen; die Baumfackel drüben verlosch; die Bergströme zogen sich enger zusammen; die Wolken brachen am westlichen Himmel, und leise sprühte noch aus rasch vorüberschwebendem Zuge zerrissener dünner Wolken Regen herab. — Als sie nun unten aus dem Gebüsch ins Freie traten, wo jene weite Ebene sich ausdehnte, da strahlte vom heitern Himmel das Licht so neu und frisch ihnen entgegen, da glänzte von jedem regenschweren Grashalm, von jedem Baumblatt eine blitzende Sonne, da stieg die Lerche schon wieder singend empor, da schwenkte der Habicht im Kreise spähend in den Lüften, da wölbte sich der Sonne gegenüber auf der nächtlich-dunkeln Wolke in bunten Farben ein doppelt schimmernder Regenbogen.

Kähler (Naturkunde.)

18. Das Gewitter.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen; die Nacht überwältigt den Tag; die Lüfte heulen; die Wälder rauschen; die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher; die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort; die scheuen Thiere fliehen den Felshöhlen zu; mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume; der Landmann kriecht nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen; das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen füllet den weiten Luftraum; die Erde bebt, und alle Echos in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlag des Donners fahren die flammenden Blitze Strahl auf Strahl aus, durchkreuzen die schwerfälligen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels öffnen sich von ihrer Last und stürzen ganze Fluthen herab; und indem die Wolken unter dem Kampf der Winde von einer Gegend in die an-

dere sich fortjagen, so tobet das wilde Geplätscher auf dem dürren Erdboden herunter.

Hirschfeld (das Landleben.)

19. Die Natur nach einem Gewitter.

Die finstern Gewölke zertheilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte; eine lächelnde Heiterkeit, die Alles erfreuet, breitet sich am ganzen Himmel aus; sein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt. Bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt! wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen und in der klaren Fluth der See wiederscheinen! Das nahe bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt eine ungewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des versöhnten Himmels überstreut. Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von einigen Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen und regnen, von gaukelnden Westen bewegt, von neuem den zu schweren Reichthum der Tropfen herab. Das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung; alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder reizt in einem hellern Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude; Schaaren von Schwalben schwärmen wieder im fröhlichen Flug umher; die Heerden schütteln die triefende Wolle und blöken vor Lust; tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläßt segnend den schützenden Baum und setzt munter seine Reise fort; der Landmann eilet erfrischt wieder zu seiner Arbeit; die Schönen kehren in den anmuthigen Garten zurück; Alles lebt von neuem, Alles frohlockt über die Wollust der Kühlung, und alle Kräuter gießen Reichthümer von süßen Gerüchen aus.

Hirschfeld.

20. Spaziergang an einem schönen Sommermorgen.

Die Erzählungen eines reisenden Kaufmanns, der einige Zeit im Hause des Herrn N. gewesen war, hatten die Lust zu reisen in den beiden Knaben sehr lebendig erregt, und da ihr Vater gerade Geschäfte in dem benachbarten Gebirge hatte, beschloß er, die Reise dahin in Gesellschaft seiner Kinder zu Fuß und auf

einem Wege zu machen, der ihm selbst noch neu und unbekannt war.

Dieser Plan ward in wenigen Tagen ausgeführt.

Die erste Bedingung war, vor Tagesanbruch abzureisen und der Sonne entgegen zu gehen.

Die Knaben hatten sich etwas zeitiger, als gewöhnlich, zu Bette gelegt. Freudige Erwartungen bewegten ihr Gemüth und kämpften mit dem Schlafe, der auch bei dem ersten frühen Geräusche im Hause entfloh. Es war noch Nacht, als sie aufstanden. Ihre erste Sorge war, nach dem Wetter zu sehen. Der Himmel war rein, und die Sterne leuchteten mit einem stillen matten Glanze einem heitern Morgen entgegen.

Die kleinen Vorbereitungen zur Reise waren schon den Abend zuvor gemacht worden, und die Ungeduld beförderte die Schnelligkeit des Anziehens. Als der Vater kam, seine Kinder zu wecken, begegneten sie ihm schon auf halbem Wege, in leichten Nanking-Jacken und weiten flatternden Pantalons von demselben Zeuge. Ihre lockigen Haare bedeckte der leichte graue Hut; eine grüne Reisetasche, welche die nothwendigsten Bedürfnisse in sich faßte, hing auf ihren Rücken, und mit einem festen Haselstocke in der Hand traten sie gleichsam schon aus ihrer Schlafkammer die Reise wohlgerüstet an, riefen fröhlich dem Vater ihren guten Morgen entgegen und hörten mit Freuden, daß auch er zum Aufbruche bereit sei.

Auch Aurora hatte nicht versäumt aufzustehen. Sie freuete sich der Reise, an der nur ihre Gedanken Antheil nehmen konnten, dennoch nicht weniger, als die glücklichen Reisenden selbst. Ach, wie gern hätte sie auch einen Wanderstab ergriffen und eine Reisetasche übergehängt, um der Sonne und dem Morgen entgegen zu gehen und in froher Gemüthlichkeit uber Berg und Thal zu ziehen. Aber sie verbarg den vergeblichen Wunsch in ihrem stillen Herzen, begleitete ihre jungen Freunde über den Hof nach dem Wege, bat sie einigemal, Nichts zu vergessen und ihr Alles wieder zu erzählen, nahm denn Abschied und kehrte zu ihrer Mutter zurück.

An der Hofthür wurden die Wanderer von dem muntern Spitz erwartet, der den Reiseplan schon lange gemerkt und hier seinen Platz genommen hatte, um nicht vergessen zu werden. Herr O.... hätte ihn lieber zu Hause gelassen; aber da er mit so freundlichem Murren an Allen aufsprang, und die Knaben für ihn baten, wurde er zum Begleiter angenommen. Mit ausgelassener Freude lief er nun eine Strecke voraus und dann wieder zurück, sprang und umtanzte die Wandernden, und sein munteres Gebell schien den Morgen zu wecken, der noch hinter den Bergen schlummerte.

Rüstig schritten die Reisenden vorwärts durch die nächsten bekannten Umgebungen ihrer Wohnung, zwischen den Hecken der

benachbarten Gärten durch, über die breiten Wiesen hin, immer nach Osten zu, wo Berge und Thäler ihrer warteten, die sie vorher noch niemals besucht hatten. Und als die letzten Sterne erloschen, und nur der Morgenstern noch zögerte, seinen fliehenden Brüdern zu folgen, führte sie der schmale Fußpfad um einen waldigen Hügel, der ein zweites Thal verbarg, das jetzt noch geheimnißvoll hinter dem Schleier der zerrinnenden Dämmerung lag.

Ungeduldig eilten die Knaben immer voraus, und mit jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, kam ihnen der zögernde Tag immer heller und heller entgegen. Der schmale Pfad zog sich an der Lehne des Berges hinauf, an welchem einzelne Häuser wie abgeschattet hingen. In der Tiefe rauschten die Mühlwasser; ein fernes einsames Glöckchen kündigte mit einförmigem Geläute den Sonntag an; und auf allen Gehöften antwortete sich das Krähen munterer Hähne. Ein frischer Ostwind strich über das Thal, in dessen Tiefe ein Meer von Nebel ruhete, aus dem nur einzelne Thurmspitzen und die Wipfel der höchsten Bäume inselartig hervorragten.

Die Neuheit des Anblicks überraschte die Knaben. Sie setzten sich nieder, um den Aufgang der Sonne zu erwarten, Allwin auf den Strunk eines abgehauenen Baumes, Theodor neben dem Vater, auf einen moosbewachsenen Stein. Der Spitz legte sich zu ihren Füßen, die schwarze Schnauze gegen die Erde gedrückt. Hinter ihnen der rauschende Buchenwald, unter ihnen das überschleierte Thal und abwärts, gegen Norden hin, eine Reihe von Hügeln, die in mannigfaltigen Abstufungen über einanderstiegen, immer höher und höher, und an vielen Stellen durch engere Schluchten, oder weiter geöffnete Busen, oder romantische Thäler durchbrochen.

Indem ihre Blicke still auf die graue Landschaft gerichtet waren und den blassen Schleier des Morgenduftes und Morgennebels zu durchdringen strebten, da flammte mit einmal gegen Abend der Gipfel des höchsten Berges von den Strahlen der Sonne, und das Bild der noch unsichtbaren strahlte zurück aus den Fenstern einer kleinen Kirche, welche die Höhe dieses Berges krönte. Herrlich stand die goldene flammende Insel über der düstern Landschaft und dem Nebelmeere, das in dem tiefern Thale wogte. Aber jetzt flammte auch der Himmel über der entfernten Bergkette, und aus dem weißen glühenden Meere strömten und thauten die Strahlen in das Thal hinab und glitten an den Thürmen zu den moosigen Dächern der Dörfer hernieder. Immer tiefer und fester drückte sich der Nebelschleier an die Erde an; dann zerriß und zerstiebte er in unendlichen Flocken, und das ganze Antlitz des Thales lag erleuchtet und offen da. Die Mühlwasser rauschten lauter und sprützten goldene glühende Funken auf die Räder herab; millionenmal schwamm das Bild der

Sonne mit dem Bache dahin und hing millionenmal, mit allen Farben des Regenbogens geschmückt, in zarten, zitternden Tropfen an jedem Grashalme, jeder Saatspitze und jeglichem Blumenblatt.

So schön und rein und in so herrlichen Umgebungen hatten die Kinder das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufgangs noch nicht gesehen. Allwin verließ seinen Baumstamm und nahm auf dem bemoosten Felsstücke Platz, dem Vater zur Seite, der jedes seiner Kinder mit einem Arme umschlang, eines auf dieser Seite, das andere auf jener. Und die Knaben zeigten sich und ihrem Vater mit freudiger Ueberraschung jede neue Erscheinung, die sich aus der Dämmerung erhob, oder von der allgemeinen Masse sonderte: der Wiesen üppiges Grün, mit blühendem Schwarzdorn durchflochten, die klappernden Mühlen in den Umschattungen dichter Bäume, den eilenden Bach, die Heerden, die brüllend und blökend aus den stillen Dörfern zogen, die tiefen geheimnißvollen Busen der Berge; die einladenden fernen Thäler und über dem Ganzen das krystallene klare Gewölbe des Himmels, an dem die Sonne still und langsam heraufschwamm.

Fr. Jacobs.

21. Der Uebergang der Nacht zum Tage.

Das Licht wird die Seele des irdischen Lebens; die Sonne ist es mit ihrem Lichte, was die trägen Kräfte der Erde ermuntert, ihre todten Stoffe belebend zu durchdringen. Daß und wie sie das thut, das kann nimmermehr Etwas überzeugender darstellen, als zur Sommerszeit der andächtige ernste Anblick des Uebergangs der Nacht zum Tage. Alles Leben ist erstorben, alles Sichtbare in Dunkel, die Todesfarbe, gehüllt. Die Blumen haben ihre Kelche geschlossen. Nur das Erhabenste, nur die höchsten Bäume, nur thurmhohe Gebäude, oder Berge ragen im Dämmerlicht des unbewölkten Himmels furchtbar als schwarze Riesenschatten empor. Alles Uebrige ist ein Meer der Nacht, wüst und leer die weite Erde, wie sie war im Anfang. Schauerlich spielt die Nachtluft mit beweglichen Gestalten, die das Auge nicht sieht, und schreckt das Ohr durch vielfaches Rauschen und Flüstern unbekannter Stimmen. Nur wie ein Todter die Umstehenden entsetzt, indem er irgend ein scheinbares Lebenszeichen giebt, so zuckt durch die Todtenstille der Nacht der Flug einer Eule, das Brausen eines Waldthieres, der Schritt eines Wanderers, welchen Noth drängt, Hülfe zu suchen, oder Bosheit anreizt, Verbrechen zu vollziehn. Kalte, feuchte Nebel schleichen am Boden hin und erinnern euer zitterndes Leben, es sei nicht die Zeit des Wachens und Wirkens. Alle Elemente und Naturkräfte vereinigen sich, um zu drohn; die finstre Erde, der unergründliche Wasserstrom, die schwarze Gewitterwolke, der aufstrah-

lende Blitz, der fernher brausende Sturm, Alles schreckt den führerlosen Geist. Da tritt ein Lichtsaum am Himmelsrande vor. Er breitet sich aus, die Schatten fliehen vor seiner wachsenden Macht. Ein Hügel nach dem andern, ein Baum nach dem andern hebt das erhellte Haupt aus dem wogenden Nebel. Immer tiefer sinkt dieser, als wollt' er sich vor einem Feinde ins innerste Dunkel der Erde verbergen; noch nicht strahlend in ihrem mannigfaltigen Schmuck, doch schon erkennbar in jedem Unterschiede, zeigt sich die grünende, blühende Flur. In den Zweigen regt sich's fröhlich; die Lerche steigt gesangschmetternd auf, die Nachtigall läßt aus dunklem Gesträuch ihr seelenschmelzendes Lied ertönen. Gleich einer Braut legt die harrende Erde in froher Eile einen Putz nach dem andern an, um den geliebten Strahl zu empfangen, dessen Nähe in flammender Röthe ausbricht. Und nun blitzt es als ein feuriger Pfeil zuerst an die Berggipfel, die gleich auf hoher Warte ausgestellten Wächtern seine Ankunft verkünden; nun umfließt sein goldner Strom die Kronen der breiten Eichen, der schlanken Fichten; nun breitet er sich aus über die weite Ebene; und Alles erglänzt in lachendem Farbenschmuck; und Alles, was die Nacht niederbeugte, hebt sich empor; die Kelche der Blumen öffnen sich; die Fliege schwärmt, der Käfer schwirrt, der Schmetterling gaukelt, die Biene sammelt, die Waldvögel flattern umher und jubeln; Krähen und Dohlen begrüßen die Sonne mit lautem Geschrei; der Adler schwingt in unerreichbarer Höhe die Kraft seiner Fittige; und wie diese im weiten, freudighellen Himmelsraum, so ergehn sich auf dem weiten, sonnenhellen Erdenplan die weidenden Heerden, und aus seiner Wohnung tritt mit heiterm Blick der erwachte Mensch, um mit Sicherheit und neuem Muth nützliche Werke zu vollenden. Kähler.

22. Die Wiederkunft des Frühlings.

Wie frohlockt die ganze Natur bei der Wiederkunft des Frühlings! Welches Leben in den erheiterten Lüften, voll von dem Triumphliede der Lerchen, auf diesen zartaufblühenden Wiesen, auf diesen sich belaubenden Buchen, dort auf den begras'ten Hügeln, wo hundert junge Lämmer springen, auf jenem See, in welchem die Sonne wieder ihr strahlendes Antlitz spiegelt, in dieser ganzen vor uns ausgebreiteten Landschaft, deren Fläche von dem neuen Grün in abwechselnden Schattirungen geschmückt und hin und her von den Scenen ländlicher Arbeiten wieder bedeckt ist! Welcher frohe, vermischte Lärm um uns her! Wie die freien Bäche zwischen den Blumen rieseln, wie die Stiere den frischen Weiden entgegenjauchzen, wie die mannigfaltigen Stimmen der Vögel, die unter dem lauen Himmel umherschwärmen, in das einförmige Lied des Kuckucks, der den Frühling ausruft,

und in das Geschwätz der Frösche eintönen, unterdessen ein warmer West schmeichelnd unsre Wangen umfließet, und ein süßer Geruch aus der jungen Erde hervorathmet. Ueberall ist Frühling; überall schallet die Freude des verjüngten Jahres und wecket den Wiederhall.

Was für eine Veränderung hat sich in allen Theilen der Natur ausgebreitet, und wie allgemein ist die wohlthätige Güte des Wesens, das die Jahreszeiten in ihrer Ordnung abwechseln läßt, unsere Erde, die sich von ihrer Mühe ausgeruhet hat, wieder mit Fruchtbarkeit und Freude schmückt und die ganze Schöpfung bis in ihre geheimsten Tiefen belebt! Noch vor wenigen Monaten war die ganze Fläche der Erde mit einer kalten Unfruchtbarkeit und einer todten Stille überdeckt. Diese Thäler, die jetzt die Wollust des Auges sind, lagen in einer tiefen Trauer vergraben; diese Berge, die jetzt ihr grünendes Haupt in die Wolken erheben, und an deren fruchtbarem Abhange die frohe Wollenheerde klettert, standen im hohen Schnee erstarret; diese belaubten Gänge, die jetzt der Nachtigall eine angenehme Zuflucht geben, waren nackte Reiser und Zweige, die unter der kalten Last des Winters arbeiteten; diese Bäche, die jetzt mit lautem Gemurmel dahinhüpfen, waren mit einer eisernen Kette in ihrem Laufe gehemmt; der Nordwind heulte über Städte und Dörfer dahin und schüttelte von seinen schrecklichen Flügeln Reif und Eis und Kälte und Verwüstung herab; die Schöpfung schien einem ewigen Tode übergeben zu sein.

Aber kaum hauchte der Athem des Allmächtigen, so drang Leben wieder in alle Adern der erstorbenen Geschöpfe. Er winkte der Sonne, sich unserm Erdballe zu nähern, und die Luft ward mit einer befruchtenden Wärme erfüllt. Das ganze Reich der Pflanzen empfand den wohlthätigen Einfluß, und seine belebten Säfte drangen in allen Theilen zum neuen Wachsthum hervor. Die Erde gebar in ihrem mütterlichen Schooße Gras und Kräuter und Blumen, ließ ihre Kinder hervorgehen und zeigte sie als ihre stolze Zierde. Die dicken Wolken zerflogen, und der Himmel lächelte über das hervorsprießende Grün der Felder hin.

Zwar verlor er noch oft seine frühe Heiterkeit und verhüllte seinen Glanz in Schnee und Hagel. Die zurückkehrende Kälte hemmte die Wirkungen der Sonnenstrahlen, und die noch schwachen Kräfte des Jahres waren in Gefahr, in ihrer Geburt erstickt zu werden. Die Hügel, auf welchen schon die Weide der Lämmer hervorgrünte, wurden noch einmal mit einem flimmernden Gewande überkleidet. Der erste Schmuck der sich belaubenden Fruchtbäume ward noch einmal mit Flocken durchwebt, und die noch halb kahle und halb aufgeblühete Landschaft schimmerte unter dem Lichte, das hin und her die Wolken durchbrach, im Gemisch von Grau und Weiß und Grün. Und wie oft sahen wir nicht die Lerche, die dem ankommenden Frühlinge in die wär-

mere Luft entgegensang, in einer traurigen Stille wieder heruntergleiten, ihre kleinen Flügel betrübt zusammenfalten und vor dem heuchlerischen Wetter in das Winterlager zurückfliehen?

Doch noch einmal ging die belebende Kraft von dem Vater der Natur durch alle Wesen. Die stärkere Sonne lösete die kalten Ueberbleibsel des Winters auf. Und nun herrscht der siegreiche Frühling auf allen Hügeln, in allen Thälern, in allen Gärten. Alles ist von seinen Reizen voll.

Hirschfeld.

23. Die Landschaft.

Die Heiterkeit des Tages und das Vergnügen des Gesprächs hatte uns unvermerkt bis an den Ausgang des Gartens geleitet. Voll vom Gefühl der schönen Natur verfolgten wir einen Weg durch's Thal. Auf einmal wurden wir von einem neuen Auftritt überrascht, und es schien, als wenn Alles sich vereinigte, um das Bild der Mannigfaltigkeit, wovon wir uns unterredeten, zu erweitern. Zwischen zwei Hügeln blitzten dem Auge die Wellen eines See's entgegen, auf dessen heller Fluth eine fröhliche Gesellschaft ruderte, und hin und her ruhende Kähne zerstreut lagen, worin aufmerksame Fischer lauschten; längs dem Ufer zogen sich mit Wein bepflanzte Hügel hin, auf deren Anhöhe ein Landhaus sein Haupt zwischen Umhüllungen von Fruchtbäumen und Buchen hervorstreckte; und an dem untern Absatz hing eine kleine Heerde von Ziegen, nagend an den Gesträuchen. Aus dem See entfernte sich ein Strom, floß an der Seite unseres Thal's bald unter der grünen Decke eines überhangenden Gebüsches dunkel dahin, bald eilte er tiefer unten mit schnellen Wellen, die im Glanz der Sonne tanzten, in eine ruhige Einöde hinab.

Jetzt standen wir vor einem hohen Hügel; wir fingen an, einen Abhang nach dem andern zu überklettern. Unterdessen begrüßte uns oft die mit uns steigende Lerche und die auf der einen Seite grasende Heerde? dann ruheten wir eine Weile unter dem Gemurmel eines kleinen Wasserfalls und sahen zurück, wie weit wir gekommen waren. Allmählig war die Spitze erstiegen. Welche Menge der Aussichten, welches feierliche Lustspiel, welche Malerei von tausend lächelnden Scenen! Ein sanfter Dunst umschwebet die in die Tiefe sich hinabsenkenden Blicke, indem sich eine halbe Welt im bleichen Schimmer überschauen läßt. Da winden sich blumige Thäler mit belustigenden Krümmungen durch das weite Land hin, in welchem die stolze Stadt mit ihren Palästen und Thürmen, wie ein kleiner, dunkler Fleck liegt; neben ihnen schlingen sich Gärten und Wiesen und Gebüsche in einander; an jenem Hügel hängt eine weiße Wollenheerde, anmuthig durch die grünen Gesträuche hervorschimmernd; und hinter ihm pranget mit ungleichem Laube eine Aussicht von Wäldern, wovon die letzten sich mit immer tieferm Schatten schwärzen. Nahe vor

ihnen ruhen friedsame Hütten, um welche rings umher sich das Gewühl des Fleißes sehen läßt. Sieh', wie dort kämpfende Stiere gegen einander taumeln und Sand und Erde in die Luft werfen, da auf eben der Weide indessen junge Rosse in muthwilligen Sprüngen scherzen! Wie dort im Meierhof der helle Teich zwischen den umpflanzten Weiden blinkt, und da durch die niederen Ebenen das Silber der Aare hinwallet! Wie glänzen nahe vor uns die wechselnden Farben der Flächen, die in der Ferne in eine völlige Dunkelheit verbleichen würden, wenn nicht noch da die Felder voll Getreide in einem höhern Schmuck hervorstrahlten! Sieh' zur Rechten den Waldstrom; von beschäumten Höhen herab sein brausendes Wasser durch eine Oeffnung hervordrängend, von Fels auf Fels mit Ungestüm den tiefen Fall herabstürzend, wird er eine lange, milchweiße Säule, wirft einen weißen Nebel um sich und tränkt die untere Gegend mit thauigem Gestöber. Von da aus ziehen sich die grauen, von keinem Laub', keinem Gras umgrünten Felsengebirge, die fürchterlich über einander gewälzt liegen und ihre nie besuchten Gipfel im Schooße der Donnerwolken verhüllen, wild und rauh in einer ungeheuren Strecke fort; auf ihren Häuptern liegt die Sonne, und in ihren schrecklichen Zwischenräumen die Nacht; ihre Gränze ist das Ende des Sommers und der Anfang eines ewigen Winters, an dessen Gebiete sie angedrängt sind. Unterdessen daß diese Größe die Schönheit der andern Gegenden erhebt, so malet, um den Reiz der Erde noch mehr zu erhöhen, in den vorüberwandelnden Wolken sich eine ganze Landschaft; Gold und Rosen durchglimmen die dunkelblauen Decken des Himmels, und Purpur umröthet ihren Saum. Welche unaussprechliche Pracht, welche harmonische Verwickelung in diesen ländlichen Schauspielen!

Hirschfeld.

24. Der Wunsch.

Dürft' ich vom Schicksal die Erfüllung meines einzigen Wunsches hoffen — denn sonst sind meine Wünsche Träume; ich wache auf und weiß nicht, daß ich geträumet habe, es sei denn ein Wunsch für Andrer Glück — dürft' ich vom Schicksal dieses hoffen: dann wünscht' ich mir nicht Ueberfluß, auch nicht über Brüder zu herrschen, nicht, daß entfernte Länder meinen Namen nennen. O könnt' ich unbekannt und still, fern vom Getümmel der Stadt, wo dem Redlichen unausweichliche Fallstricke gewebt sind, wo Sitten und Verhältnisse tausend Thorheiten adeln, könnt' ich in einsamer Gegend mein Leben ruhig wandeln, im kleinen Landhaus, beim ländlichen Garten, unbeneidet, unbemerkt!

Im grünen Schatten wölbender Nußbäume stände dann mein einsames Haus, vor dessen Fenstern kühle Winde und Schat-

ten und sanfte Ruhe unter dem grünen Gewölbe der Bäume wohnen; vor dem friedlichen Eingang einen kleinen Platz eingezäunt, in dem ein kühler Brunnquell unter dem Traubengeländer rauschet, an dessen abfließendem Wasser die Ente mit ihren Jungen spielte, oder die sanften Tauben vom benachbarten Dach herunter flögen und nickend im Grase wandelten, indeß der majestätische Hahn seine gluckenden Hennen im Hof umherführt; sie würden dann auf mein bekanntes Locken herbei flattern an's Fenster und mit schmeichelndem Gewimmel Speise von ihrem Herrn fordern.

Auf den nahen schattenreichen Bäumen würden die Vögel in ungestörter Freiheit wohnen und von einem Baum zum andern nachbarlich sich zurufen und singen. In der einen Ecke des kleinen Hofes sollen dann die geflochtenen Hütten der Bienen stehen, denn ihr nützlicher Staat ist ein liebliches Schauspiel. Gern würden sie in meinem Anger wohnen, wenn wahr ist, was der Landmann sagt, daß sie nur da wohnen, wo Fried' und Ruhe in der Wirthschaft herrschet. Hinten am Hause sei mein geraumer Garten, wo einfältige Kunst den angenehmen Phantasien der Natur mit gehorsamer Hülfe beisteht, nicht aufrührisch sie zum dienstbaren Stoff sich machet, in groteske Bilder sie zu schaffen. Wände von Nußstrauch umzäunen ihn, und in jeder Ecke steht eine grüne Hütte von wilden Rosinen. Dahin würd' ich oft den Strahlen der Sonn' entweichen, oder sehen, wie der braune Gärtner die Beete umgräbt, um schmackhafte Gartengewächse zu säen. Oft würd' ich die Schaufel aus der Hand ihm nehmen, durch seinen Fleiß zur Arbeit gelockt, um selbst umzugraben, indeß er neben mir stände, der wenigern Kräfte lächelnd; oder ich hülf' ihm, die flatternden Gewächse an Stäben aufbinden, oder der Rosenstauden warten und der zerstreuten Nelken und Lilien.

Außen am Garten müßt' ein klarer Bach meine grasreiche Wiese durchschlängeln; er schlängelte sich dann durch den schattigen Hain fruchtbarer Bäume, von jungen zarten Stämmen durchmischet, die mein sorgsamer Fleiß selbst bewahrte. Ich würd' ihn in der Mitte zu einem kleinen Teich sich sammeln lassen, und in des Teiches Mitte baut' ich eine Laube auf eine kleine aufgeworfene Insel. Zöge sich dann noch ein kleiner Weinberg an der Seite in die offene Gegend hinaus und ein kleines Feld mit winkenden Aehren, wäre der reichste König dann gegen mich beneidenswerth?

Aber fern sei meine Hütte von dem Landhaus, das Dorantes bewohnt, um ununterbrochen in Gesellschaft zu sein. Bei ihm lernt man, daß Frankreich gewiß nicht kriegen wird, und was Mops thäte, wenn er König der Britten wäre; und bei wohlbedeckter Tafel werden die Wissenschaften beurtheilt und die Fehler unseres Staats, indeß majestätischer Anstand vor der leeren Stirne schwebt. Weit von Oronton weg sei meine einsame Woh-

nung. Fernher sammelt sich Wein in seinen Keller; die Natur ist ihm nur schön, weil niedliche Bissen für ihn in der Luft fliegen, oder den Hain durchirren, oder in der Fluth schwimmen. Er eilt auf das Land, um ungestört rasen zu können. Wie bang ist man in den verfluchten Mauern, wo der dumme Nachbar jede That bemerkt! Dir begegne nie, daß ein einsamer Tag bei dir allein dich lasse, eine unleidliche Gesellschaft für dich. Vielleicht entwischt dir ein schauernder Blick in dich selbst! Aber nein! Gepeinigte Pferde bringen dir schnaubend ihre unwürdigen Lasten; sie springen fluchend von dem unschuldigen Thier. Tumult und Unsinn und rasender Witz begleiten die Gesellschaft zur Tafel, und ein ohnmächtiger Rausch endet die tobende Scene. Noch weiter von dir, hagrer Harpax! dessen Thür hagre Hunde bewachen, die hungernd dem ungestüm abgewiesenen Armen das bethränte Brod rauben. Weit umher ist der arme Landmann dein gepeinigter Schuldner; nur selten steigt der dünne Rauch von deinem umgestürzten Schornstein auf; denn solltest du nicht hungern, da du deinen Reichthum dem weinenden Armen raubst!

Aber wohin reißt mich ungestümer Verdruß? Kommt zurück, angenehme Bilder! Kommt zurück und heitert mein Gemüth auf! Führet mich wieder dahin, wo mein kleines Landhaus stehet! Der fromme Landmann sei mein Nachbar in seiner braunen, beschatteten Hütte! Liebreiche Hülfe und freundschaftlicher Rath machen dann Einen dem Andern zum freundlich lächelnden Nachbar; denn was ist seliger, als geliebt zu sein, als der frohe Genuß des Mannes, dem wir Gutes gethan?

Wenn den, der in der Stadt wohnet, unruhiges Getümmel aus dem Schlummer weckt, wenn die nachbarliche Mauer der Morgensonne liebliche Blicke verwehrt, und die schöne Scene des Morgens seinem eingekerkerten Auge nicht vergönnt ist, dann wird eine sanfte Morgenluft mich wecken und die frohen Concerte der Vögel. Dann flög' ich aus meiner Ruhe und ging Auroren entgegen auf blumige Wiesen, oder auf die nahen Hügel und säng' entzückt frohe Lieder vom Hügel herunter. Denn was entzücket mehr, als die schöne Natur, wenn sie in harmonischer Unordnung ihre unendlich mannigfaltigen Schönheiten enthüllt? Zu kühner Mensch! was unterwindest du dich, die Natur durch weither nachahmende Künste zu schmücken? Baue Labyrinthe von grünen Wänden und laß den gespitzten Taxus in abgemessener Weite empor stehn; die Gänge sein reiner Sand, daß kein Gesträuchchen den wandelnden Fußtritt verwirre; — mir gefällt die ländliche Wiese und der verwilderte Hain; ihre Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur nach geheimen Regeln der Harmonie und der Schönheit geordnet, die unsere Seele voll sanften Entzückens empfindet.

Auch würd' ich in einsame Gegenden irren, im Labyrinthe des Gesträuches, am verführenden Ufer eines Bach's. Da würde

ein dunkler Schatten zur Ruhe mich locken, dort ein rauschender Wasserfall, von jedem Fußsteig fern. O wie ist es lieblich, wenn, fern von allem Getümmel, kein anderes Geräusch um uns her tönt, als ein naher Bach, oder das Sumsen der Bienen, oder das Rauschen der Eidechse, die durch das Gras wischt! Wenn unter dem einsamen Laubdach Schatten und seltenes Licht auf das dichterische Blatt auf meinem Schooße spielen, und Nichts mich stört, als wenn's ein sanfter Wind überwälzt, oder die kleine Heuschrecke mit verirrtem Sprung auf selbigem sich hingesetzt, sich wundert und schnell wieder abspringt.

Oft würd' ich bei sanftem Mondschein bis zur Mitternacht wandeln, in einsamen frohen Betrachtungen über den harmonischen Weltbau, wenn unzählbare Welten und Sonnen über mir leuchten.

Auch den Landmann würd' ich besuchen, wenn er beim furchenziehenden Pflug singt, oder die frohen Reihen der Schnitter, wenn sie ihre ländlichen Lieder singen, und hörte ihre frohen Geschichtchen und ihren muntern Scherz. Oder wenn der Herbst kommt und die Bäume bunt färbet, dann würd' ich die gesangvollen Weinhügel besuchen, wenn die Mädchen und die Jünglinge im Rebenhain lachen und die reifen Trauben sammeln. Wenn der Reichthum des Herbstes gesammelt ist, dann gehen sie jauchzend zu der Hütte zurück, wo der Kelter lautes Knarren weit umher tönt, und ein frohes Mahl sie erwartet. Der erste Hunger ist gestillt; jetzt kommt der ländliche Scherz und das laute Lachen, indeß der freundliche Wirth die Weinflaschen wieder anfüllt und zur Freude sie aufmahnt. Kunz erzählt jetzt, wie er große Reisen gethan hat, bis weit in Schwaben hinaus, und wie er Häuser gesehen, noch größer und schöner als die Kirch' im Dorf, und wie einen Herrn sechs schöne Rosse in einem glänzenden Wagen gezogen haben, schöner als das beste, das der Müller im Thal hat, und wie die Bauern da mit grünen spitzen Hüten gehen. So erzählt' er Vieles, indeß der junge Knecht, aufmerksam den offenen Mund auf die unterstützende Hand gelehnt, bald vergessen hätte, daß sein Mädchen an seiner Seite sitzt, hätte sie ihn nicht lachend in die Wangen gekneipt. Dann erzählte Hans, wie seinen Nachbar ein Irrwisch verfolgt hat, und wie er ihm auf dem Korb gesessen; er hätt' ihn bis unter die Dachrinne verfolgt, wenn er nicht eins geschworen hätte. Aber jetzt gehen sie aus der Hütte, um beim Mondschein zu tanzen, bis die Mitternacht sie zur Ruhe ruft.

Wenn aber trübe Tage mit frostigem Regen, oder der herbe Winter, oder die schwüle Hitze des Sommers den Spaziergang mir verböten, dann würd' ich ins einsame Zimmer mich schließen; mich unterhielte da die edelste Gesellschaft, der Stolz und die Ehr' eines jeden Jahrhunderts, die großen Geister, die ihre Weisheit in lehrende Bücher ausgegossen haben, edle Gesellschaft,

die unsre Seele zu ihrer Würd' erhebt! Der lehrt mich die Sitten ferner Nationen und die Wunder der Natur in fernen Welttheilen. Der deckt mir die Geheimnisse der Natur auf und führt mich in ihre geheime Werkstatt. Der würde mich die Oeconomie ganzer Nationen lehren und ihre Geschichte, die Schand' und die Ehre des Menschengeschlechts. Der zeigt mir die Größe und die Bestimmung unsrer Seele und die reizvolle Tugend. Um mich her ständen die Weisen und die Sänger des Alterthums; ihr Pfad ist der Pfad zum wahren Schönen, aber nur Wenige wagen sich hin; das blöde Haupt macht Tausende schwindlig zurückgehen auf eine leichtere Bahn von Flittergold und geruchlosen Blumen. Soll ich die Wenigen nennen? Du schöpferischer Klopstock! und du, Bodmer, der du mit Breitinger die Fackel der Critik aufgesteckt hast, den Irrlichtern entgegen, die in Sümpfe oder deren Einöden verführen. Und du, Wieland! (oft besucht deine Muse ihre Schwester, die ernste Weltweisheit und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimsten Kammern und bildet ihn zu reizenden Grazien;) oft sollen eure Lieder in heiliges Entzücken mich hinreißen. Auch du, malerischer Kleist! sanft entzückt mich dein Lied, wie ein helles Abendroth; zufrieden ist dann mein Herz und still, wie die Gegend beim Schimmer des Mondes. Auch du, Gleim! wenn du die lächelnden Empfindungen unseres Herzens singest und unschuldigen Scherz. — Doch sollt' ich euch alle herzählen, ihr Wenigen? Euch zu verkennen, ist Schande; der späteste Enkel wird eure Namen mit Ehrfurcht nennen.

Auch ich schriebe dann oft die Lieder hin, die ich auf einsamen Spaziergängen gedacht, im dunklen Hain, oder beim rauschenden Wasserfall, oder im Traubengeländer beim Schimmer des Monds. Oder ich sähe im Kupferstiche, wie große Künstler die Natur nachgeahmt haben, oder ich versucht' es selbst, ihre schönen Auftritte auf der gespannten Leinwand nachzuschatten.

Oft würd' ein lautes Klopfen vor meiner Thüre mich stören. Wie entzückt wär' ich, wenn dann beim Eröffnen ein Freund in die offenen Arme mir eilte! Oft fänd' ich sie auch, wenn ich vom Spaziergang zurück der einsamen Hütte mich näherte, einzeln oder in Truppen mir entgegen grüßen. Gesellschaftlich würden wir dann die schönsten Gegenden durchirren; unter mannigfaltigen Gesprächen, oft ernsthafter, oft froher, mit freundschaftlichem Entzücken und munterm Scherz vermischet, würden die Stunden uns zu schnell vorbei hüpfen. Hunger würde die Kost uns würzen, die mein Garten mir gäbe, und der Teich und mein belebter Hof. Wir fänden sie bei der Rückkunft unter einem Traubengeländer, oder in der schattigen Hütte im Garten aufgetischt. Oft auch säßen wir beim Mondschein in der Laube beim bescheidenen Kelchglas, bei frohen Liedern und munterm

Scherz, es wäre denn, daß der Nachtigall melancholisches Lied uns aufmerksam ließe.

Aber was träum' ich? Zu lang, zu lang schon hat meine Phantasie dich verfolgt, dich, eitler Traum! Eitler Wunsch! nie werd' ich deine Erfüllung sehen. Immer ist der Mensch unzufrieden; wir sehen weit hinaus auf fremde Gefilde von Glück, aber Labyrinthe versperren den Zugang; und dann seufzen wir hin und vergessen, das Gute zu bemerken, das Jedem auf der angewiesenen Bahn des Lebens beschert ist. Unser wahres Glück ist die Tugend. Der ist ein Weiser und glücklich, der willig die Stell' ausfüllt, die der Baumeister, der den Plan des Ganzen denkt, ihm bestimmt hat. Ja du, göttliche Tugend, du bist unser Glück; du streuest Freud' und Seligkeit in jedem Stand auf unsre Tage. O, wen soll ich beneiden, wenn ich, durch dich beglückt, die Laufbahn meines Lebens vollende? Dann sterb' ich froh, von Enkeln beweint, die mich um deinentwillen liebten; von euch beweint, ihr Freunde! — Wenn ihr beim Hügel meines Grabes vorbei geht, dann drücket euch die Hand, dann umarmet euch. Hier liegt sein Staub, sagt ihr, des Redlichen! aber Gott belohnt seine Bemühung, glücklich zu sein, mit ewigem Glück; bald aber wird unser Staub auch da liegen, und dann genießen wir mit ihm dies ewige Glück. Und du, geliebte Freundin, wann du beim Hügel meines Grabes vorüber gehest, wenn die Maßlieben und die Ringelblumen von meinem Grabe dir winken, dann steig' eine Thräne dir in's Auge; und ist's den Seligen vergönnt, die Gegend, die wir bewohnt, und die stillen Haine zu besuchen, wo wir oft in seligen Stunden unsrer Seele große Bestimmung dachten, und unsre Freunde zu umdufften, dann wird meine Seele dich oft umschweben. Oft, wenn du voll edler, hoher Empfindung einsam nachdenkest, wird ein sanftes Wehen deine Wangen berühren; dann gehe ein sanftes Schauern durch deine Seele.

Geßner.

III. Lehraufsätze.

1. Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im

Sinne hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Auge des Lesers hat's noch nicht von nöthen. Jetzt schaut er's deutlich an und sagt: »Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten.« Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Queckſilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: »Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich.« Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Taback, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: »das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringeln.«

Gleichwohl weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen.

Merke:

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Queckſilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts Anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Queckſilber aufhört, ist keine Luft, sondern Nichts, reines klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dies wird erkannt: wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Queckſilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: »Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.«

Drittens: Die Luft, die die Erde und Alles umgiebt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will vermöge einer inwendigen Kraft unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und so zu sagen ausgespannt sein, bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt und Alles durchdringt und segnet und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thür, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des

Kölbleins hinein und drückt auf das Queckſilber, und die Luft, welche noch außen iſt, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, ſie drückt und treibt das Queckſilber in der langen Röhre gewöhnlich zwiſchen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis ſie nimmer weiter kann. Denn wenn das Queckſilber in der Röhre einmal eine gewiſſe Höhe erreicht hat, ſo drückt es, vermöge ſeiner eigenthümlichen Schwere, der Luft wiederum dergeſtalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da ſtrebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft ſpricht: »Gelt, du mußt droben bleiben!« Das Queckſilber ſpricht: »Gelt, du bringſt mich nimmer höher!«

Merke viertens die Hauptſache. Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal ſtärker, ein andermal ſchwächer. Die Gelehrten wiſſen ſelbſt noch nicht recht, wo dieſes herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausſpannung der Luft auf einmal ſtärker, ſo daß man ſagen kann, ſie gewinne neue Kraft, ſo drückt ſie auch um das ſtärker auf das Queckſilber im Kölblein alſo, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringſten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Queckſilbers in der Röhre gegen das Kölblein, bis ſie mit dem Druck der Luft wieder im Gleichen iſt, welchergeſtalt alſo das Queckſilber in der Röhre ſinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Alſo ſteigt und fällt das Queckſilber, oder, wie man ſagt, das Wetterglas, und ſein Steigen und Fallen iſt übereinſtimmend mit dem unaufhörlichen Wechſel in der Luft.

Solche Gnade hat Gott dem Menſchen verliehen, daß ihm in gläſernen Röhren ſichtbar werden kann, was in der unſichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leſer iſt vorſichtig und glaubt nicht Alles auf das Wort. Merke alſo:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brod, es beißt nicht ſchlecht hinein, und ſchmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Krümlein von dem Brod herab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichſam wieder ein Teig daraus wird, und ſtopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, — von dem Augenblicke an geht das Queckſilber nimmer ob ſich und nimmer unter ſich, ſondern bleibt unaufhörlich ſtehen, wie es ſtand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Queckſilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt und hätte die beſte Luft, er gebe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweitenmal geſchieht.

Wenn es ihm aber mit ſeiner Vorſicht gelungen iſt, die Oeffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das

Queckſilber drücken, wie vorher, ſtärker oder ſchwächer, alsdann fängt es auch wieder an, luſtig zu ſteigen und zu fallen. Alſo rührt die Veränderung in dem Stand des Queckſilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Queckſilber drückt.

Daß aber die Luft allein es ſei, welche im Stand iſt, mit wunderbarer Kraft das Queckſilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben und in dieſer Höhe ſchwebend zu erhalten, iſt der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Queckſilber in der Röhre auf einmal ſo tief herab, bis es demjenigen, als in dem Kölblein ſteht, gleich iſt, und hat alsdann Alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander und vernichtet ihre Kraft an ſich ſelber, alſo daß das Queckſilber freies Spiel bekommt und ſeiner eignen Natur folgen kann, die da iſt, daß es vermöge ſeiner Schwere hinunterſitzt bis auf den Boden, oder auf das Unterſte des Raumes, worin es eingeſchloſſen iſt.

Merke ſechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, ſich ſtärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und ſchön wird. Wenn ſie aber nachläßt und gleichſam matt wird, man weiß nicht warum, ſo macht ſich gewöhnlich ein Regen zu recht, oder ein Sturmwind oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Queckſilbers einen ſtärkern oder ſchwächern Druck der Luft anzeigt, ſolchermaßen kündigt es auch zum voraus Sonnenſchein und Regen an, wenn nichts Anders dazwiſchen kommt. Bisweilen falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leſer wohl bekannt iſt.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechſel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch Niemanden verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern ſich ſchon lange darüber.

Solche Bewandniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenſchaften des Wetterglaſes. — Hebel.

2. Betrachtungen über ein Vogelneſt.

Wenn der geneigte Leſer ein Finkenneſt in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er ſich, auch ſo eins zu ſtricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's ſchwerlich. Ja er will zugeben, der Menſch vermag viel. Ein geſchickter Künſtler mit zwanzig ſeiner künſtlichen Inſtrumentlein kann nach viel mißlungenen Verſuchen zuletzt Etwas herausbringen, das einem Finkenneſt gleich ſieht, und Alle, die es ſehen, können es von einem wirklichen

Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: »Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilts, du Pfuscher hast's selber gemacht!« Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Eben so ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen.

Eben so ist es mit dem Gespinnst, worin sich ein Raupenwurm so zu sagen zu einem Carmeliter oder Franciskaner einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengespinnst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies, bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom Andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ei. Eben so alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art, eben so jede Franciskanerkutte des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja manches Thierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: für dieses Jahr ist's gut genug, übers Jahr mach' ich's besser.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrplatz, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft? und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen; oder ein paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird der Absatz rebellisch und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichtsnutz. —

Denn erstlich, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und so zu sagen den Namen dazu hergeben. Deßwegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt. Deßwegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und kein Spinnengewebe nachmachen. Gottes Werke macht Niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfniß recht ist: also hat er dem Menschen Etwas von seinem göttlichen Verstand lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, ein Schauer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keine Kalender schreiben noch viel weniger drucken.

Drittens, hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. »Kannst du den Vers,« sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

»Gott du hast der Freuden Fülle?« —

Das Büblein fuhr fort:

Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebest mit stets gleicher Stärke
Das Gute nur, und deine Werke
Sind Ordnung und Vollkommenheit.
O, bilde mich nach dir.« — —

»Sieh Kind,« sagte der Hausfreund, — und kam sich selber fast vor, wie ein Pfarrherr in der Kinderlehre, so er doch keiner ist und möschene Knöpfe auf dem Rocke trägt, — »sieh',« sagte er, »das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Lebenlang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Berufe zu erwerben und zu erhausen hat. »Gesetzt,« sagte er, »du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber, oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich,

statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Thun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das Nämliche in seiner Art so gut machen kann, als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Aermel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn Jedermann gestehen und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nichts anders sein, als die Vollkommenheit seiner Werke.«

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und sagte:

»O, bilde mich nach dir.« —

Aus einem solchen Kinde kann etwas werden.

Hebel.

3. Die Freuden der Natur.

Der allgemeine Tempel der Menschheit ist der Tempel der Natur. Hier ist die größte Pracht mit der schmucklosesten Einfalt, der größte Reichthum mit der weisesten Sparsamkeit verbunden; hier wechseln gewöhnliche und seltene Erscheinungen, hinreißendes Entzücken und angenehmes Entsetzen, vorherbestimmte und unerwartete, Auge und Ohr ergötzende und das Herz rührende Auftritte mit einander ab. Hier, auf dem weiten unermeßlichen Schauplatze der Schöpfung liegt das große, deutliche Buch der Gottheit, das Buch der Natur offen für uns da; und daraus können wir das Dasein und die Größe Gottes, die Wirkungen seiner Weisheit, Macht und Güte, seinen Willen und unsre Würde, unsre Bestimmung und Unsterblichkeit in unverkennbaren Zügen lesen. Hier sind alle Werke, die Gott gemacht hat, alle lebendigen und leblosen Wesen, die sich unserm Auge und Verstande darstellen, so viel laute Stimmen, die uns Religion, Weisheit, Tugend, Vorsehung, Zufriedenheit predigen.

Ja, in der schönen Natur öffnen sich uns Quellen des Vergnügens, die wir in stolzen Palästen und im Geräusche schwärmender Lustbarkeiten umsonst suchen; Quellen des Vergnügens, die sich nie trüben, die immer gleich rein und stark für uns fließen. Denn sie sind so reichhaltig und mannigfaltig, als die Natur selbst, ergießen sich desto fruchtbarer, je öfter wir aus ihnen schöpfen, und vervielfältigen sich in dem Maße, in welchem wir Einsicht, Lust und Fähigkeit haben, ihnen nachzugehen. — Wohl also dem Freunde der Natur! Ihn wird nie die Freude fliehen, nie Kummer und Sorge ganz zur Erde beugen. Wohl

dem Freunde der Natur! Er ist zugleich der Freund, der treueste Freund der Religion; dahingegen der Unempfindliche, der für die Freuden der Natur gar keinen Sinn hat, auch gewiß für die wahre, geistige Religion und echte Gottesverehrung verloren ist. — Und wohl dem Christen! Ihm ist die Natur kein dunkles Räthsel, kein verwirrender Schauplatz, kein fremdes Buch, das er nicht lesen und verstehen könnte. Zwar ist die Sprache der Natur die allgemeine Sprache, deren sich die Gottheit zur Belehrung des Menschengeschlechts von jeher bedient hat und noch bedient, aber dem Christen ist sie am verständlichsten, am leichtesten, diese Sprache. Er hat sie in der Schule Jesu gelernt; er kann sich alle wichtigen Erscheinungen der Natur, die der Aberglaube für Uebel hält, auf die befriedigendste Weise erklären; er hat durch das Christenthum den Schlüssel erhalten, mit dem er sich die verborgensten Eingänge in die Geheimnisse der Natur aufschließen kann.

So will ich euch denn heute in diesen lehrreichen Tempel der Natur einführen, meine Freunde; will euch auf die mannigfaltigen Freuden aufmerksam zu machen suchen, welche uns die Betrachtung der Natur gewähren kann. Ihr werdet da Freude über Gott und seine Größe, Freude über eure Würde als Menschen, Freude über eure zukünftige höhere Bestimmung, Freude der Religion und der Tugend, Vorübung und Vorgenuß selbst der höhern Freuden jenes bessern Lebens antreffen.

Freude über Gott und seine Größe ist wohl das erste, das natürlichste Gefühl, welches uns durchdringt, wenn wir die Werke Gottes betrachten. Ja, in der freien Natur, im Genusse so mannigfaltiger, abwechselnder Reize, von so unzähligen nahen und fernen Schönheiten am Himmel und auf Erden umringt, — wie fühllos müßte der sein, den der Anblick solcher Meisterstücke nicht rühren, nicht zum Schöpfer und Vater alles dessen, was ist und empfindet, erheben sollte! — — Wenn sich uns früh das prachtvolle Schauspiel der aufgehenden Sonne zeigt; wenn sie, die Königin des Tages, in vollem Glanze am Horizonte ihren Einzug hält; wenn sie die Natur aus ihrem Schlafe weckt, jedes Geschöpf mit neuem Leben und reger Thätigkeit beseelt und Licht und Wärme um sich her verbreitet; wenn sich da Auen, Felder, Gärten, Wiesen an dem wohlthätigen Morgenthau erquicken, Blüthen und Blumen aufschließen, die Sänger der Luft hören lassen; wenn da die ganze vor uns liegende Natur ihren gütigen Schöpfer preis't und in seinem Lobe wetteifert: wie uns da so wohl ist, meine Freunde! wie uns da der Gedanke an Gott so natürlich, so lichtvoll, so nothwendig wird! wie da dem gedrängten, empfindungsvollen Herzen die Worte fehlen, und es sich doch so gern allen Geschöpfen mittheilen möchte! wie wir da die fühlbaren Beweise von der Macht und Weisheit und Güte Gottes so ganz verstehen und alle bisherigen Zweifel und Dun-

kelheiten vor uns verschwinden sehen! — Oder hast du je die stillere Pracht der untergehenden Sonne aufmerksam betrachtet? Fühltest du dich durch ihre letzten milderen Strahlen nicht zur Gottheit hingezogen, nicht zu ihrem Lobe gestimmt? Brachte der Stillstand, welchen da die einbrechende Dunkelheit einem Theile der Schöpfung ankündigte, nicht auch einen Stillstand in deinem unruhigen Herzen, in deinen mit sich selbst streitenden Wünschen und Begierden hervor? — Wie schmachtet nicht Alles auf unsrer Erde nach Ruhe und Erholung! Und wie gütig sorgt nicht der weise Gott dafür! Wie absichtsvoll muß sich jetzt das große Tageslicht entfernen und Schlaf und Ruhe befördern! Und wie sich das Sonnenlicht entfernt, so vervielfältigen sich die Welten für dich, so erscheint die Natur in ihrem größern, ausgebreitetern Umfange. Hier stellt dir das Firmament Millionen neue Zeugen von der Größe des Weltbeherrschers auf. Hier weidet sich dein Auge an dem sanften Schimmer des Mondes; hier schwingt sich dein Geist zu dem mit Sternen und Welten übersäeten Himmel auf und verliert sich in die Wunder der unübersehbaren Schöpfung; und sollte er wohl von da zurückkommen, ohne helleres Licht in deinen Verstand, ohne fruchtbarere Wärme in dein Herz, ohne neue wohlthätige Beweise für die Größe und Liebenswürdigkeit Gottes mitgebracht zu haben? — Ja, so oft euch knechtische Furcht vor Gott ergreift; so oft euch Aberglaube und mißverstandene Religion beunruhigen und euch Gott in einer abschreckenden Gestalt zeigen, — so oft werfet euch der sanften, lehrreichen Natur in die Arme. Von ihrem Einflusse beseelt, wird sich euer erschlaffter Geist ermannen und die Fesseln der Furcht und des Aberglaubens mit edler Stärke zerbrechen; die Finsterniß wird sich in eurem Verstande aufklären; euer beklommenes Herz wird sich aufs neue erweitern und dem Gott, welchen ihr als den Vater der Liebe wiedergefunden habt, kindlich entgegen schlagen.

Freude über die Würde des Menschen ist ein zweites beseligendes Gefühl, welches durch die Betrachtung der Natur in uns erweckt werden kann. Sonne und Mond, Himmel und Erde, Licht und Finsterniß, Luft und Meer, Thiere und Gewächse, — Alles hat Bezug und Einfluß auf den Menschen; Alles ist seinentwegen so oder anders beschaffen, in größerer oder geringerer Menge vorhanden. Alles ist zu seinem Dienste, Alles kann und darf er gebrauchen, alle Schönheiten versammeln und drängen sich um ihn her, Alles nährt, schützt, erfreut ihn. — Und wie weise kann er nicht dies Alles benutzen! Seine Klugheit, sein Fleiß, seine Erfindsamkeit, sein Nachdenken vervielfältigen, verschönern, veredeln Alles, was ihm Unterhalt und Vergnügen gewähren kann. Er beobachtet gleichsam die Natur in ihrer Werkstätte, weiß ihr ihre Fruchtbarkeit abzulernen, versteht die Kunst, ihr zu Hülfe zu kommen, und wo er sich aufhält, Leben und

Schönheit und Ueberfluß um sich her zu verbreiten. Selbst die Elemente stehen gewissermaßen unter seinem Befehle; er kann sie erregen und einschränken, so oder anders leiten und bestimmen. — Daran erinnere dich, o Mensch, wenn du in der freien Natur wandelst, wenn fruchtbare Felder, üppige Wiesen, reizende Gärten, lustige Gefilde da vor dir liegen, wenn du den regen Fleiß deiner Brüder bei der Aussaat der Früchte, oder das Gewirre von Thätigkeit bei der Ernte siehst. Sonst waren hier dürre Wüsten, unfruchtbare Felsen, wilde, fürchterliche Aussichten; jetzt stellen sich dem Auge blumichte Auen, segensreiche Felder, fruchttragende Bäume dar. Und dies Alles hat der Mensch gewünscht, gewollt, bewerkstelligt; dadurch hat er sich als den Pfleger und Versorger der Natur gezeigt. Wie sehr muß ihn dies vor allen übrigen Geschöpfen auszeichnen! Wie groß und vorzüglich muß nicht seine Würde sein! Ja nehmet alle Reize, alle Schönheiten, alles Große und Prächtige am Himmel und auf der Erde zusammen, — der Mensch ragt weit über sie alle hervor, übertrifft, verdunkelt sie alle. Mit ihm hat Gott die sichtbare Schöpfung geschlossen; ihm hat er sein Bild, die unverkennbarsten, unauslöschlichsten Züge seiner Aehnlichkeit eingedrückt; er allein hat Vernunft und Freiheit. Die ganze übrige Natur wird durch nothwendige, unveränderliche Gesetze bestimmt; der Mensch nur will und handelt frei, nach eigner Wahl und Ueberlegung. Die ganze übrige Natur thut und wirkt nur das, was sie thun und wirken muß; der Mensch allein ist des eignen Fortstrebens und einer immer zunehmenden Vollkommenheit fähig. Die ganze übrige Natur handelt ohne Empfindung, thut Gutes ohne Bewußtsein, kennt weder ihre Kräfte noch Bestimmung, kann sich ihrer wohlthätigen Wirkungen, ihrer Früchte und Schönheiten nicht freuen; der Mensch allein ist sich alles dessen, was er denkt und will und thut, bewußt, kann alles Gute und Große, das durch ihn geschieht, überrechnen, kann die Früchte seines Fleißes und seines Nachdenkens einernten, kann sich jedes rühmlichen Entschlusses, jeder gemeinnützigen, edeln Handlung, jeder großmüthigen Aufopferung für das Wohl seiner Brüder freuen, kann in diesem Allen immer mehr Antrieb und Ermunterung zur Treue, zur Menschenliebe, zur Tugend und Vollkommenheit finden. So ist er die Seele der Natur; denn er allein kann Gott erkennen, Gott verehren, Gott lieben, Gott loben, sich zu seinem Schöpfer und Wohlthäter erheben. So ist er aber auch der Abgeordnete und Bevollmächtigte der Natur, der sich im Namen alles dessen, was ist und lebt und empfindet, der Gottheit nähert, ihr im Namen Aller huldigt und den Eid der Treue und des Gehorsams leistet. — So müsse euch der Anblick der schönen Natur eure Vorzüge erkennen und eure Würde fühlen lassen!

Gehe aber noch weiter, Freund der Natur. Lerne dich, drit-

tens, selbst deiner zukünftigen, höhern Bestimmung in ihrem Tempel freuen. Die Veränderungen, die Uebergänge, der scheinbare Tod, das unsichtbare Leben in der Natur — die sind ein Bild unseres Todes, unserer Bestimmung, unserer Unsterblichkeit. Die abwechselnden, nach Regeln der weisesten Güte bestimmten Jahreszeiten, ihr unabänderliches Kommen und Gehen sind ein Bild des menschlichen Lebens. Jetzt herrscht der Frühling, und mit ihm verjüngt und verschönert sich der erquickte Erdboden. Ihm zu Ehren bietet die gefällige Natur ihre höchsten Reize auf und breitet ihre rührendsten Schönheiten vor uns aus. Heiterer scheint uns da die Sonne, wohlthätiger lächelt uns der Himmel an. In ihrem köstlichsten Schmucke, im feierlichen Grün liegen Auen und Fluren, Thäler und Wiesen vor uns, laden alle Sinne zum Genuß und das Herz zur Freude ein. Der bezaubernde Morgen, die gemäßigtere Hitze des Tages, der heitere Abend, erleichtern uns jedes Geschäft, jede Anstrengung des Geistes, erhöhen und beleben jedes einsame und gesellige Vergnügen. — Dann tritt nach und nach der ernstere männliche Sommer an seine Stelle. Blüthen reifen zu Früchten, und was erst blos das Auge ergötzte, wird nun seiner Bestimmung gemäß vollendet. Jetzt zeigt uns die Natur nicht sowohl ihren Schmuck als ihren Segen; jetzt ermuntert sie uns weniger zur anstaunenden Bewunderung, als zur Einsammlung und Aufbewahrung ihrer Früchte. Zwar sind auch die Morgen- und Abendstunden des Sommers leicht und erquickend; aber die Tageshitze ist desto drückender und ermüdender, die drohende Gewitternacht desto beunruhigender und sorgenvoller für uns. Zwar leuchtet uns das Sonnenlicht in voller Stärke; aber seine Strahlen entkräften, und jede Arbeit kostet uns Schweiß und Anstrengung der Kräfte. Jetzt kann der geschäftige Mann, der Hausvater nur wenig Zeit auf sein Vergnügen wenden, er muß für die Zukunft sorgen, muß für die übrige Jahrszeit dem Mangel begegnen. — Siehst du ihn nicht kommen, den rauhen, unfreundlichen Herbst, der uns nur wenige, sparsame Früchte einzusammeln übrig läßt? Siehst du, wie da die Natur trauert? wie die Sonne ihr Antlitz verbirgt? wie öde und leer es da überall wird, wo sonst Freude und Ueberfluß herrschen? wie sich der Himmel in dicke, undurchdringliche Nebel einhüllt? Hörst du, wie die zerstörenden Winde brausen? wie sie die Bäume entblättern und ihnen ihre letzte Zierde rauben? Schon hat die entkräftete Natur ihren Geist und ihre Munterkeit verloren; sie sehnt sich nach Ruhe und vermißt ihre zugesetzten Kräfte. — Und nun schläft sie endlich unter dem Schutze des Winters. Erstorben und unter Frost und Eis begraben liegt sie da, unsre gütige Mutter, unsre liebe Ernährerin. Aber es ist kein Tod, keine Vernichtung, die sich derselben bemächtigen. Es ist erquickender Schlaf, heilsame Stärkung. Du nennst sie unthätig, aber auch hier ist sie wirk-

sam. Sie arbeitet im Verborgenen und erstattet sich ihre verlorenen Kräfte, bis sie verjüngt aus ihrem Grabe wieder hervorgeht, und Leben und Thätigkeit auf's neue mit ihr erwachen.

Dies ist deine Geschichte, o Mensch! Auch du hast den Frühling deines Lebens, deine Jugendjahre zu genießen. Der Pfad, worauf du da gehst, ist anmuthig und mit Blumen besetzt; überall lacht dir die Freude entgegen, und deine natürliche Fröhlichkeit weiß Nichts von Kummer und Sorgen. O freue dich der Blüthe deiner Jahre, ehe sie abfällt; freue dich deiner muntern Jugend, so lange diese größere Reizbarkeit, diese leichtere Empfänglichkeit deines Herzens für das Vergnügen dauert; aber vergifte, zerstöre sie nicht. Nütze deine freiern, schönern Tage und Jahre mit vorsichtiger Mäßigung; aber schwelge nicht im Genusse der Freude und spare Etwas für die kommenden Zeiten. — Mit den reifern männlichen Jahren trittst du in den Sommer deines Lebens. O wie da Alles schon so ganz verändert ist! wie sich die sonst unbewölkte, lächelnde Miene in einen ernsten Blick verwandelt! Wie sich da die Geschäfte häufen, die Sorgen zudringen, die Wege in Krümmungen verlieren! wie da der Hausvater und die Hausmutter die drückendere Last des heißen Tages tragen und unter ihrer schweren Bürde viel seltener an Zerstreuung und Lustbarkeit denken! Wie sich da manche schwere Wolke des Leidens über ihrem Haupte aufthürmt! Wie viele Sorgen und Arbeiten da auf sie warten, wovon sie sich oft kaum im späten Herbste ihres Lebens befreien können! — Dieser ist ganz das Bild des schwachen, hinfälligen Alters. Einsamer und öder schleichen diese letzten, unthätigern Jahre dahin. Wie der Sturm den Baum entblättert, so brechen auch Schwachheit, Furcht und Mißtrauen die letzten Blumen des Vergnügens im Winter ab. Dies ist dann die Zeit, wo keine Ernte mehr zu hoffen ist, wo man blos vom Erworbenen zehren muß. Wohl dem, der viel gesammelt und seine Kräfte nicht verschwendet hat! Wohl dem, der jeden schwachen Lichtstrahl, welchen ihm das mattere Sonnenlicht zuwirft, froh und dankbar auffängt, und der nun dem Winter seines Lebens, dem Tode ruhig entgegen sieht; denn auch hier, o Mensch, gehest du den allgemeinen Weg der Natur. Der Frühling und der Sommer des Lebens verzehren deine Kräfte, ohne daß du es selbst bemerkst. Ermattet schleichst du dann eine Zeit lang am zitternden Stabe, bis du auch diesen wegwirfst und in Staub und Moder dahin sinkst. Dein Körper lös't sich auf; dein Ruhm stirbt dir nach; deine Schätze werden vertheilt; deine weitaussehenden Entwürfe mit dir begraben. — Aber der Keim deiner Unsterblichkeit blüht, entwickelt, vervollkommnet sich selbst im Grabe. Keine Kraft in der Natur kann untergehen, keine sich ganz verlieren. Die aufgelös'ten, getrennten Theile von Thieren und Gewächsen nähren andre, vermischen sich mit andern, kommen immer wieder in neuen Gestalten zum

Vorschein, — und dein Geist, diese erste, vorzüglichste, wunderbarste aller geschaffenen Kräfte, der, in diesem Körper eingeschlossen, hier nicht zur Reife kam, dessen Blüthen sich hier nicht alle aufschließen, dessen Anlagen, in die irdische Knospe gehüllt, sich hier nicht völlig, oft kaum zur Hälfte entwickeln und entfalten konnten, und dieser dein Geist sollte aufhören zu sein, zu empfinden, zu denken, zu wollen, zu wirken, weiter zu streben! Nein, ohne ein Wunder können denkende Kräfte, menschliche Seelen nicht zerstört werden. Dafür bürgt uns die ganze Natur; davon zeugen alle Veränderungen, Uebergänge, Umwandlungen, die sich im Reiche der Schöpfung zutragen. Wie die vor Kälte erstarrte Erde ihr Haupt wieder empor hebt; wie die Frühlingssonne durch ihre belebende Wärme alle verlornen Schönheiten und Früchte der Natur wieder erstattet: so ist auch für dich, o Mensch, ein neuer, ewiger Frühling zu hoffen. So oft du daher die jährliche Wiederbelebung der erstorbenen Natur siehst, so oft freue dich deiner Veredlung, deiner Fortdauer, deines Uebergangs in's höhere, bessere Leben. Diese deine große Bestimmung predigt dir die Natur mit unverhörbarer Stimme; vernimm sie und freue dich darüber.

So kannst du, viertens, die Freuden der Natur zu Freuden der Religion und der Tugend erhöhen. Wenn du bei keiner Erscheinung in der Körperwelt blos bei den Mittelursachen stehen bleibst, sondern immer auf Gott, die erste, wirksamste Ursache alles Lebens, aller Schönheit und Thätigkeit zurückgehst; wenn du zwar den ewigen nothwendigen Gesetzen der Natur und ihrer Veränderungen nachspähest, aber auch den Urheber dieser weisen Gesetze und dieser wohlthätigen Veränderungen bewunderst: welches durchdringende Gefühl der Freude, der Liebe, des Danks, der Ehrfurcht gegen Gott wird dann dein Herz ergreifen! welche frommen Empfindungen müssen in dir auflodern! welche edlen Entschlüsse sich deiner Seele bemächtigen! Wo ist der Gefühllose, dessen hartes Herz bei dem Anblicke so mannigfaltiger Reize nicht viel eher erweicht, dessen verschlossenes Herz bei dem gewaltsamen Eindringen so vieler Schönheiten nicht endlich geöffnet werden sollte? Und wo ist die Tugend, zu welcher uns der Genuß der Natur nicht ermuntern, worin wir uns in ihrem Tempel nicht üben und befestigen könnten?

Bist du der Ruhe des Trostes bedürftig, ist deine Wohnung die Wohnung des Leidens, des Grams, der Schwermuth, so gehe und suche in der weiten Natur freier zu athmen. Siehe, Leidender! wie die Güte des Höchsten Alles umfaßt, Alles kennt, für Alles sorgt; wie sich der Herr aller seiner Geschöpfe, aller seiner Werke erbarmt! Die rege Geschäftigkeit des heitern Morgens und die eintretende Ruhe des schönen Abends, das volle Licht der Mittagssonne und der sanftere Schein des nächtlichen Mondes, das erquickende Säuseln kühlender Lüfte und die unauf-

haltbare Macht des tobenden Sturmes, der bezaubernde Gesang des Vogels und die majestätische Stimme des Donners, — Alles bezeugt, predigt, erneuert dir die große Wahrheit, daß Gott die Liebe ist, daß er Alles anordnet und leitet, daß unter seiner Aufsicht Alles Mittel zum Guten, Beförderung der Vollkommenheit und Glückseligkeit sein und werden muß. Und wenn du hier von dem, was dir die Religion von Gott und seinen Absichten sagt, die deutlichsten, sinnlichsten Beweise vor dir siehst, sollte da nicht irgend ein Lichtstrahl unter so vielen die Finsterniß deiner Seele aufklären? wird sich da dein geengtes Herz nicht erweitern und ermannen? wird es sich nicht den Trostgründen deiner Brüder viel leichter öffnen und der theilnehmenden Stimme der Freundschaft mehr Gehör geben? — Lassen dich natürliche Trägheit oder Mangel eines bestimmten Berufs daran zweifeln, ob du zur Arbeit und Gemeinnützigkeit verpflichtet seist, so gehe in die Schule der Natur. Siehe das rastlose Leben, die unermüdete Thätigkeit, welche hier herrschen. Siehe, wie das Große und Kleine, das Lebendige und das Leblose, das Meer und die Erde, der Himmel und die Elemente, wie Alles seine Kräfte gebraucht, seine Bestimmung erfüllt, dem Willen der Gottheit gehorcht. Und du, Mensch, der du dies Alles übersehen, begreifen, bewundern, der du durch Hülfe der Vernunft noch mehr leisten, noch höhere Geschäfte ausführen, noch weit gemeinnütziger werden kannst, du wolltest die allgemeine Ordnung stören, dich deiner Bestimmung schämen, dich wider Gott empören, dich durch Trägheit erniedrigen, dich der Undankbarkeit schuldig machen? Du könntest täglich so viel empfangen und Nichts zum allgemeinen Besten beitragen wollen? Nein, lerne dich in der wirksamen Natur deiner Kräfte und Fähigkeiten, lerne dich der leichten, glücklichen Anwendung derselben und des Bewußtseins, deine Pflicht gethan zu haben, freuen. — Oder schlägt dich etwa das Gefühl deiner Unvollkommenheit nieder? Scheinen dir die vielen Einschränkungen, welche deine Wünsche vereiteln, wahre Uebel zu sein? Frage die Natur um die Ursachen und Absichten davon. Alle ihre Kinder sind schön; schön ist der Himmel, schön die Erde, schön sind die Thiere, schön die Gewächse. Aber keins ist und thut Alles, keines hat alle Reize, alles Vorzügliche, alle Vollkommenheiten in sich vereinigt. Reiz und Schönheit sind unter sie alle vertheilt; jedes Einzelne hat seine Einschränkungen, jedes seine Vorzüge; und eben daraus entsteht die Harmonie, die Vollkommenheit des Ganzen. Du Mensch bist ein kleiner Theil dieses unermeßlichen Ganzen. Auch du bist und hast und genießest freilich nicht Alles, was du deine Brüder sein und haben und genießen siehest; aber du bist ganz das, was du an dieser Stelle sein sollst, hast Alles, wodurch du in deiner Lage gemeinnützig werden kannst, genießest Alles, was dich weise, gut und glückselig machen kann. — So müsse dich also die Betrach-

tung der Natur Vertrauen auf Gott, Gehorsam gegen Gott, Zufriedenheit lehren und dir die Freude der Religion, die Freude der Tugend näher bringen.

Ja, so müsse sie dir, endlich, Vorübung und Vorgenuß selbst der höhern Freuden jenes bessern Lebens sein. Einst, meine Freunde, einst ist es gewiß eins unserer vorzüglichsten und angenehmsten Geschäfte, die Werke Gottes zu betrachten, die Wunder seiner Weisheit, Macht und Güte aufzusuchen, die Größe und Liebenswürdigkeit des Schöpfers in der Menge und Vortrefflichkeit seiner Geschöpfe zu finden. Hier sehen wir nur das Wenigste davon, weil unser Auge eingeschränkt, unser Lebenskreis enge, unser Standort umgränzt ist. Dort werden wir auf einen neuen, unbegränzten Schauplatz der Weisheit und Güte Gottes, in andere, unsern Gesichts- und Empfindungskreis erweiternde Verhältnisse gesetzt. — Wer sich nun schon hier daran gewöhnt, alles Schöne, Große und Erhabene in Gottes Reiche aufzusuchen, sich darüber zu freuen, sein Herz den sanften Eindrücken der Natur zu öffnen und dadurch edle, würdige, tugendhafte Gesinnungen und Empfindungen in sich zu wecken und zu unterhalten, der nimmt schon den Keim der Freude und der Seligkeit aus diesem Leben mit sich in jenes hinüber; der hat sich schon auf das, was uns dort vorzüglich beschäftigen wird, auf die Betrachtung der Werke Gottes vorbereitet; dessen Auge und Verstand sind schon hier darin geübt und künftig desto fähiger, sich an dem Anschauen neuer Welten zu weiden, ihre Schönheiten zu umfassen und Stoff zum Lobe des Allvaters daraus zu nehmen. Ja, je mehr wahre, richtige Kenntniß von Gott und seinen Vollkommenheiten, von seinen Werken und Absichten wir uns hier erwerben, desto leichter und gewisser können wir uns dort der Gottheit nähern, desto längere Reihen von Gliedern in der Verkettung der Dinge übersehen, desto tiefere Blicke in den allgemeinen Beglückungsplan des Weltherrschers werfen.

Und der Freund der Natur genießt diese reine Himmelsfreude, diese Freude über Gott und seine Liebe oft schon hier im reichsten Maße. — Wenn du, einsam oder an der Hand eines mit dir gleichdenkenden, gleichempfindenden Freundes über geschmückte Fluren und segensvolle Felder wandelst; wenn dein Herz durch irgend eine wichtige Begebenheit zum Dank gestimmt, der Freude geöffnet ist; wenn sich dir, da die Natur zur Belohnung irgend einer guten, edlen That in ihrem festlichen Schmucke, in ihrer Zauberkraft zeigt, und du dich über das Sichtbare hinweg zum Vater der Geister empor hebst; wenn da in deiner Seele ein lichtvoller Gedanke den andern, eine beseligende Empfindung die andere drängt, und Nichts die feierliche Stille, worein du versenkt bist, zu unterbrechen wagt; wenn endlich dein stummes Entzücken laut wird, und du in der Fülle deines Genusses sagen kannst, wie doch die Welt so schön, wie Gott so gütig

ist: — o dies ist Vorgenuß des Himmels, Vorgenuß der Empfindungen, die dich Ewigkeiten hindurch beseligen werden!

So dankbar ist die Natur gegen ihre Freunde! So belohnt und erfreut sie ihre Verehrer und verspricht ihnen dereinst noch höhere, dauerhaftere Freuden. — O seid nicht gleichgültig, nicht fühllos für Schönheiten, die der gütige Schöpfer zu eurem Nutzen und Vergnügen vor euch ausbreitet! Seid nicht unempfindlich für die Reize der Natur, weil sie sich euch so oft, so zahlreich, so regelmäßig anbieten. Jede Jahrszeit zeigt uns neue Auftritte und stellt uns andere Wunder der Schöpfung dar; und jede Jahrszeit kann Empfindungen, Freude, Hoffnungen, Entschlüsse in uns erregen und beleben, die mehr als Alles unsern nach Glückseligkeit schmachtenden Geist befriedigen, allen Sorgen und Bekümmernissen des Lebens die Wage halten, ja die, so wie unser Geist, unsterblich sind. Gleichwohl stehen wir jetzt nur in dem Vorhofe der Natur. Ihre höchsten Reize werden uns noch durch den Schleier der Undurchdringlichkeit entzogen. Einst — wenn wir durch den Tod in ihre Geheimnisse eingeweiht sind, — wird sie uns diese ganz enthullen und uns in ihr Allerheiligstes einführen. Welche Aussichten in neue, unbekannte Welten werden sich da unserm verfeinerten Auge, welche Tiefen der Schöpfung unserm forschenden Verstande, welche Quellen der Lust und Freude über Gott unserm theilnehmenden Herzen öffnen! Wie licht und freudenvoll wird dann Alles um uns her, wie groß und unaussprechlich unsre Seligkeit, wie nahe und fühlbar uns die Gottheit sein! Marezoll.

4. Das beschämende Bild des Baumes.

Wie? ein Baum sollte den Menschen beschämen? Ja, ja! das thut er und thut es nicht etwa blos in einem Punkte. Er thut es in vielen. Höret nur und erstaunet!

Was sehet ihr zuerst am Baume? Nicht wahr, das gestehet ihr ein, daß er Alles zu seiner Entwickelung benutzt.

Von allen Seiten her zieht der Baum Nahrung in sich. Die Luft benutzt er, wie das Sonnenlicht. Die Wärme benutzt er, wie die Feuchtigkeit, den Wind, wie die Kräfte der Erde. Alle Elemente, die es giebt, alle Stoffe, deren er nur habhaft werden kann, müssen ihm das abgeben, was für sein Wachsthum und Gedeihen ersprießlich ist. Alles rund herum verarbeitet er zu seinem Vortheile. Alles Nützliche weiß er nicht nur zu brauchen, sondern braucht es auch mit allen seinen Theilen. Wurzeln und Zweige, Blüthen und Blätter, Stamm und Rinde, kurz Alles an ihm muß arbeiten helfen. Alles an ihm sind einsaugende Theile, die von den Elementen das Nöthige dem Baume zuführen. Und wann benutzt er Alles? Immerfort! Da macht Tag und Nacht, da macht Morgen und Abend, da macht

heller und trüber Himmel keinen Unterschied. Keine Stunde, kein Augenblick vergeht ohne fortwährende Sammlung des Bedürfnisses. Nein, eine emsigere Benutzung aller Stoffe, aller Gelegenheitsstoffe zur Bildung läßt sich nicht denken.

Außer vielleicht bei den Menschen? Nun so antwortet euch selbst! Benutzt ihr die Gaben und Gelegenheiten, die euch Gott zu eurer Menschenbildung gegeben hat? Benutzt ihr sie alle rund umher? Benutzt ihr sie immer? Da hat uns der weise Gott so viel Unterrichtsmittel zur Seite gestellt, die uns Einsicht und Kenntniß, wie dem Baume das Sonnenlicht, zuführen sollen. Der läßt sie ganz seitwärts liegen, und der Andere benutzt sie nur, wann es beliebt. Da hat er uns Eltern, Lehrer, Freunde, Rathgeber zugesellt, von denen wir lernen und das uns fehlende Schöne und Gute entnehmen, die uns so wohlthätig sein sollten, wie die Elemente der Luft, des Wassers und der Erde dem Baume sind. Leben wir gerne in ihrem Elemente? Folgen wir ihren Warnungen? Da hat er uns die heilige Religion Jesu gegeben, die das vertrocknete, matte Herz kräftigen und aufrichten soll, wenn ein schwüler Tag des Lebens ihm Saft und Stärke entzogen hat. Schöpft man aber aus dieser Quelle? Trinkt man immer aus dem Brunnen, aus welchem Wasser des ewigen Lebens quillt? Da sind es unsere Schicksale, welche uns mit Erfahrung bereichern, mit Lebensregeln versehen sollen. Umsonst. Wir werden durch sie weder weiser noch besser, weder vorsichtiger noch entschlossener, weder ernster noch thätiger.

Sehet den Unterschied! Das erleuchtende Sonnenlicht, wie gern nimmt es der Baum auf, wie neigt er alle seine Zweige so gern dem Lichte zu! Der Geist des Menschen aber wendet sich oft vom Lichte ab, er will die Finsterniß. Die milde, warme, erquickende Luft, wie saugen sie des Baumes Blätter ein! Das kalte Herz des Menschen will oft nicht einmal sich erwärmen. Das erfrischende Naß, der vom Himmel fallende Regen, wie füllt sich damit des Baumes Schale! Des Menschen Gemüth will oft lieber vertrocknen, als sich an der Quelle des Lebens stärken. Die Fruchttheile der Erde, worauf der Baum steht, wie wissen sie die feinen Wurzeln an sich zu ziehen! Den Platz, worauf Gott jeden Menschen stellte, wie wenig benutzt ihn derselbe! wie wenig das ihm dabei dargebotene Gute in seiner Lage und Stellung! Einer steht auf dem Platze der Welt als Hausvater; aber hausväterliche Fürsorge hat er sich nicht eigen gemacht. Er hat den Platz als Geschäftsmann; aber Thätigkeit und Umsicht hat er den Geschäften nicht abgelernt. Er hat den Platz als Reicher; aber von seinem Reichthume hat er für sein geistiges Leben noch keine Vortheile gezogen. Er hat den Platz als Armer; aber die Armuth hat in seiner Ungenügsamkeit und

in seinem Trotze Nichts geändert. Alle Umgebungen, alle Verhältnisse bleiben ohne Nutzen, ohne Gebrauch.

So viel Beschämung! So viel schon in einem Punkte, der nicht der einzige ist. Denn bindet sich der Baum nicht genau an Ordnung und Zeit?

Als ob wir die Regelmäßigkeit selbst abgebildet sähen, erblicken wir sie an ihm. Nachdem er im Winter geruhet und die nöthigen Kräfte zum neuen Tagewerke gesammelt hat, treibt er im Frühjahre zur gesetzten Zeit Knospen, Blüthen und Blätter. Je mehr die Jahrszeit vorrückt, kommt er auch mit seinem Werke weiter, bis endlich im Herbste seine Blätter welken und zur Erde fallen. Kurz, ist irgendwo Regel und zeitmäße Ordnung, so ist sie hier.

Diese Ordnung, wo ist sie, Mensch, in deinem Wirken? Diese? ich hätte fragen sollen: wo ist nur einige Ordnung, wo eine Art von Regel? Sind es nicht größtentheils Andere, die auf dich mehr Einfluß haben, als deine eigenen Vorsätze? Bindest du dich streng an das, was du zu leisten hast? Hältst du den Glockenschlag in Ehren, der dich an dein Geschäft ruft? Jetzt sollst du arbeiten und etwas Nützliches vollbringen; aber jetzt entfällt dir die Lust, und du wirst nachlässiger. Jetzt kommt dein Verführer, und du brichst ab. Jetzt erscheint der Reiz eines Vergnügens, und du lässest das nützlichste Werk liegen. Hast du dir jemals vorgenommen, deine Zeit vernünftig einzutheilen, daß in jeder Stunde des Tages das Nothwendigste geschehe? Machst du an jedem Morgen einen Ueberschlag, was zuerst, was nachher, was späterhin und zuletzt gethan werden soll? Nimmst du am Abende Rücksprache mit dir, hältst du Abrechnung, ob und wie deine Vorsätze ausgeführt wurden?

Nein, das thust du nicht! Du machst wohl gar aus Tag Nacht und aus Nacht Tag! Du verschwendest deine köstlichen Lebensstunden. Als ob dich die Zeit nichts anginge, läßt du sie seitwärts vorbeigehen. Als ob du viel zu viel Zeit hättest, schenkest du sie weg. Du verschenkest sie an unnöthigen Schlaf, an behagliches Nichtsthun, an leeres Spiel. Hieltest du auf Ordnung, wie der Baum, wie reicher wärst du an Gottes Werken. Was Alles würdest du am Morgen schon vollendet haben, ehe Andere noch anfangen! Wie viel Herrliches würdest du noch beginnen, wenn Andere ihr kurzes Tagewerk schon beschlossen haben! Wie würdest du niemals sagen müssen: Ich habe einen Tag verloren! Ach siehe den Baum an! Lerne von ihm, dich an Zeit und Ordnung binden und jeder Stunde ihr Recht geben.

Siehe, wie er innerlich ist, was er äußerlich scheint! Die Natur gab jedem Baume gleich seine äußerlichen Zeichen, woraus man seine innere Beschaffenheit erkennen kann. Der Kenner darf nur Stamm, Zweige, Blätter und Rinde betrachten, um gleich zu wissen, ob es ein wilder oder edler Baum ist, ob

er zu den weichen oder harten Holzarten gehört, ob er dieser oder jener Gattung beizuzählen ist. Schöne Einrichtung, welche vor Täuschung und Betrug bewahrt! In der Baumwelt werden wir nie irre geführt; ach daß wir es doch nicht in der Menschenwelt würden! Dort giebt es untrügliche äußere Zeichen; hier sind die Zeichen Trug und Falschheit! Hier äußert Jemand die freundschaftlichsten Gesinnungen, als wenn sein Herz von Liebe und Wohlwollen überflösse! Falsch! Inwendig ist er ein reißender Wolf. Hier freut sich Einer unter zärtlichem Händedrucke über unser Wohlbefinden. Falsch! Er ist die schadenfroheste Seele. Hier giebt Einer Ehrfurcht für das Heilige zu erkennen. Nichts weniger! Im Herzen verachtet er Gott und Religion. Hier scheint Jemand Kenntniß und Brauchbarkeit zu verrathen und weiß den Schein von Wissen sich zu geben. Nichts als Schein! Er ist ein unwissender und unbrauchbarer Mensch.

O die Schande, tief unter der Pflanzenwelt zu stehen! Da zeigt sich Alles offen und redlich, und wir zeigen Verstellung. Da weiß man bei jeder Gattung gleich, woran man ist; aber ach! kein Auge erkennt die Menschengattungen. Der wilde Baum will für keinen veredelten gelten; aber der ungebildete Mensch will wohl noch vor dem gebildeten glänzen. Der kleine Dornstrauch beugt sich nieder vor der gen Himmel strebenden Eiche; aber der geisteskleine Mensch will als groß am Geiste erscheinen. Der mit Brandflecken und mit zusammengeschrumpften Blättern versehene Baum zeigt seinen Schaden offen; aber der Mensch will sogar aus seinen Fehlern Tugenden machen. Hat der Baum dürre Aeste, er verheimlicht sie nicht; aber des Menschen Unthätigkeit soll Fleiß, seine Pflichtverletzung soll Pflichterfüllung sein.

Nicht genug! Der Baum steht auch mit allen andern Wesen in Frieden.

Holde, schöne Eintracht ist es, die unter den Baumgewächsen zu finden ist. Jeder steht ruhig und still an seinem angewiesenen Platze. Keiner zankt mit dem Nachbarn, um eine Handvoll Erde mehr zu haben. Keiner neidet den Andern um einen Strahl der Sonne, den etwa der Andere mehr hat. Keiner geräth in Verdruß, weil er etwa tiefer oder auf schlechterm Boden steht. Jeder ist zufrieden mit dem, was er hat. Größere Einigkeit und Uebereinstimmung giebt es nicht.

Schlage die Augen nieder, o Mensch! Wage es nicht, eine Vergleichung mit dir anzustellen. Was findest du unter deinem Geschlechte? Du findest, daß der Nachbar mit dem Nachbarn, der Bruder mit der Schwester streitet. Du findest bei Keinem Zufriedenheit, bei Allen ein Mehrhabenwollen. Du findest, daß Neid und Mißgunst, Zwietracht und Schadenfreude unter den Menschen zu Hause sind. Da würden sie einander Luft und Son-

nenschein beneiden, wenn sie es für beneidenswerth hielten. Wie wenig gute Menschen bringt man zusammen, die einander ihren Platz vergönnen! Aber wo sie sich zusammenfinden, da lieben sie sich auch eher, als die Falschen sich entschließen, ob sie einander ausspähen wollen. Wo sie zusammenkommen, da haben sie einander schon Gutes gethan, ehe die Bösen mit sich darüber einig sind, welches empfindliche Uebel sie dem Andern zuerst zufügen wollen. Die Bäume berühren einander mit ihren Zweigen, ohne einander zu beschädigen. Ob solch' eine Berührung wohl in der Menschenwelt ohne Reibung und Stoßen abgeht? Ob da nicht jedesmal Wunden geschlagen werden? — Brüder, die Hand aufs Herz!

Nicht wahr, das ist beschämend und niederdrückend? zumal, wenn wir erwägen, daß der Baum nach der ihm gegebenen Kraft jedesmal seine Bestimmung erfüllt.

Sie tragen Früchte, edlere und schlechtere, je nachdem ihre Natur es mit sich bringt. Hinter seiner Natur aber bleibt kein einziger zurück. Hat Kälte und Witterung ihn etwa in dem einen Jahre zurückgehalten, so sind das außer ihm liegende Ursachen, so pflegt er im folgenden Jahre seine Kraft zu verdoppeln. Wenn Alles schuldig bleibt, die Natur bleibt Nichts schuldig.

Nun — wir Menschen; machen wir es eben so? Erfüllen auch wir unsere Bestimmung nach der uns gegebenen Kraft? Wer viel Geist und Talent, viel Scharfsinn und Muth hat, der leistet auch Viel. Wer wenig hat, der leistet wenigstens im Verhältnisse seiner Kraft. Nicht wahr, so ist es? Ihr saget mit Wehmuth, mit zur Erde gesenktem Blicke: Nein, so ist es nicht. Was könnte oft ein Mann leisten bei den schönen, ihm verliehenen Gaben! Er könnte die edelsten, herrlichsten Früchte liefern. Thut er es? Nun der Andere dort hat freilich diese Fähigkeiten nicht. Er ist blos zu niedern Berufsarten geschaffen. Aber nein! Auch die geringe, weniger Geist kostende Arbeit verrichtet er nicht einmal gut, nicht einmal treu und gewissenhaft, nicht wie er es könnte. Hinter der Kraft zurückbleiben, wo treffet ihr es an? Unter denen gerade, die sich das Haupt der Schöpfung nennen. Seinen Zweck verfehlen, wem gilt die Klage? Gerade den Menschen, die sonst so stolz, so anmaßend und unbescheiden sind, während der blühende Baum mit aller seiner Pracht und Herrlichkeit so anspruchslos, so bescheiden da stehet. Wie ganz anders würden die Menschen erscheinen, wie reich an guten Werken da stehen, wenn Jeder, dem Baume gleich, seine Bestimmung erfüllte! Was könnte nicht die verarmte Menschheit geworden sein! Wie schon vollendet wäre der Tempelbau der Menschheit!

Und wie wollen wir uns genug schämen, und was wollen wir sagen, wenn wir bemerken, daß der Baum seine Frucht

trägt für Andere? Alle die Kraft, welche er ein Jahr lang so mühsam eingesammelt hat, worauf verwendet er sie? Auf die Frucht. Und wem dient die Frucht? Dem, der sie nimmt; ihm selber nicht. Da stand er noch vor kurzem da mit seinen prangenden, zum Genuß reizenden Früchten, welche die Aeste bald zur Erde neigten. Es kommt die Menschenhand und leert sie fröhlich ab. Ach wie sieht er nun so kahl und leer aus! Trauert er darüber? Nein, nutzbar sollte er sein für Andere. So wollte es sein Schöpfer!

So will es auch unser Schöpfer. Glauben das die, welche nur ewig Eins suchen: das Eigene? welche keine andere Frage wissen, als: was wird mir dafür? welche keine andere Berechnung kennen, als die Berechnung mit ihrem Vortheile? welche für das gemeine Beste wie abgestorben sind? welche gar nicht daran denken, daß sie nur Glieder in dem großen Welthause sind, wo der große Hausvater für alle Hausgenossen gesorgt wissen will? Welchen, stände heute Jesus vor ihnen, er auch zurufen würde: Ihr müßt von neuem geboren werden! Jetzt die schreckliche Selbstsucht unter den Menschen! Was entsteht daraus: Die eigene Selbstsucht verdoppelt die fremde, und diese wieder verzehnfacht die eigene. Und so gefriert gleichsam Eis an Eis!

»Ja die Bäume,« höre ich einwenden, »sind todte Wesen! Sie müssen so handeln, sie können nicht anders! Es ist bei ihnen kein Verdienst.« Nun das ist die schlechteste Einwendung von allen. Mit dieser wird man bald fertig. Freilich sind es todte Wesen, die so zu handlen gezwungen sind. Wenn nun aber diese ohne Vernunft, doch nach Vernunft handeln, wie viel mehr wir, die Wesen mit Vernunft? Wenn diese, als Geschöpfe ohne Freiheit, doch Gottes heiliges Gesetz erfüllen, wie viel mehr wir, die Freien und Selbstthätigen? Nicht dreifache, nein tausendfache Schande dem Menschen, der Krone der irdischen Schöpfung, wenn er es dessen ungeachtet nicht thut, wenn er die Krone von sich wirft. Wie soll ich dagegen den Edlen schön genug beschreiben, welcher alle die herrlichen Züge, im Bilde des Baumes vereint, an seinem Leben darstellt? Ja sehet ihr einen Menschen, der alle seine Kraft, und für die Kraft alle Gelegenheit, und für die Gelegenheit alle Mittel benutzt, welche nur in seinem Bereiche sind — einen, welcher in keinem Stücke, nur mit der Zeit geizt und nie wider Ordnung und Regel sündiget — einen, welcher nicht mehr scheinen will, als er ist und nicht mehr verspricht, als er zu halten gesonnen ist — einen, welcher, um mit aller Welt in Frieden zu leben, euch mit keinem Worte zu nahe tritt — einen, welcher, wo er einmal Lücken und Mängel gelassen hat, der erste ist, sie einzugestehen und wieder der erste ist, um sie auszufüllen — einen, welcher für Menschenwohl Alles gern thut und trägt; sehet ihr irgendwo einen sol-

chen Menschen, nun der ist der Glückliche, dem das irdische Gewächs keine Schamröthe einjagt. Der ist der Vernünftige, welcher nicht blos Vernunft hat, sondern die Vernunft hat ihn!

So will ich denn hingehen zum Baume, ich will von Stunde an Vergleichung mit ihm anstellen. Weinen will ich Thränen des Jammers und der Reue, wenn er mich übertrifft. Aber kann ich denn nicht mehr sein, als er? Kann ichs nicht? Ich der Mensch? Ich der Christ? Ich einer der Erlöseten?

Tischer.

IV. Briefe.

---

1. Briefe aus Briefstellern.

1. Adolph an Auguste.

Beschreibung einer Fußreise.

Wenn einst Fräulein Auguste wieder in die Heimath zurückkommt und etwa ein Gelüsten in sich verspüren sollte, sich mit den einigen Meilen zu brüsten, welche sie, um ins Ausland zu kommen, bequem im Wagen zurück legte, dann können Adolph und Edmund sie aufs Mäulchen klopfen und ihr Stille gebieten; denn wohl gemerkt, Du, liebes Gustchen, bist jetzt nicht mehr allein die Gereis'te unter uns. Unser Einer war auch in der Fremde, und Edmund und ich sind berühmte Fußgänger geworden. Ja höre nur, Schwesterchen, welch ein Vergnügen uns zu Theil wurde, und sei hübsch dankbar, daß ich Dir Alles brühwarm erzählen will. Denn erst gestern sind wir wieder hier angelangt, und schon heute sitze ich am Schreibtische, um Dir über Alles genauen Bericht abzustatten. Vetter Heinrichs Urlaub war zu Ende, und einige Tage zuvor wurde beschlossen, daß Herr Milden ihn halbweg begleiten und zugleich in jener Gegend einen Verwandten besuchen würde. Kaum hörten wir Brüder von diesem Plane, als in uns der feurige Wunsch entstand, mitgehen zu dürfen. Die gute zärtliche Mutter besorgte, die Anstrengung würde zu groß und schädlich für uns sein; der liebe Vater aber und Herr Milden ertheilten sogleich ihre Beistimmung und suchten jene über ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Nun wurden die Ränzchen geschnürt, auch mitunter etwas kalte Küche eingepackt, und an einem köstlichen Herbstmorgen traten wir unsere Reise an. Fast hätten mich die Thrä-

nen im mütterlichen Auge weich gemacht, und ich hing lange an ihrem Halse und versprach, alle ihre Lehren treu zu befolgen. Auch die guten Schwestern weinten, und ich küßte sie, ohne sprechen zu können. Der Vater aber begleitete uns eine ziemliche Strecke Wegs. Edmund fiel es leichter, sich zu trennen; er wanderte trillernd fort, während mich noch lange der Abschied befangen machte, und ich schweigend hinterdrein marschirte. — Vielleicht lächelst Du über mein kindisches Benehmen, da ja nur ein Zeitraum von höchstens 14 Tagen zu unserer Reise bestimmt war. Immerhin, ich erlaube es Dir, denn ich tadelte mich selbst darüber. Allein ich bin nun einmal so; — wenn Andere trauern, kann ich nicht lachen; ja dann lockt es gleich auch mir Thränen ins Auge und stimmt mich zu ernsten Betrachtungen. »Vierzehn Tage ist wohl eine kurze Zeit,« dachte ich bei mir selbst; allein was kann sich nicht Alles nur in so viel Stunden zutragen? — Doch die Vorstellung, daß wir alle unter dem Schutze Gottes sind, tröstete mich kräftig, und bald konnte auch ich in Edmunds fröhlichen Gesang einstimmen. Unser Weg führte uns zuerst durch Wiesengründe, wo das gemähte Grummt einen würzigen Geruch verbreitete. Dann ging es eine Weile durch Wald, bis wir an ein Dörfchen gelangten, das an den Fuß eines Berges hingelehnt schien und uns durch sein reinliches freundliches Ansehen einlud, dort Mittag zu halten. Dies geschah; es wurde uns ein frugales, aber gutes Mahl bereitet, und gestärkt dadurch, setzten wir unsere Reise munter fort und zwar durch eine lange Allee von Kastanien und Vogelbeerbäumen, deren Laub der Herbst schon bunt gemalt hatte. Nun kamen wir in ein Thal, das rings von Bergen eingeschlossen war; zwischen Kartoffeln und Flachsfeldern stand ein einzelner Meierhof; der Besitzer schmauchte unter seiner Thür behaglich ein Pfeifchen, und zu seinen Füßen spielten drei allerliebste Kinder. Wir konnten nicht umhin, sie zu streicheln und zu küssen, und erlangten damit den Vortheil, daß der dadurch gewonnene Vater uns freundlich fragte, wohin unser Weg gehe. Wir nannten den Ort, den wir zum ersten Nachtquartier bestimmt hatten. Da kam es heraus, daß wir weit, weit vom richtigen Pfad abgekommen waren, — heute jenes nicht mehr erreichen konnten. Der Landmann sah unsere Verlegenheit und erbot sich, uns durch sein kleines Thal in ein größeres zu führen, in welchem mehrere Eisenhämmer, eine Gießhütte und dabei ein Wirthshaus sich befänden, wo wir für diese Nacht Herberge finden könnten. Wir waren dies um so mehr zufrieden, da der gutmüthige Mann versicherte, er sei vom Wirth und vom Werkmeister ein alter Freund und wolle uns beiden empfehlen; dann erhielten wir gewiß eine gute Aufnahme bei jenem, und der letztere würde uns am folgenden Tag alles Merkwürdige in den Hammerwerken zeigen. Die Sonne war schon hinuntergesun-

ken, als wir dort anlangten. Unser Führer hielt, was er versprochen hatte, und dadurch wurden uns wirklich in dem Wirthshäuschen so viele Bequemlichkeiten zu Theil, als man von dem einsamen Orte erwarten konnte; und am andern Morgen lernten wir hier, wie die harten, rauhen Erzschlacken durch die Erfindungskraft des menschlichen Geistes so weich und biegsam werden, daß man alle die nützlichen und künstlichen Geräthschaften und Gegenstände daraus verfertigen kann. Das Eisenerz muß nämlich in ungeheuer hohen Oefen geschmolzen und in der Gießhütte in thönerne Formen gegossen werden. Hier heißt es Roheisen und ist noch nicht brauchbar; daher kommt es dann auf die Eisenhämmer, wo es erst durch Schmelzen und Schmieden so geschmeidig gemacht wird, daß es fein verarbeitet werden kann. —

Nachdem wir Alles gesehen und gehört hatten, ging der Marsch weiter. Wir wandelten durch manche lachende Landschaft, durch mehrere kleinere und größere Orte, bestiegen steile Berge, sahen Wasserfälle, Steinbrüche und grause Felsenschlüchte und zogen es vor, (außer am ersten Tage), unter irgend einer schattigen Eiche im Grase unser Mittagsmahl von den Vorräthen, die unsere Ränzchen enthielten, zu halten, als dazu eine Dorfschenke oder auch ein größeres Wirthshaus in irgend einem Städtchen zu wählen. Zum dritten und letzten Nachtquartier bestimmten wir aber einen Marktflecken, in dem gerade zum Unstern Jahrmarkt war. Wir fanden nirgends eine Unterkunft und konnten doch auch nicht weiter pilgern, da die Nacht schon einbrach. In der Nähe des Orts lagen die Ruinen eines alten Schlosses, und am Fuße des Berges stand ein Jägerhaus. Man gab uns den Rath, uns dahin zu begeben, wo wir gewiß aufgenommen würden. Es geschah; aber der Jäger, ein alter Murrkopf, wollte sich nicht dazu verstehen; er meinte, in der alten verfallenen Burg würde sich wohl noch ein taugliches Gemach finden, in dem wir uns einquartieren könnten. O Gustchen! ich gestehe Dir, es ergriff mich bei diesem Gedanken ein geheimer Schauder; Edmund aber, der kecke Junge, war nicht abgeneigt und versicherte, ihm würde, ein kleines Abenteuer zu bestehen, vielen Spaß machen. Doch Herr Milden mag solche Prahlhansereien nicht leiden. Ein ernster Blick erinnerte unser Brüderchen daran, und er schwieg mäuschenstill. Unterdessen war die Frau des Jägers herzugekommen und äußerte, solche schmucke Herren könne man nicht in finsterer Nacht in den wilden Wald hinausjagen, sie wolle schon für eine Abendsuppe und eine gute Streu Sorge tragen. Herzlich dankten wir ihr für diese Bereitwilligkeit, warfen unsere Ränzchen ab und nahmen von der Ofenbank Besitz, denn wir waren sehr müde. Dabei suchte Herr Milden und Heinrich den finstern Alten zu gewinnen und entlockten ihm Erzählungen aus seinem frühern Leben,

das er im Soldatenstande zubrachte, wodurch der Mann recht gesprächig und heiter wurde, und wir Knaben mit wahrem Vergnügen zuhörten. Zum Abendessen tischte Frau Dora eine kräftige Biersuppe und herrliche mehlige Kartoffeln auf, und ihre Gutmüthigkeit, mit welcher sie uns bewirthete, machte, daß uns Alles noch einmal so gut schmeckte. In einer reinlichen Bodenkammer war unser Streulager bereitet; es fehlte ihm nicht an einigen Kissen und Decken, und recht behaglich streckten wir uns darauf und schliefen fest und süß, bis die Sonne wirklich schon ziemlich hoch emporgestiegen war. Nachdem wir Milch, Butter und Käse zum Frühstück genossen hatten, äußerte unser Hauswirth launig, er wolle uns doch mit der Herberge näher bekannt machen, die wir gestern nach seiner Meinung hätten beziehen sollen. »War's denn dein Ernst, guter Anton?« fragte Edmund, und streichelte schmeichelnd den Knebelbart des Jägers. »Ei freilich,« erwiederte dieser lachend. »Und du, mein muthiger Junge, warst ja bereit dazu, einen Kampf mit den abgeschiedenen Geistern der alten Ritter zu bestehen. Nun will ich sehen, ob es dich im Angesicht der schauerlichen Ueberreste in jener Burg nicht, selbst am Tage, etwas unheimlich dünkt. Kommt mit, ich will sie euch zeigen.« Mit diesen Worten langte er von der Wand sein grünes Mützchen, seine Weidtasche und Flinte herunter und schritt voraus. Wir folgten und stiegen viele verfallene Stufen hinauf, bis wir zu den Ringmauern und an das ehemalige Hofthor gelangten. Im Hofraum wucherte hohes Gras, mitunter blühete daselbst die große Mariendistel und gelbe Wolfsmilch. Von dem Schloß standen nur noch die 4 Wände mit den gewölbten Fensteröffnungen. Überall ragten aus den Ritzen der Mauern kleine und größere Bäume hervor, und Epheu und Moos zog sich allenthalben über die verwitterten Steine. Auf der einen Seite stand die untere Hälfte eines Thurm's, und in diesem waren noch mehrere erhaltene Gemächer; doch pfiff der Wind lustig durch die zerbrochenen runden Scheiben der mit eisernem Gitter versehenen Fenster. Das Getäfel der Wand und die schwarzen Tapeten lagen hier und da in Stücken am Boden, dessen Estrich voll Lücken und Vertiefungen war. — »Hättest du hier schlafen mögen, kleiner Held?« fragte der Jäger Edmund, der durch sein gestriges Benehmen des alten Kriegers Herz gewonnen zu haben schien. Das Brüderlein wurde roth bis unter die Locken. »Ich dachte mir es freilich wöhnlicher,« antwortete er ehrlich. »Nicht wahr?« — versetzte Anton, »und wenn du erst das Conzert der Unken und Raben vernommen hättest, das jede Nacht in diesen Umgebungen Statt findet, und wenn du inne geworden wärest, daß hier unten das Burgverließ sei, da sollte dich doch die Furcht ein bischen gerüttelt haben. Wir wollen, wenn es euch beliebt, in die schauerliche Unterwelt auch ein wenig hinabsteigen. Junge

Wanderer müssen in der Fremde alles Wichtige beschauen, wenn es auch gerade nichts Wohlgefälliges ist.« Herr Milden stimmte bei, der Alte zog aus seiner Weidtasche eine Laterne und Feuerzeug und schlug Licht. Dann öffnete er eine Fallthür und leuchtete uns voran. Einige Stufen führten in einen feuchten dunkeln Gang; auf der Seite befanden sich mehrere Gewölbe, wo noch Überreste von steinernen Tischen und Bänken zu sehen waren. Durch kleine vergitterte Fensterchen sandte das Tageslicht spärlich seine Strahlen hinab, und die Luft, die unten herrschte, war kalt und modrig. »Hieher,« sagte der Jäger, mag mancher übermüthige Ritter seinen besiegten Feind zu langer, vielleicht lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt haben. Ach wie viel Gräuel wurden vielleicht in dieses Schlosses Mauern verübt!« — Uns schauderte, und ich zog heimlich Herrn Milden am Aermel, damit er aus dem düstern Ort forteilen möchte. Er verstand mich und war so gut, meinen Wunsch zu erfüllen. O wie leicht athmete ich wieder, als wir uns im Schloßhof im warmen Sonnenscheine befanden und außerhalb der Mauern uns an der schönen Aussicht weideten, die man von der Höhe des Berges aus genießt. Langsam stiegen wir hinab ins freundliche Jägerhäuschen, wo wir uns jedoch nicht länger verweilten, als nöthig war, um von unsern gastfreundlichen Hauswirthen Abschied zu nehmen. Wir fragten nach unserer Zeche; jedoch Anton runzelte die Stirne und betheuerte mit einem kräftigen Ausdruck — den ich aber nicht hinschreiben mag — daß er Nichts von uns nähme. Uns allen schüttelte er treuherzig die Hand, allein Edmund zog er in seine Arme, und dieser umhalste ihn fest. Auch Mutter Dora entließ uns mit gutmüthigen Worten, und wir dankten ihr, daß ihre Fürsprache uns ihren Mann geneigt gemacht habe. Sie erwiederte lachend: »Das ist nur so die Weise meines Alten; er hätte ihnen, so wenig wie ich, die Herberge versagt.« —

Dieses Nachtquartier gab auf unserer weitern Wanderung viel Stoff zur Unterhaltung; Herr Milden erzählte uns Manches von dem Zeitalter des Ritterthums, und unsers ehrlichen Jägers und seiner lieben Hausfrau wurde oft und wird noch jetzt in Ehren gedacht. Gegen Mittag trafen wir auf der Post in H* ein und erfuhren, daß der Postwagen, auf dem Vetter Heinrich seine Reise vollends zurücklegen wollte, in kurzer Zeit abfahren würde. Es war eine wehmüthige Stunde, die wir mit ihm verlebten, und der Abschied von ihm fiel uns ungemein schwer. — Als er abgereis't war, wanderten wir noch eine Strecke weiter nach dem Pfarrdorfe, wo Milden's Oheim Geistlicher ist; wir wurden auf's gastfreundlichste empfangen und verlebten sehr frohe Tage dort. Allein ich habe mich wirklich schon ganz müde geschrieben und kann mich jetzt unmöglich dazu verstehen, Dir jenen Aufenthalt und unsere Rückreise auch noch zu beschreiben. Weißt Du was, Gustchen? — Dies soll uns, wenn Du ein-

mal wieder bei uns bist, ein angenehmer Gegenstand unserer Unterhaltung werden. Für jetzt aber lebe wohl.

Dein

Adolph.

2. Adolph an Auguste.

Bitte um Besorgung einer Porzellan-Figur.

Diesmal erhältst Du nur einige Zeilen von mir, mit welchen ich gerne Deine schwesterliche Gefälligkeit für mich gewinnen und in Thätigkeit setzen möchte. Denke nur, der Junker Ungeschickt, Adolph genannt, hat gestern die niedliche Porzellan-Figur, welche den grau und weiß gefleckten Jagdhund vorstellt, der Edmund gehört, zerbrochen. »Ei wie bist du denn umgegangen?« wirst Du fragen; darauf diene zur Antwort: Ich suchte im obersten Fach unsers Schranks ein Kästchen, worin die Fischlein sind, welche sich nach der mit Magnet bestrichenen Angel wenden, die ich Milchen zur Unterhaltung geben wollte. Meine Länge reichte nicht hin, um ganz hinauf schauen zu können, und doch nahm ich keinen Schemel, sondern streifte nur mit der Hand über das Fach, warf das Hündchen um, und dies brach drei von seinen Beinen. Edmund war das Thierchen ungemein werth; deßwegen ist es mir recht leid, daß ich ihm seine Freude raubte, und ich möchte gerne den zugefügten Schaden ersetzen. Da fiel mir ein, daß in dem weltberühmten B. ohne Zweifel eine solche oder ähnliche Figur zu bekommen sein wird, und daß mein gefälliges Schwesterchen mir gewiß eine verschafft. Ich bin zu allen Gegendiensten von Herzen bereit und ewig

Dein

Dich liebender dankbarer Bruder

Adolph.

3. Auguste an Adolph.

Antwort.

Mit vieler Freude unterzog ich mich Deinem von Dir erhaltenen Auftrage, jedoch nicht ohne Besorgniß, ob ich so glücklich sein würde, ihn erfüllen zu können. Ich machte mich sogleich auf den Weg und ging von Kramladen zu Kramladen, wo ich nur entfernt hoffen konnte, die gewünschte Hundsgestalt anzutreffen. Allein es war Alles vergeblich. Von Holz sauber geschnitzt und bemalt hätte ich mehrere, ja ganz ähnliche Figuren bekommen können, doch nicht von Porzellan. Ich kam recht ärgerlich nach Hause und erwartete mit Sehnsucht die Tante, die in einer Gesellschaft war. Sie gab mir aber auch schlechten Trost, indem sie äußerte, der Art Figuren wären schon alt und

würden jetzt nicht mehr gemacht, wenigstens nicht so fein und hübsch, wie ehedem, und in hiesiger Stadt ganz und gar nicht. Nun ließ ich das Köpfchen hängen und war recht verstimmt, denn Edmund dauerte mich, und auch Du, lieber Adolph, daß Du nicht im Stande seist, jenem sein Hündchen zu ersetzen. Ja ich hätte weinen mögen. Da kam auf einmal die gütige Tante von einem Gemache des obern Stocks herunter und brachte aus einem der Schränke, die in jenem stehen, mitfolgenden netten Pudel, der gewiß aus eben so feinem Porzellan gebildet ist, wie Edmunds Jagdhündchen war, und sagte freundlich: »Hier Gustchen, schicke deinem Adolph das Hündchen, es wird dem zerbrochenen ganz ähnlich sein, denn euer Vater und ich erhielten von dem unsrigen einst diese Thierchen zugleich. Er brachte sie uns von einer Reise von Dresden mit, und ich habe das meinige immer noch aufgehoben.« Da war mir's, als verehrte Tantchen mir selbst ein großes Geschenk, so entzückte mich die Vorstellung von der Freude meiner lieben Brüder. Ich fiel ihr fröhlich dankend um den Hals und bat sie, ihrer Güte die Krone aufzusetzen und das Pudelchen recht sanft und weich in Baumwolle zu betten, damit es ohne Schaden und Gefahr die Reise zu Euch unternehmen könnte. Es geschah, und ich hoffe, es wird glücklich ankommen. Aber wie lange bei Euch seine Lebensdauer sein wird, ist eine andere Frage. Jammerschade wäre es freilich, wenn der nette Hund, der so viele Jahre im Schranke der guten Tante paradirte, der ein Erbstück von dem lieben verstorbenen Großvater ist, und dessen Verlust nicht mehr ersetzt werden könnte, von Euch, ihr kleinen Zerstörer, verdorben oder vernichtet würde. Beherziget dies wohl und tragt Sorge für die Erhaltung der hübschen Figur. Uebrigens wirst Du Dich von neuem überzeugt haben, wie gerne ich Dir diene, und wie innig Dich liebt

Deine

Auguste.

4. Adolph an Auguste.

Dank für die Besorgung und fortgesetzte Reisebeschreibung.

Du kannst nicht glauben, liebe Auguste, welches Vergnügen die Ankunft des netten Pudels bei uns verursachte. Jetzt erst sagte ich Edmund, was mir widerfahren war, und überreichte ihm den allerliebsten Ersatzmann. Milchen streichelte und liebkos'te das Thierchen, als wenn es Leben hätte, und ging dabei so süß und sachte zu Werk, daß Du Deine Lust an ihr gehabt haben würdest. Wir alle stimmten in den Preis der gütigen Tante ein, und ich bitte Dich, ihr unsern innigsten Dank recht lebhaft zu versichern; auch Dir danke ich herzlich, liebes Schwe-

sterchen, für Deine viele, wenn auch freilich vergebliche Mühe, die Du hattest. In Betrachtung dieser, so wie wegen Deiner aufrichtigen Theilnahme an unserm Leid, an unserer Freude, will ich Dir großmüthig die ungebührlichen Zweifel verzeihen, die Du am Schlusse Deines Schreibens beifügst. Seit wann sind denn wir, Edmund und ich, als Zerstörer bekannt? War dies nicht in unserer ganz frühern Kinderzeit und ist jetzt längst vorüber? Allein Gustchen hat einmal von jeher ein entschiedenes Hofmeistertalent, und dasselbe muß immer und bei jeder Gelegenheit hervor treten. An Deiner Stelle würde ich mich in B. recht ernstlich erkundigen, ob nicht irgendwo eine Gouvernante gesucht wird und mich dann eifrig um diesen Posten bewerben; Du würdest ihn trefflich bekleiden. Nur müßten unfehlbar Deine Zöglinge biegsamerer Natur sein, als Deine widerspenstigen Herrn Brüder; denn diese schütteln alsobald das Joch wieder vom Halse, das schwesterliche anmaßende Weisheit ihnen auflegen will. Indessen nimm dies Alles, als nur so im Vorbeigehen zur Notiz gesagt, hin, und halte Dich doch mehr an die echt brüderliche Versicherung dankbarer Liebe, von welcher die bereitwillige Erfüllung Deines Wunsches, Dir den zweiten Theil unserer Reise mitzutheilen, ein sprechender Beweis sein wird.

Ich blieb damals, so viel ich mich erinnere, in meiner Beschreibung bei der Aeußerung stehen, daß wir von den Verwandten unsers Herrn Milden freundlich aufgenommen wurden, und so war es auch, seinen Oheim, einen schon etwas bejahrten, aber muntern und biedern Mann, mußten auch Edmund und ich Onkel nennen, seine ihm ganz gleiche Gattin, Tante; und überhaupt durften wir uns gar nicht als Fremde benehmen, sondern wie die Kinder vom Haus. Aber von diesen war nur eine ohngefähr 16jährige Tochter und ein Sohn, in Herrn Mildens Alter, zu Hause; letzterer ist dem Vater zum Beistande im Amte gegeben und hat viel Aehnlichkeit mit unserm lieben Lehrer. Die übrigen drei Geschwister sind auswärts verheirathet; im Dorfe aber ist noch ein Beamter, und dieser hat auch 5 Kinder, die jünger waren und von uns Gespielen geworden sind. Da gab es viel Spaß, besonders wurde uns hier der ganz neue Genuß, auf dem Wasser zu fahren, öfters zu Theil; denn gleich hinterm Dorfe ist ein großer, großer Teich, der im Sommer zu jener Unterhaltung, im Winter zum Schlitten- und Schlittschuhfahren benutzt wird. Der vorhandene Kahn, den der Amtmann anschaffte, hat ein recht hübsches Ansehen. Er ist weiß angestrichen, und die darin befindlichen Tische und Bänke blau; eine gondelartige Bedeckung schützt vor Wind und Sonnenstrahlen; blaue Wimpel flattern daran, und 8 — 10 Menschen haben Platz in dem Nachen. Zwei Bursche im Dorf sind die erfahrenen Ruderer, welche das Schiffchen leiten, und die immer bereit sind, so oft man ihrer bedarf. Unser treuer Mentor aber vertraute

uns dennoch jenen nicht allein an, sondern fuhr jedesmal mit; und hier sahen wir deutlich, so wie auf unserer ganzen Reise, daß er uns recht lieb hat; denn er bewahrte uns, wie seine Augäpfel, vor jeder möglichen Gefahr, suchte uns jedes Vergnügen zu erhöhen, jede Beschwerde zu erleichtern. Doch wieder auf die Wasserfahrt zurückzukommen; ich darf nicht vergessen, zu sagen, daß keine unternommen wurde, wo nicht immer auch für einen Gaumengenuß gesorgt, Obst und Kuchen u. dgl. eingepackt und behaglich im Kahn verzehrt wurden. Auch begleitete uns gewöhnlich Minna, die Tochter des Geistlichen, oder ihr Bruder Julius. Beide spielen die Guitarre und singen sehr hübsch; da hatten wir denn stets auch köstliche Musik dabei und sangen öfters herzhaft mit. Ich dachte vorzüglich bei solchen angenehmen Wasserfahrten oft an Euch, liebe Schwestern, und wünschte Euch zu uns, wo Ihr gewiß sehr vergnügt gewesen sein würdet; auch an den ländlichen Lustorten, wohin wir geführt wurden, und wo Euch das bunte Menschengewühl vielleicht mehr als uns unterhalten hätte. Besser gefiel es uns in den nahen Bergwerken, in welche Ihr hingegen wohl nicht mit hinunter gestiegen wäret. Es ist freilich etwas schauerlich, in solch einen Schacht zu fahren, und hätte ich mich nicht vor Edmund und den übrigen Gefährten geschämt, ich wäre lieber am freundlichen Tageslicht geblieben. Doch als nur einmal die Fahrt auf der Leiter glücklich bestanden war, und wir uns in einem sogenannten Stollen oder Berggang befanden, da gefiel es mir doch recht wohl. Es that sich ein hohes Gewölbe über uns auf, in dem wir eine große Anzahl Arbeiter beschäftigt sahen, die uns mit einem fröhlichen »Glück auf!« begrüßten. Auch flimmerten eine Menge Grubenlichter und verbreiteten auf das schimmernde Erz, das in den Wänden sichtbar war, einen glänzenden Wiederschein; überall herrschte rege Thätigkeit, und wir sahen lange der mühsamen Arbeit zu, mit welcher die Bergleute das Erz aus den Felsen hauen und zu Tage fördern und dabei ihre Gesundheit und das Leben aufs Spiel setzen, um uns mit den unentbehrlichen Metallen zu versehen. Ja die armen Menschen sollen alle ihr Leben nicht hoch bringen; und doch sind alle so heiter und fröhlich und gar ein biederes, treuherziges Völkchen, unter denen einem recht wohl sein kann. Sie waren ungemein gefällig gegen uns und erklärten uns Alles sehr gründlich. Auch versahen sie einen jeden von uns beim Hinunterfahren mit einer Grubenleuchte und mit der eigenen Bekleidung, in der wir komisch aussahen und herzlich über einander lachen mußten. — Tiefer, als in den ersten Stollen, ließ uns aber Herr Milden nicht fahren, und so krochen und kletterten wir denn mühsam und vorsichtig wieder den Schacht hinauf, und ich dankte Gott doch herzlich, als wir glücklich oben waren.

Diese Wanderung nach dem Bergwerke wurde kurz vor un-

ferer Abreise vorgenommen; denn die acht Tage, die wir bei unsern gütigen Wirthen verleben durften, waren verflossen, und wir mußten eiligst den Rückmarsch antreten, um durch ein längeres Außenbleiben unsere lieben Eltern nicht in Angst zu setzen. Daher beschleunigten wir, so viel als möglich, unsere Nachhausereise und hielten nur in einer Mühle, die wir gerade noch vor einem starken Platzregen erreichten, einen Rasttag; denn wir konnten nicht weiter und mußten warten, bis die Wege ein wenig abgetrocknet waren. Wir befanden uns in einer Säge- und Schneidemühle und sahen lange und viel mit Vergnügen zu, wie aus den dicken Baumstämmen die Bretter und Dielen gesägt wurden. Die Müllersleute waren freundlich und wohlhabend, und wir schliefen diese Nacht in sehr guten hoch aufgepolsterten Betten, welche die emsige Frau Müllerin uns in ihrem Gastzimmerchen anwies; auch besetzte sie Mittags und Abends den Tisch mit wohlschmeckenden Speisen und schien für dies Alles Nichts, als ein Lob ihrer Kochkunst und ihrer netten reinlichen Einrichtung zu erwarten; denn von einer Bezahlung der Zeche wollte das Ehepaar bei unserm Abschiede Nichts hören, sondern dankte uns vielmehr recht höflich für die Freude, die — wie es sagte — unser Dasein ihm bereitet hätte. Am andern Tage war der Himmel wieder hell und heiter; doch unsere Schuhe erhielten von dem durchweichten nassen Boden immer noch einen Ueberzug, der uns das Gehen etwas erschwerte, und wir daher doppelt froh waren, als wir gegen Abend unsere Heimath erreichten. Du kannst Dir den fröhlichen Empfang denken, der unser harrte. Wir schlichen uns in den Garten, weil wir schon von weitem die bekannten Stimmen unserer Lieben vernahmen, und trafen daselbst Natalie und Milchen, Pflaumen auflesend, welche der Vater von den Bäumen herabschüttelte. Erstere blickte zufällig in die Höhe, als wir uns leise näherten, und mit dem Ausrufe: »Die Brüder!« — flog sie in unsere Arme. Milchen sprang ebenfalls herzu und hing wie eine kleine Klette an uns. Auch vom guten Vater erhielten wir einen herzlichen Willkomm, und die geliebte Mutter, durch den lauten Jubel von unserer Ankunft benachrichtigt, kam von der untern Hälfte des Gartens fast athemlos herbei geeilt, und nun war des Liebkosens, des Fragens und Erzählens kein Ende.

Letzteres aber soll bei mir Maß und Ziel haben, denn ich glaube, ich habe nun das Meinige bei der gewünschten Reisebeschreibung gethan, und mein Gustchen thut das Ihrige und läßt Gerechtigkeit widerfahren

ihrem

Adolph.

(Briefsteller für Kinder.)

5. Auguste Ritter an Agnes Turn.

Vom Weihnachtsfeste.

Hohenfels, am 30. Decbr.

Liebe Freundin!

Nun ist das Kinder- und Freudenfest wieder einmal vorüber. Das ist doch das schönste Fest im ganzen Jahre; ich wüßte wenigstens nicht, daß ich zu einer andern Zeit so vergnügt gewesen wäre, wie am vergangenen Weihnachtsabend. Wir sind von unsern Eltern reichlich beschenkt worden, denn mein Vater spricht immer: »So lange ich noch einen Dreier in der Tasche habe, bekommen auch meine Kinder zu Weihnachten Etwas.« Ich habe Tücher bekommen, Krausen, Schuhe, ein schönes Kleid, einen prächtigen Hut, ich kann Dir gar nicht Alles erzählen. Kommt nur auf dem Schlitten zu uns, dann will ich Dir's zeigen. Wenn ich dies Alles an andern Tagen bekommen hätte, würde ich mich zwar auch darüber freuen, aber lange nicht so, wie wenn ein schöner Lichterbaum daneben steht, und auf einem Tische Mehreren ihr Plätzchen mit schönen Geschenken angewiesen ist, daß sie sich mit mir freuen. Da bin ich immer noch wie ein siebenjähriges Kind; an einem solchen Tage sieht man ja fast nirgends ein verdrießliches Gesicht, warum sollte man da nicht recht vergnügt sein? Von Louise könnte ich Dir Vieles erzählen, aber das ein andermal, denn ich muß Dir noch Mancherlei schreiben, liebe Agnes. In unserer Stadt giebt es viele arme Familien, die am Weihnachtsabende froh sind, wenn sie nur ein Licht in ihrem Stübchen anzünden und ihr Stück trockenes Brod essen können. Manche wohlhabende Familien machen sich daher die Freude, diese armen Leute auch wissen zu lassen, daß der heilige Christabend da ist, und wir hatten unsere Eltern gefragt, ob wir nicht bei unserm Tagelöhner, der mit seiner Frau und drei Kindern sehr kümmerlich leben muß, bescheren dürften. Die Eltern gaben gern ihre Erlaubniß, und Louise und ich, wir strickten und nähten schon vierzehn Tage vorher fleißig, um recht reichliche Geschenke bringen zu können. Moritz mußte seine Sparbüchse öffnen und einen Beitrag dazu geben, und er that es auch sehr gern. Am Weihnachtsabende sagte der Vater gegen fünf Uhr: »Nun macht euch auf und geht zu unserm Jakob; wenn ihr wiederkommt, soll euer Tisch gedeckt sein.«

Louise, Moritz und ich, wir begannen also die Wanderung in Begleitung einer Magd, welche einen tüchtig bepackten Korb trug. Als wir in die kleine Stube traten, saß Jakob am Tische und las bei einer Oellampe seiner Familie die Geschichte der Geburt Jesu aus der Bibel vor. Ihm zu beiden Seiten saßen die alte Liese, die Eichenthaler Botenfrau (das ist seine Mutter),

und Dorothea, seine Frau, dann kamen seine drei Kinder. Sie erstaunten nicht wenig, als wir vier Mann hoch, ein ganz seltener und unerwarteter Besuch, uns einstellten. Jakob nahm sein altes, schwarzes Mützchen ab und kam uns nebst seiner Mutter und Frau mit einem herzlichen Gruße entgegen. »Jetzt, lieber Jakob,« sagte Moritz, »macht uns ein Bischen Platz auf dem Tische.« Nun wurden vor allen Dingen sechs Bergleute aus dem Korbe ausgepackt, jedem ein Licht in die Dille gesteckt, und bald verbreitete sich ein heller Glanz in der dunkeln Hütte. Dann wurden sechs Plätze auf dem Tische bestimmt, denn Jedes bekam Etwas: die alte Großmutter einen warmen Pelz und einen neuen Tragkorb, in welchen wir eben die Sachen gepackt hatten, zu ihren Reisen; die Eltern Kleidungsstücke; Gottlieb ein Paar Stiefel und eine Jacke; Christiane einen warmen Rock, eine Schürze und ein Paar Schuhe; Martin eine Mütze und ein Paar Beinkleider; außerdem jedes der Kinder ein Hemde, drei Paar Strümpfe und einige Schulbücher. Doch um die Freude der Kinder vollkommen zu machen, wurde jedem auf seinen Platz ein Stollen gelegt und eine Mandel Aepfel nebst einem halben Schock Nüsse abgezählt. Nun hättest Du den Jubel sehen sollen! Die Großmutter und die Eltern sahen uns nur zu, wie wir auslegten, schüttelten mit dem Kopfe und schlugen die Hände zusammen; Gottlieb probirte seine Jacke zehnmal an; Christiane band gleich ihre Schürze um; Martin brachte die neue Mütze den ganzen Abend nicht vom Kopfe und stellte die Bergleute immer wieder in eine neue Ordnung. Wir waren als Zuschauer eben so glücklich, als diese fröhlichen Menschen, vielleicht noch glücklicher, denn hier war Geben seliger, denn Nehmen. Während wir den heiligen Christ-Jubel so bewunderten, sahe ich zufällig nach dem Fenster und erblickte das Gesicht des alten Obersten und das seines alten Johann dicht neben einander, welche beide sehr aufmerksam die Ereignisse in der Stube beobachteten. Ich gehe voll Freuden hin an das Fenster, öffne es und rufe: »I schönen guten Abend, Herr Oberst, kommen sie doch herein!« Aber nun merkte ich wohl, daß er von unserm Plane gewußt hatte, denn Johann gab gleich zu dem offenen Fenster zwei Flaschen Wein herein, dann folgten noch zwei große Stollen, und endlich fügte auch Herr Oberst noch ein Päckchen mit Geld bei. Hierauf gingen Beide schnell fort, ohne ein Wort zu sagen. So reichlich sind diese armen Leute in ihrem Leben nicht beschenkt worden; aber solche Freude haben sie auch wohl noch nie gehabt. Die Kinder sprangen um uns herum und schmeichelten und streichelten uns; die alte Liese und die Eltern drückten uns die Hände; zu Worten konnten sie vor Thränen gar nicht kommen, wodurch sie uns den besten Beweis gaben, wie sehr sie gerührt waren. Wir gingen nach Hause. Die schönste Weihnachtsfreude hatten wir uns bereitet, und innig

froh wanderten wir durch die erleuchteten Straßen. Es war ziemlich kalt, und ein dichtes, aber stilles Schneewetter fiel auf uns herab. Dies konnte uns aber nicht abhalten, bald hier, bald da an ein Fenster zu treten, um hier einen Lichterbaum, dort einen schönen Paradiesgarten, dort einen glänzenden Kronleuchter, überall aber freundliche Gesichter zu beobachten. Endlich kamen wir auch an unser Fenster und sahen zu, wie Vater und Mutter und der alte Oberst noch aufputzten, bis der letztere uns erblickte und scheltend hereinrief. Du, liebe Freundin, hast gewiß auch recht schöne Geschenke empfangen; willst Du mir es nicht erzählen? Aber bald, bitte! bitte! Ich grüße Dich und Deine Geschwister freundlich.

Auguste Ritter.
(Lotichius.)

6. Moritz Ritter an Louise Uhlen.

Beschreibung einer Schlittenfahrt.

Grünau, am 8. Januar.

Bestes Cousinchen!

Brr, wie das schneit! Sieh nur zum Fenster hinaus, Flocken wirft's, wie die halben Bogen Papier. Aber damit Du siehst, daß ich auch in der Ferne Dich nicht vergesse, ja unter den größten Lustbarkeiten und rauschendsten Vergnügungen meine innige Sehnsucht nach Dir nicht unterdrücken kann, will ich jetzt einen sehr schönen Brief an Dich schreiben. Ich wollte nur, er wäre schon fertig, denn bei den vielen herrlichen Gedanken, die ich im Kopfe habe, wäre es leicht möglich, daß ich ganz wider Wissen und Willen Dich um einige der herrlichsten bringen könnte, und das wäre doch ein großer Schade.

Wie ich meine Zeit zubringe? O prächtig! Früh um halb sieben, manchmal sogar um sechs Uhr stehen wir schon auf, trinken Kaffee und nehmen unser Frühstück ein, welches gewöhnlich in einem großen Butterbrode besteht. Dann besuche ich mit Robert die Unterrichtsstunden. Um 11 Uhr gehn wir auf die Schlittschuhe, nehmen auch wohl den Stuhlschlitten mit, um Roberts Schwester Rosalie, welche gewöhnlich mit ihrer unterthänigsten Bitte zu uns kommt, sobald sie uns die Schlittschuhe nehmen sieht, auf den herrlichen Teichen herumzufahren. Da solltest Du dabei sein, Louise, das ist ein schönes Vergnügen. Um zwei Uhr gehn wir wieder in die Schule und kommen um 4 Uhr zurück; dann suchen wir entweder die Teiche auf, oder wir fahren zur Abwechslung auf unsern kleinen Ruschelschlitten den Berg am Vorwerke hinunter; da geht es, als flögen wir davon. Nach 5 Uhr beschäftigen wir uns in der Stube, arbei-

ten, nähen, stricken; das Letztere mache ich aber nicht mit, sondern blos Roberts Mutter und Schwester. Rosalie hat mir versprochen, sie will mir eine Nachtmütze stricken. Zeugt das nicht von einem guten Herzen? Abends nach Tische erzählt Roberts Vater der um ihn versammelten Familie gewöhnlich Etwas, oder es wird vorgelesen, oder es werden Räthsel und Charaden aufgegeben, oder es wird eine Familienunterhaltung vorgenommen. Am ruhigsten wird es nach zehn Uhr, wo wir sämmtlich zu Bette gehen. Vorgestern fuhren wir nach Eichenthal, und gestern sind wir wieder gekommen. Das war eine einzige Fuhre, die muß ich Dir weitläuftig schildern. Früh mit Tagesanbruch ging die Reise fort. Schon beim Einsteigen hatten wir viel Vergnügen, denn Jeder sah aus, wie der leibhaftige Winter, da eine tüchtige Kälte war. Wir Knaben mußten unter unsere Mützen Schlafmützen ziehen, um die Ohren zu schützen, so daß wir ungefähr aussahen, wie die Blechleute, die immer in unsere Stadt kommen. Jeder bekam ein paar große Fausthandschuhe; außerdem wurden noch einige Müffe hervorgesucht, deren sich die Mädchen bedienten. Sie fuhren nämlich beide mit, Rosalie und Minna. Fußsäcke, Warmflaschen, Filzschuhe, Pelze, wurden noch in Masse in den Schlitten gewälzt. Aber worüber ich mich freute, das war die schöne Winterlandschaft, durch welche wir fuhren. Der Himmel war ganz heiter und blau, die Luft so rein, daß man sie trotz der Kälte mit Freuden einathmete. Ringsumher lag ein tiefer Schnee, Alles, so weit das Auge sah, war mit einem weißen Tuche bedeckt, welches aber so schön blinkte und flimmerte, daß man nur gern darauf sah. Bald kamen wir in einen Wald; wie herrlich sahen die Fichten und Tannen aus! Die Stämme waren ganz bereift, die Nadeln waren in weißes Zuckerwerk verwandelt, die Zweige lagen voll dicken Schnee's, so daß jeder Baum aussah, wie die schönste Pyramide, welche ihre mit gefrorenen Krystallen überzogene Arme herabhängen ließ oder uns zustreckte. Pfeilschnell flogen wir durch den Wald, und nun öffnete sich wieder die weiteste Gegend, deren winterliche Schönheit uns alle entzückte. Links von der Straße lag ein Dörfchen, aus dessen Mitte ein trichterförmiger Kirchthurm hervorragte. Die neuen grünen Fensterrahmen, welche wir an einigen nahe liegenden Wohnungen bemerkten, war die einzige Farbe, die der Winter verschont hatte. Blaue Rauchwolken wirbelten aus den Schornsteinen über den weißen Dächern empor und verkündeten uns, daß die Leute brav eingefeuert hatten, und unzählige Hasenspuren, welche in die Gärten führten, ließen uns die armen Thiere bedauern, welche durch den Mangel an Nahrung und wohl auch durch die heftige Kälte in die Nähe menschlicher Wohnungen getrieben werden. Die tiefe Stille im Dorfe wurde durch das in verschiedenen Gegenden ertönende taktmäßige Dreschen, die beliebte

Melodie des Winters, unterbrochen. Rechts hatte es an der Straße einige Schneehügel aufgetrieben, welche so hoch waren, wie die Häuser des Dorfes, und etwas entfernter glänzten uns einige Teiche zu, auf denen die Sonne sich spiegelte, was einen wunderschönen Anblick gewährte. Eine Menge Knaben fuhren Schlittschuh und jubelten laut über das Vergnügen, das ihnen der Winter machte; zum einstimmigen Freudengeschrei aber wurde dieser Jubel, wenn Einer oder der Andere ausglitt und sich niedersetzte. Unser Schellengeläute, so wie das furchtbare Knallen der langen Schlittenpeitsche, die der Herr Verwalter auf der Pritsche nach Leibeskräften schwang, erregte die Aufmerksamkeit der Eisfahrer, bis wir schnell ihren Blicken entflogen waren. Es ist doch eine wahre Lust, auf dem Schlitten zu fahren, wenn die Bahn so schön ist, wie wir sie hatten. Wie langsam, wie holperig geht die bequemste Kutsche gegen den Schlitten, der wie ein Vogel dahinfliegt, so daß ein Stück der Landschaft nach dem andern schnell, wie in einem Guckkasten, vorübergezogen wird. Aber eine Kälte war, Louise, — Du würdest Dein Näschen schon gezogen haben. Alle unsere Haare waren bereift, ja sogar die Backenbärte, nur der meinige nicht. Während wir unsere Betrachtungen über die Reize der Natur im Winter anstellten, wurden wir plötzlich auf einen neuen Reiz desselben aufmerksam gemacht; der Schlitten schleuderte nämlich, fiel um und wir alle heraus in den Schnee. Da es ohne Schaden ablief, verwandelte sich das anfängliche Geschrei bald in ein lautes Gelächter. Ich mußte mich unter einem Berg von Pelzen und Decken, welche mich fast erdrückten, mit großer Mühe hervorarbeiten; Robert lag ausgestreckt im Straßengraben und wischte sich die Ueberbleibsel des Gefrornen aus dem Gesicht, das er eben gekostet hatte; seine Schwester Rosalie suchte sich den Schnee vom Halse zu schaffen und klagte, daß er so kalt wäre; sein Bruder Eduard hatte, als er aufstand, einen Muff auf dem Kopfe, was ihm ein recht kriegerisches Ansehn gab; Minna stak beinahe ganz in dem Aermel eines großen Kirehs und rief um Hülfe, und die Uebrigen bemüheten sich, die verschiedenen Hand- und Filzschuhe, Tücher und Schachteln, welche zerstreut umherlagen, zusammen zu suchen. Endlich stiegen sämmtliche Schlittenbrüchige wieder ein, und in kurzem war das Ziel erreicht. Eine freundliche Aufnahme und ein warmer Ofen war das, was wir wünschten und fanden. Julchen von Pfeil und ihr Onkel Otto lassen Dich und Schwester Auguste herzlich grüßen. Er fragte mich gleich, was die kleine Louise machte; es kommt auf Dich an, ob Du das leiden willst. — Was macht Ihr denn zu Hause? Befindet Ihr Euch alle wohl? Versorge nur meinen Pudel recht ordentlich und drücke ihn in meinem Namen an Dein liebendes Herz. Bald werde ich Euch die Freude

meines Wiedersehens machen. Gräme Dich nicht zu sehr über meine Abwesenheit und grüße die Eltern von

Deinem

ausgezeichneten Cousin
Moritz Ritter.
(Lotichius.)

7. Johanna an ihre Freundin Emma, deren Mutter gestorben ist.

Freundin, theuerste Freundin, welch furchtbarer Schlag des Schicksals hat Dich getroffen! Wie bist Du, meine sonst so glückliche Emma, plötzlich so unglücklich geworden! Noch zittert mein Herz, und meine Augen füllen sich mit Thränen bei der traurigen Nachricht, die mir Dein Brief hinterbracht hat, und ich beklage den Verlust Deiner geliebten Mutter mit nicht weniger schmerzlichem Gefühle, als Du; denn auch mir war die Verblichene eine Mutter, eine unvergeßliche Wohlthäterin.

O, daß doch unsre zärtlichsten Verbindungen hier auf Erden oft so schnell und so traurig zerrissen werden müssen; daß wir von denen schmerzlich getrennt werden müssen, die wir mit aller Liebe nnd aller Herzlichkeit umfassen, und in welchen wir das schönste Glück unsers Lebens finden! Daß doch der Schmerz immer Hand in Hand mit der Freude gehen muß, und den glücklichen Tagen so schnell die traurigen folgen müssen!

Denn wer, meine gute Emma, hätte es, als ich erst neulich bei Euch war, geahnet, daß Dein nächster Brief eine solche Trauerpost bringen würde? Wie unbesorgt überließen wir uns der heitersten Fröhlichkeit, welche von jeher in Eurem Hause zu finden war! wie harmlos den Scherzen und Spielen und traulichen Unterredungen, welche uns die Tage wie Stunden verfließen ließen! Und die Gute, um die wir jetzt schon weinen, war die Seele dieses glücklichen Kreises, der nun verwaiset trauern muß; sie war die Freude, die herzliche Freude ihrer Geliebten, die nun ihre sterbliche Hülle nicht mehr unter sich sehen und ihren Geist in den höhern Regionen suchen, denen sie schon hier auf Erden anzugehören schien.

Doch dieser Gedanke, geliebteste Freundin, ist es eben, der Deine heißen Thränen über den erlittenen Verlust trocknen und den tiefen Schmerz, welcher jetzt Deine Brust durchwühlt, lindern soll. Deine verklärte Mutter ist hinüber gegangen in die schönere Heimath, die jeden guten Menschen erwartet; sie lebt jetzt in einer höhern Ordnung der Dinge, in welcher sie, befreit von den Fesseln und Mängeln der Erde, noch glücklicher ist, als sie hier gewesen ist; sie genießt jetzt die vollkommneren Freuden, welche dem Sterblichen in jenem Leben aufbewahrt werden. Müssen wir nicht darum die theure Verewigte vielmehr glücklich preisen? Wolltest Du ihre Rückerinnerung an ihr Erdenleben —

und an eine solche glaubst Du ja mit mir — dadurch trüben, daß Du Dich einem wilden und unbändigen Schmerze überlässest, der Dir und den Deinigen nur nachtheilig werden muß? Könntest Du Dich durch Trostlosigkeit bei diesem harten Schlage an Gott versündigen wollen, dessen Weisheit und Liebe sich auch in dem Tode Deiner guten Mutter verherrlicht haben muß? O liebe Emma, es geschieht ja Nichts in unserm und der Unsrigen Schicksale, was nicht von der höhern Hand über den Sternen geleitet würde, und was nicht gut für uns wäre, wenn es uns auch nicht gut zu sein scheint, wenn es uns auch schmerzlich ergreift und schwer verwundet!

Dieser Glaube tröste, stärke und erhebe Dich in den Trauertagen, die jetzt über Dein Leben gekommen sind, damit Du, wenn ich Dich besuche, nicht die Thräne der Verzweiflung, sondern der milden Wehmuth und der Hoffnung weinest. In wenigen Tagen bin ich bei Dir und erneure Dir persönlich meine herzliche Theilnahme an Deinem Geschicke, so wie die Versicherung meiner zärtlichen Liebe, mit der ich stets sein werde

Deine

aufrichtige Freundin

Johanna.

(Hartmann.)

---

2. Briefe von Classikern.

1. Scherzhafte Beschreibung einer beschwerlichen Reise.

Madame!

Freuen Sie Sich! Ich bin entsetzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutsche gefahren und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bei Ihnen zu bleiben und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber sechs Meilen habe ich zwei Tage auf der Kutsche und eine Nacht in der Schenke zubringen müssen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer Binde tragen könnte, so zerschlagen ist er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weiß, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das Wenigste, wenn ich an meine Reisegefährten denke. Stellen Sie Sich einmal vor, wie ich in einem schwer bepackten Wagen nebst drei Personen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sitze. Ich will Ihnen diese

Leute auf die Art bekannt machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreieck ausmachte, mit ein paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunterhing, kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weste, mit einem schwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sah ihn anfangs für einen Zahnarzt an und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwa mitten im Fahren seine Kunst an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Gesichter aufsuchen will, so stößt er mich ziemlich freundschaftlich in die Seite und präsentirt mir seine beinerne Schnupftabacksdose. Mit Verlaub, fing er an, wo wollen sie hin? Ich antwortete ihm kurz: nach Leipzig! und machte ihm eine finstere Miene, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finstrer ich aussah, desto mehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, sie wollten etwa übermorgen der Execution in Zeiz mit beiwohnen. Es soll eine arme Sünderin geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gern sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Delinquentin einen sehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte, so bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern steckte, so muß er bei mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich sah das Stühlchen bringen, ich sah das Schwert unter einem blauen Mantel hervorragen, ich sah Alles. Einer von den beiden übrigen Reisegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung und erkundigte sich sorgfältig bei ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhunderte im Sächsischen waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henkerischen Beredsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson, oder als College, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig Jahren, beigewohnt hatte, und wünschte Nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feierlich, nämlich mit dem Schwerte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher, als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwei Meilen weit gefahren und also schon in R . . . . Hier stieg unser Scharfrichter ab und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte.

Nunmehr holte ich das erstemal aus freier Brust Athem, nachdem ich drei Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses, als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervorkroch und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich sah ihn für einen jungen Studenten von J . . . . an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Miene wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben akademischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmal und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leinweber schlug sich Feuer zum Taback an. Dieses erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein System und docirte so gelehrt, daß der Leinweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stoßen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz elektrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund und demonstrirte mir, daß mir die Haare zu Berge standen. Ich wollte eben aus dem Wagen steigen, als der Leinweber zu ihm sagte: Ich möchte sie predigen hören, es gehet ihnen vortrefflich vom Mund. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bei meinem Vater besteigen. Sind sie ein Theolog? fing ich in aller Angst an; ich dachte, sie legten sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstriren kann, kann auch keine Bibel erklären und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem das sind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden — — Hier hätte ich mir beinahe den Scharfrichter wieder zurückgewünscht; denn so lange dieser da gewesen war, hatte unser Demonstrant kein Wörtchen geredet. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte; jetzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der Leinweber ging aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen so glücklichen Tag sollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser Kutscher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlassen. Sie können leicht denken, daß Nichts zu essen

da war; aber das machte mir nichts aus. Der Hunger verging mir, so bald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir Nichts, als gutes Wasser. Man brachte mir ein Glas und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürmen, die in dieser Gegend sein mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und versprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! Der junge Laffe antwortete mir, daß sie ihre Kammern selber brauchten und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne; dieser brachte es so weit, daß die Streu um neun Uhr zurecht gemacht wurde. Ich war krank und konnte nicht länger ausdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen und den Fuhrmann gebeten, sich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten sicher sein möchte, als man die Tische aus der Stube schaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hühner, Gänse, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geschlafen hatte, lebendig uud besuchten mich, eins um das andere, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben und schütteten Hopfen in die Stube. Was soll das werden? fing mein Fuhrmann, der schon bei mir lag, an. — Wir wollen Hopfen lesen, rief des Wirths Sohn, ich habe junges Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach, Madame, wie ward mir bei dieser Anstalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll Knechte und Mägde anhören.

Der Hopfen war gelesen, die Stube ward ausgekehrt, und jetzt nahm der junge Wirth seine Geige von der Wand und spielte sein Leibstückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bei der Hand und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub ersticken müssen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu stolz war, mit zu tanzen, sehr demüthig, daß sie mir eine Kammer einräumen sollte. Kurz, ich bewog sie, daß sie mich in ihre eigene führte und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf's Bette, von dem Hopfengeruche und dem Staube und der Musik ganz betrunken. Ehe ich so glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein paar Mäuse schrecklich über mich weg. Ich, der ich vor diesen Thieren natürlicher Weise zittere, sprang aus meinem Bette, setzte einen Stuhl auf den Tisch und mich auf den Stuhl, und so blieb ich sitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen Alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen schon so viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von seinen ausgestandenen Unglücksfällen? Ich küsse Ihnen die Hand für alle die Freundschaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hause erwiesen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Viertel-

jahr länger an einem Orte zu bleiben, als in einer Landkutsche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Gellert.

2. Klopstock an seine Eltern.

Beschreibung einer kleinen Seereise.

Kopenhagen, den 4. Septbr. 1756.

Ich habe Ihnen, geliebteste Eltern, die Zeit meiner Abreise von Hamburg deßhalb nicht gemeldet, weil ich Ihnen die Unruhe, uns auf der See zu wissen, ersparen und Ihnen lieber unsere Ankunft schreiben wollte. Wir reis'ten am Montag in aller Frühe von Hamburg und hatten zwar das schönste Wetter, das man haben kann, wurden aber auf dem Wege nach Lübeck, welcher, wie ich glaube, der schlechteste im ganzen römischen Reiche ist, sehr gerüttelt und gestoßen und verloren auch dadurch einige sorglich eingepackte Bouteillen guten Wein. — Wir kamen gegen Abend in Lübeck an. Unser Correspondent hatte schon einen Wagen nach Travemünde bestellt. Wir packten um und reis'ten sogleich weiter. — Es war schon dunkel, und wir hatten den dümmsten Bauern zum Fuhrmann, der einen ehrlichen Mann fahren kann. — Nach einer halben Stunde hatten wir uns in einem Walde verirrt. Wir hörten in der Nähe Hunde bellen und schickten den Bauern mit seinem Sattelpferde dahin. Er brachte uns eine Frau zurück, die uns sagte, daß wir auf dem rechten Wege wären; und wir waren's auch und nur zwei Kanonenschüsse vor der Trave. Wir freueten uns im Anfange sehr, daß die Fährleute auf unser Rufen sogleich antworteten; allein wir merkten bald, daß es ein sehr schönes Echo war. Nachdem sich mein Diener und der Fuhrmann wechselsweise müde gerufen hatten, so entschloß ich mich, den Bauern mit einem Pferde wieder auszuschicken, irgendwo am Wasser ein Fischerhaus zu suchen. Ich hatte wegen seiner Dummheit fast keine Hoffnung, daß er einen Fischer finden würde. Allein, nach zwei Stunden brachte er doch einen, der fuhr hinüber, weckte die Fährleute, und wir kamen hinüber. Wir gelangten endlich um 3 Uhr (das war die Zeit, die der Schiffer zu seiner Abreise festgesetzt hatte) in Travemünde an. Ich holte den Schiffer aus seiner Cajüte; wir luden ins Schiff, und um halb fünf Uhr fuhren wir mit gutem und starkem Winde ab. Meine Meta wurde daher gleich krank.

Ich hätte Ihnen diesesmal wieder ein kleines Journal von unserer Reise geschrieben; allein wir hatten die Cajüte nicht für uns allein bekommen können, und ein gar nicht großer Tisch gehörte sieben Personen zu. Gegen zwölf Uhr zog sich östlich (wir hatten Nordwestwind) ein Gewitter auf. Ich zeigte es

dem Schiffer an, der es schon bemerkt hatte. Er wartete noch einige Minuten; dann ließ er die Segel einziehen. Dies geschah zwar schnell genug, aber doch nicht so schnell, daß sie schon völlig eingezogen gewesen wären, als der Sturm kam. Ich erschrak zwar anfangs ein wenig, faßte mich aber bald. Nachdem ich mit meiner Meta ein paar Minuten gesprochen hatte, so ging ich wieder aufs Verdeck und hielt mich oben am Steuer an einem Besantau; denn es war nicht möglich, zu stehen, ohne sich zu halten. Die See sah schön und schrecklich aus. Die Wellen gingen viel höher, schäumten viel mehr und schlugen viel stärker ans Schiff, als vorher. Um nicht zu treiben, hatten wir noch zwei Segel behalten, das am Besan und ein kleines Norderſegel. Wir segelten also; aber wir durchschnitten die Wellen nicht mehr genug. Das Schiff schwankte also auf und nieder, bald auf die linke, bald auf die rechte Seite. Land sahen wir wohl, aber der Wind kam vom Lande. Gott gab mir die Gnade, daß mir einigemal Freudenthränen über seine Allmacht in die Augen kamen. Und ich fand eine besondere Ruhe und eine recht süße Freude darin, vor mich die Worte: »Herr des Meeres und der Winde!« erst zu singen, dann ziemlich laut zu beten. Ich fand nun einmal eine besondere Freude an diesen Worten, und ich wiederholte sie oft. Indeß dauerte der Sturm fort, ohne jedoch merklich heftiger zu werden.

Der Schiffer steuerte, so viel er konnte, nach dem Lande; ich weiß nicht, ob er Anker werfen, oder nur näher ans Land kommen wollte; denn hier gehen die Wellen nicht so hoch. Nach ungefähr drei Viertel-Stunden gab Gott, daß sich der Sturm legte. Die Zuckungen des Windes hörten zwar noch nicht völlig auf, aber sie wurden merklich schwächer. Weil wir immer fortsegelten, und uns unsere Richtung ohne dies näher an die Insel brachte, der Wind überdies nach und nach seine Zuckungen verlor, so segelten wir nun geschwind und auf die angenehmste Weise von der Welt. Denn weil wir näher am Lande waren, (etwa eine Meile davon) so waren die Wellen kleiner, und wir schnitten die See fast ohne Auf- und Niederbeugung des Schiffs gerade durch. Weil das Schiff, so zu sagen, fest lag, so schäumten und brauf'ten die Wellen mehr auf der Seite, wo es am tiefsten war, ordentlich wie ein Wehr. Wenn ich die Augen zumachte, so war es mir, als wenn ich in einer Schaukel, die sich kaum bewegte, an einem Wehr säße. Auf der andern Seite spritzten die Wellen oft auf das Schiff.

Als ich des Nachmittags einmal voller Dank nnd Freude dicht beim Steuer saß, wurde ich durch einen Wurf des Wassers mit einmal so naß, daß ich mich hätte ausziehen mögen. Theils um nicht wieder naß zu werden, theils um mich noch mehr umzusehen, stieg ich über's Verdeck und setzte mich unter das Besansegel; allein auch dort blieb ich nicht ganz verschont.

Gegen Abend warfen wir an der Spitze von Falster oder am grünen Sunde, wie es die Schiffer nennen, unter dem Schutze einer kleinen Anhöhe, die mit Wald bedeckt war, Anker. Wir lagen da wegen conträren Windes bis den andern Mittag. Wir lichteten dann die Anker und fuhren etwa eine Viertel-Meile. Allein da wurde der Wind so conträr, daß wir umkehren und an der vorigen Stelle ankern mußten. Des Nachmittags wurden Wind und Luft gelinder, und wir segelten wieder. Es wurde so angenehm warm, daß Alle auf's Verdeck kamen. Wir segelten etwas langsamer und hatten die Anhöhe von Mön, oder den Kreidenberg, lange vor uns. Diese Anhöhe ist zum Malen schön; sie ist größtentheils mit Waldungen bedeckt. Ehe man die Seite, wo sich die Kreideerde am meisten zeigt, ganz zu sehn bekommt, so sieht es an der äußersten Spitze aus, als wenn ein schmaler weißer Strich von einem Walde gerade herunter in die See ginge. Des Abends um zehn Uhr ankerten wir an einer Anhöhe von Seeland, die nicht weit unter Anmack liegt, nicht wegen widrigen Windes, sondern weil unter Anmack Tonnen ausliegen, die man muß sehen können, wenn man dort segeln will. Des Nachts um zwei Uhr reisten wir von dort ab. Nicht weit von Anmack begegnete uns ein großes englisches Schiff mit allen Segeln, die man beisetzen kann. Wir grüßten einander durch lautes Zurufen. Nach ein paar Stunden fuhren wir einem dänischen Kriegsschiffe, das von Marocco zurückgekommen war und vor Anker lag, vorbei. Wir wurden von Matrosen und Soldaten, davon das ganze Verdeck wimmelte, mit ihrer größten Ehrenbezeugung, die auch eine Prinzessin von ihnen anhören muß, begrüßt. Sie besteht darin, daß sie zehnmal Hurrah rufen. Wir kamen um zehn Uhr glücklich ans Land und sind nun bei Hannchen und ihrem Manne. Auf den Dinstag werden wir nach Lingbin reisen und so lange dort bleiben, als Bernstorf auf dem Lande ist.

Meta schläft noch aus, ich aber bin schon um 8 Uhr auf gewesen, weil ich auf dem Schiffe, wiewohl auf der Bank und in Stiefeln, sehr gut geschlafen und des Tags sechsmal gegessen habe.

Wir grüßen Sie alle herzlich. —

3. Klopstock an seine Mutter.

Nach dem Tode des Vaters.

Kopenhagen, den 16. Novbr. 1756.

Wie sehr uns die Nachricht von unsers so theuren, geliebten seligen Vaters Tode gerührt hat, können Sie Sich vorstellen. Wir danken Ihnen, daß Sie durch Giseke haben an Cramer schreiben lassen. Es war uns sehr nöthig, daß wir sie nicht durch ei-

nen schwarzen Brief empfingen. Es war am Sonnabend, daß uns Cramer davon sagte, und am Sonntage bekamen wir Ihren Brief.

Ich will unsere Wunde nicht weiter aufreißen. Unser Gott hat es so gewollt. Sein Name sei gelobt, daß er unserm theuren Vater ein so schönes Ende gegeben hat! Er ist nun viel glückseliger, als wir! — Der Name des Herrn sei gelobt!

Sobald es Ihnen Ihr Schmerz zuläßt, liebste Mama! so schreiben Sie mir doch noch viel umständlicher von unsers theuren seligen Vaters Krankheit und Tode. Meine lieben Geschwister, die beiden kleinen nicht ausgenommen, sollen dieses auch, ein jeder besonders, thun. Es ist gut, daß wir uns insgesammt mit diesen Vorstellungen unterhalten; denn es ist überhaupt Nichts heilsamer als öftere Todesbetrachtungen. — Wenn ich mir eine umständlichere Nachricht ausbitte, so verstehe ich sogar die kleinsten Umstände, die Ihnen nur einfallen, darunter. Ich will Ihnen einige kleinere und größere anzeigen. — In welcher Stube oder Kammer ist er gestorben? Wer war nach Ihnen in seiner Krankheit am meisten zugegen? Glaubte er vom Anfange des Blutsturzes an, daß er daran sterben würde? Und wenn er es nicht gleich anfangs glaubte, wann fing er an, es zu glauben? — Er erinnerte sich gewiß seiner abwesenden Kinder, die ihn sehr geliebt haben und noch lieben; auf welche Art, mit welchen Worten that er es? — Ich hoffe zu Gott, daß wir so leben werden, daß der Segen seines Gebets auf uns ruhen wird.

Mein Schmerz ist zwar durch die Gnade Gottes ruhig, aber er wird lange dauern. Ich habe ihn sehr, sehr geliebt. Ich habe viel an meine selige Großmutter, die mich zuerst in der Religion unterrichtet hat, und an den seligen Johann Christian gedacht. Nun sind diese drei von mir so sehr Geliebten in der Ruhe der Ewigkeit bei einander.

Ich glaubte, Meta würde hierher noch ein paar Zeilen schreiben; aber der Besuch, den sie hat, hält sie lange auf.

4. An Andres, die Illumination betreffend.

Wir haben hier heut Nacht Illumination gehabt, mein lieber Andres. Sieht Er, da hangen denn Lampen in allen Hecken und Bäumen, und sind solche Bogen und Säulen mit Lampen, und so'n S. Michael, der den Lindwurm stößt, und die Gartenhäuser sind voll Lampen über und über, und dicht am Wasser sind Lampen, daß man die Fische kann spielen sehen, und gehn so viel Leut' aus Hamburg im Garten hin und her, sieht Er, und das heißt denn Illumination und ist recht curios zu sehen und kostet viel Oel.

Ja, Andres, wir beide hätten unser Lebelang daran zu brennen gehabt, aber damit wäre keine Illumination geworden, Andres,

und wer 'n Oel denn so hat, sieht Er, der läßt 'n denn so brennen.

Dergleichen Illuminations nun sind nur für große Herren und Potentaten; doch kann unser Einer 's auch sehen, und Er hätt's auch sehen können, wenn er nicht immer am unrechten Ort wäre. Ich hätt's ihm wohl vorher melden können, aber ich dachte, 's wäre auch noch Zeit, wenn Er's nur nachher erführe. 's ist hier ein Prinz gewesen und eine Prinzessin, sieht Er, und darum hat's der gnädige Herr auch so schön gemacht und die Kanonen auch lösen lassen. Wollte doch, daß ich's ihm vorher geschrieben hätte, so hätt Er die Kanonen auch hören können. Doch, wenn Er leben soll, hat Er ja wohl noch Gelegenheit, Kanonen zu hören. Ich wills ihm sonst auch schreiben, wenn wieder Illumination ist.

Sapperment, Andres, das waren 'nmal viele Lampen! auch stand der Mond am Himmel und schien — für den Prinzen und für uns alle. Leb Er wohl ꝛc. (M. Claudius.)

5. Brief an Andres wegen der Geburtstage im August 1777.

Mein lieber Andres!

Wir haben einen recht lustigen Tag gehabt. Du weißt wohl, ich habe Vieles nicht, aber 'n Geburtstag habe ich doch, und der ist gefeiert worden. Mein Vetter stellte vier Gevattern und Freunden, die alle im August geboren sind, zu Ehren 'n Fest an, und da war er so gratiös, meinen Geburtstag mit einzuschließen. »Denn,« sagt er, »ihr seid doch mein lieber Vetter.« Wir feierten also die fünf Geburtstage. Merk' aber, wie wir ihm thäten.

Des Morgens vor Sonnenaufgang las ich 'n Capitel in der Bibel, legte darauf meine rothe Weste an, die ich in Japan bei der Audienz an hatte, und sah darin die Sonne aufgehen und weckte dann alle Leut' im Hause. Eine Stunde darauf feuert' ich 'n Pistolenschuß los. Ich habe die Pistole noch von meinen Reisen mitgebracht, und sie knallt gut, wenn sie recht geladen ist; diesmal war aber durch 'n Versehen das Meiste auf die Pfanne gekommen. Nachdem nun solchermaßen dem Publico war kund gethan worden, was den Tag werden sollte, waren wir einige Stunden ganz stille, den Effect davon abzuwarten; doch wuschen wir uns während der Zeit alle im klaren Bach das Gesicht, damit es recht fröhlich aussehe und gingen 'n kleines am Bach auf und nieder.

Um sieben Uhr ward 'n Signal gegeben, daß das Frühstück parat sei, und wir züngelten 'n wenig, und nach dem Frühstück ging's Glückwünschen an. Die fünf Geburtstagsleute waren H—am—l, —r in W—, —y in—g, —n in —i und ich. Die beiden Letzten, als nämlich —n und ich, waren gegenwär-

tig, die drei Ersten aber nicht. Wir beide empfingen also von der ganzen Gesellschaft einen Glückwunsch und Handschlag; die Abwesenden aber wurden mit Kreide auf den Tisch gemalt, und 'n Jeder von der Gesellschaft machte 'n Strich zu ihren Füßen. Weiter wurden nun allerhand Gespräche von Geburtstagen geführt, Geschichten erzählt, Fragen aufgegeben, z. E. warum 'n Geburtstag nur alle Jahr Einmal kommt u. s. w.

Um zwölf Uhr ward zur Tafel geblasen, und weil gerade keine Trompeten und Pauken zur Hand waren, mußte ich's auf'm Triangel thun. Die Tafel war von acht Couverts und drei Gängen. Zuerst Reisbrei in einer großen Schale mitten auf dem Tisch, und nach kurzer Weile auch auf acht Tellern rund um die Schale; denn kam Butter und Kalbfleisch und zuletzt Kuchen. Du siehst daraus, daß wir hoch schmauf'ten; zugleich kannst Du aber daraus sehen, daß der Luxus seit Abrahams Zeit um ein Drittel gestiegen ist. Mein Vetter spendirte auch einige Flaschen guten Wein, die denn gewaltig wirkten und vor Gesundheiten, die aus dem Munde herauskamen, kaum hineinkommen konnten, und die Pistole brummte immer drein und zerarbeitete sich recht.

Es ist mir lieb, daß Deinem Jost die Knollen am Halse wieder vergangen sind. 's ist im ganzen menschlichen Leben so, Andres. Es werfen sich von Zeit zu Zeit Knollen auf; ich hab' aber bemerkt, daß sie meistens auch wieder vergehen, wenn man nur Geduld hat. Und denn so kommt n'mal so 'n Geburtstag oder sonst Etwas und macht einen auf lange Zeit alle Knollen vergessen.

Nach der Tafel ward von Jung und Alt eine große Promenade in den Wald vorgenommen. Die Schapoos machten bei der Gelegenheit allerhand Sprünge, wie die Ziegenböcke, und die Weibsleute kramten mit Blumen.

Hätt's bald vergessen, Dir zu melden. Ich habe mir seitdem eine Kanone angeschafft, die gar vortreffliche Dienste thut und viel Metall in der Stimme hat. Wenn Du nun Geburtstag, Kindtaufe, oder sonst was zu kanoniren hast, lieber Andres, 's sei, was es wolle, so schreib's mir nur, soll so gut besorgt werden, als wenn's meine eigene Sache wäre.

Um fünf Uhr kamen wir wieder nach Hause, und ward gleich Ordre gegeben, daß die Oper angehen sollte. Sie war von meinem Vetter und führte den Titel: Ahasverus und Mardachai. Es war eigentlich eine Wandoper, die so mit einem Stock an der Wand vorgestellt wird, und erhielt allgemeinen Beifall.

Nach der Oper wurden Bäume gepflanzt, damit die Kinder und Kindeskinder sich dabei dieses Tages erinnerten und sich von den vier Gevattern und der Pistole und der Oper Ahasverus und Mardachai erzählten.

Abend's war wieder Grand Souper von Kartoffeln und Kal-

tenhöfer Bier, und damit war's alle, wirst Du denken. Das dacht' ich auch; aber höre weiter. Es hatte schon den ganzen Tag gemunkelt, daß 'n Feuerwerk abgebrannt werden sollte; nun ward es aber hautement declarirt, und die ganze Gesellschaft begab sich in Procession hinten in meines Vetters Garten, das Feuerwerk anzusehen. Es bestand aus einem Petermännchen von anderthalb Zoll und reußirte ungemein. Weil so 'n Ding gar zu herrlich anzusehen ist, hab ich mir von meinem Vetter das Recept ausgebeten und will's Dir hier communiciren. »Man nimmt zwei Loth Pulver, reibt es klein und thut Brunnenwasser dazu quantum satis, denn wird's 'n Teig, und man formt es entweder kegelförmig, wie 'n Kirchthurm, oder viereckig, wie die Pyramiden in Egypten waren, thut oben darauf einige Körner trocknes Pulver und zündet's an. Du mußt aber alles Pulver, wenn Du noch welches hast, vorher auf die Seite thun, auch Dich überhaupt mit dem Pulver in Acht nehmen, sonst kannst Du Dir die Nase verbrennen. Um 10 Uhr 8 Minuten ging das Feuerwerk an, und währte bis 10 Uhr 8½ Minute. — Du lachst Andres? Hör, das Groß und Viel thut's nicht immer, und ich schwöre Dir, daß der Groß-Sultan, wenn er an seinem Geburtstag ein Feuerwerk von 20,000 Löwenthaler abbrennen läßt, nicht vergnügter sein kann, als wir bei dem Petermännchen von anderthalb Zoll waren. Der Mensch ist Gottlob so gebaut, daß er mit anderthalb Zoll recht glücklich sein kann und wenn das die Leute recht wüßten, so würde 'n großer Theil Ach und Weh weniger in der Welt sein. Da mischen sich gleich Eitelkeit und Stolz ein, und die hemmen allen Genuß, und das ist ein großes Unglück.

Um eilf Uhr gingen wir zu Bett uud schliefen flugs und fröhlich ein. Dein ꝛc. (Claudius.)

6. An Andres.

Neue Erfindung.

Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll Dir hier so warm mitgetheilt werden.

Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Fest ungefeiert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechts einen neuen an sich bringen kann. So haben wir beide, außer den respectiven Geburts- und Namens-Tagen, schon verschiedene andere Festtage an unsern Höfen eingeführt, als das Knospenfest, den Widderschein, den Maimorgen, den Grundzüngel, wenn die ersten Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tische gebracht werden sollen, und so weiter.

Nun ist wohl wahr, daß der Sommer und sonderlich das Frühjahr viel schön sind. Gleich wenn der Winterschnee aufthauet,

und man den bloßen Leib der Erde zum erstenmale wiedersieht, fängt diese Viel-Schönheit an und geht denn immer mit größern Schritten fort, bis Blumen und Blätter aufgeblüht sind, und der Mensch vor dem vollen Frühling steht, wie Gleims Kind vor einem schönen Blumenkorb. Und gewiß lehret uns der Frühling Gott und seine Güte sonderlich; denn, wie Freund Fritz sagt, was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem Herzen kommen. Und so sind die Frühlings- und Sommerfesttage gar sehr am rechten Ort, ich habe Nichts dawider. Es ist mir aber doch immer schon vorgekommen, daß im Herbst und Winter auch was zu machen wäre, nur habe ich die Sache noch nie recht ins Klare bringen können.

Gestern aber, wie das mit der Erfindung ist: man findet sie nicht, sondern sie finden uns, gestern, als ich im Garten gehe und an Nichts weniger denke, schießen mir mit einmal zwei neue Festtage aufs Herz, der Herbstling und der Eiszäpfel, beide gar erfreulich und nützlich zu feiern.

Der Herbstling ist nur kurz und wird mit Bratäpfeln gefeiert. Nämlich: wenn im Herbst der erste Schnee fällt, und darauf muß genau Acht gegeben werden, nimmt man so viel Aepfel, als Kinder und Personen im Hause sind, und noch einige darüber, damit, wenn etwa ein Dritter dazu käme, Keiner an seiner quota gekürzt werde, thut sie in den Ofen, wartet, bis sie gebraten sind, und ißt sie denn.

So simpel das Ding anzusehen ist, so gut nimmt sich's aus, wenns recht gemacht wird. Daß dabei allerlei vernünftige Discurse geführt, auch oft in den Ofen hineingekuckt werden muß ꝛc. versteht sich von selbst.

Und so viel vom Herbstling.

Der Eiszäpfel will nun wieder ganz anders tractirt sein und hat seine ganz besondere Nücken. Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dache sieht, könne er nur gleich anfangen zu feiern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus nicht ohne einen Schnee-Mann gefeiert werden, und dazu muß erst Schnee sein, und Thauwetter kommen, daß der Schnee-Mann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß es wieder frieren, daß Eiszapfen am Dache werden, einer halben Elle lang, nicht länger und nicht kürzer u. s. w. Das sind die Präliminar-Artikel und die conditio sine qua non.

Was sagst Du nun? Gelte, das ist 'n intricates Fest! Es geht auch mancher Winter darüber hin, ohne daß eins zu Stande kommen kann. Wenn nun aber obige Umstände alle eingetreten sind, und sonst kein merkliches Hinderniß im Wege ist, so kannst Du denn zwischen drei und vier Uhr Nachmittags das Fest angehen lassen, das NB. von Anfang bis zu Ende mit trockenem Munde gefeiert wird. Nach vier, wenns dunkel worden ist,

wird eine Laterne in den hohlen Kopf des Schnee-Mannes gethan, daß das Licht durch die Augen und den Mund herausscheint — und dann geht Groß und Klein auf und ab im Zimmer und sieht aus dem Fenster unter den Eiszapfen hin nach dem Schnee-Mann und denkt dabei an einen andern Schnee-Mann, ein Jeder, nach dem ihm der Schnabel gewachsen ist, und das ist der höchste Moment der Feier.

Lebe wohl, lieber Andres, und feiere fleißig alle Festtage und heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht.

den 3. October 1782.

Dein ꝛc.
(Claudius.)

Poetischer Theil.

1. Fabeln und Parabeln.

1. Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt,
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewöhnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sich's selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlassnen Stand

Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach er zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten Alle, die mich sah'n;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein, wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen,
Doch darum ward er nicht gemacht;
Es ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.

* * *

Was wünscht man nicht bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt,
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das Keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und, seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen
Und desto tiefrer Sklaverei.

Gellert.

2. Der Fuchs und der Esel.

»Ein Pferd ist doch ein schönes Thier,
Herr Esel,« sprach der Fuchs;
»Schon steh ich eine Stunde hier,
Betrachtend diese da. O, welch ein Wuchs!
Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen dir noch eben
So zierlich, leicht und schön
Im Klee herum. In meinem Leben
Hab' ich nichts Artiger's geseh'n.
O, bleibe doch ein Weilchen bei mir steh'n!«
»»Warum?«« »Um ihre Sprüng' und Schönheit anzuseh'n.«
»»Das wäre wohl der Mühe werth!
Ich springe dir so gut, als dort das beste Pferd.««
»Ei, welch ein Wunder wäre das?
Du solche Sprünge machen?«
Der Esel sprang.
Der Fuchs warf sich ins Gras
Und wollte sich zu Tode lachen.

Gleim.

3. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den frischgefallenen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdige Ansehn eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Lessing.

4. Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drollichten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. »Aber ist es denn wahr,« fragte ihn einst der Hase, »daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?«

»Allerdings ist es wahr,« antwortete der Löwe; »und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Beispiel, von dem Elephanten gehört haben., daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket.«

»Wahrhaftig?« unterbrach ihn der Hase. »Ja nun begreife ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.«

Lessing.

5. Der Papagei und die Thiere.

Nach sieben durchgeirrten Jahren
Kam einst ein Papagei gesprächig und erfahren
Zurück ins väterliche Land,
Das einst Columb errieth und fand.
Dort eilet er zum ödesten Reviere,
Dem sichern Sitze freier Thiere,
Wohin noch nie der Mensch gekommen war,
Und plaudert und erzählt vom großen Meere
Und von der andern Hemisphäre,
Die er geseh'n, dem Menschen sonderlich,
Dem Gotte, der, wohin er dringet,
Herr der Natur, der andern Thiere sich
Bemeistert, sie zu seinem Dienste zwinget,
Sie gar zu Tausenden verschlinget.

Aufmerksam horcht das stumme Chor.
»Ei!« fängt der Eber an, ich stelle mir ihn vor,
Den Menschen. Ein Geschöpf von solchen Gaben,
Was muß das nicht für einen Hauer haben?«
Der Elephant: » wie lang mag wohl sein Rüssel sein?«
Der Löwe? »stattlich ist gewiß die goldne Mähne?«
Der Bär: »man denke sich die Klauen und die Zähne!«
Der Hirsch: »hat er ein leichtes Bein?«
Der Stier: »sind ihm zwei Hörner angeboren?«
Der Esel: »und wie steht er mit den Ohren?«

v. Nicolai.

6. Der Mops und der Mond.

Es war einmal ein dummer, fetter Mops,
Der ging, wie Möpse thun, auf allen Vieren
Bei hellem Mondschein einst spazieren;
Da kam ein Graben in die Quer, und hops! —
Sprang auch der dumme, fette Mops —
Hinüber, meint ihr? — Nein!
Er sprang zu kurz und fiel hinein
Von wegen seiner schweren Masse.
Und als er endlich der Gefahr,
Da zu ersaufen, ledig war,
So stellt er sich recht mitten auf die Gasse
Und fängt euch da zu schelten an,
Daß man sein eigen Wort davor nicht hören kann.
Es sollte aber dieses Schelten —
Wem meint ihr wohl? dem Monde gelten;
Und der hatt' ihm doch Nichts gethan.
Er schalt ihn aber Bärenhäuter,
Ochs, Esel, Schlingel und so weiter.
Der Mond — nicht wahr, der schalt doch wieder?
O nein! sah lächelnd auf den Hund hernieder
Und fuhr, als ging's ihn gar nicht an,
Lustwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn;
Und wird seitdem, wie männiglich bekannt,
Doch immer Mond, nie Ochs genannt.

Lichtwer.

7. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. »Zu was,« schrien

sie, »taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlasset den unbrauchbaren Steinhaufen!«

Lessing.

8. Die Nachtigall, der Staar und der Stieglitz.

Pfui! rief einst eine Nachtigall
Aus ihrem Käfig, riecht's doch immer
Um uns und in dem ganzen Zimmer
So übel, als in einem Stall.
Wer mag mit so verdorbnen Düften
Um uns die reine Luft vergiften?

»Das macht der Rauch,« versetzt der Staar,
»Von Kräutern, die man Knaster nennet,
Und unser Herr fast täglich brennet;
Den Dampf davon verschluckt er gar
Und rühmt — man sollte fast erschrecken! —
Es pfleg' ihm wunderschön zu schmecken.«

»Was?« rief der Sprosser, »träumest du,
Er labet sich an diesem Kraute?
Wenn er noch Ameiseier kaute
Und äße klein Gewürm dazu,
So möcht' er rühmen, was zu haben,
Das werth ist, Könige zu laben.«

»Vergebt mir,« warf der Staarmatz ein,
»Er würde, wollt' er ja Nichts sparen,
Mit altem Käse besser fahren.« —
»Mit altem Käse? Geh, du Schwein!
Ich rieth ihm, lieber Holz zu essen,
Als ein so ekelhaftes Fressen.«

Ein kluger Stieglitz pfiff sie aus
Und sprach: »Ihr Herrn! ihr irret beide
Mit eurer schlechten Schnabelweide;
Ich weiß wohl einen bessern Schmaus.
Er sollte Distelköpfe kosten.
Das ist ein Essen für Staroften.«

Wenn du jedwedem Urtheil trauen
Und dich nach Allen richten willt,
Was diesem schmeckt, und jener schilt,
So mußt du endlich Disteln kauen.

Lichtwer.

9. Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. »Ich bin freilich ein Sünder,« sagte er; »aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte erwürgen können, und ich that ihm Nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.«

»Und das Alles kann ich dir bezeugen,« fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, in's Wort. »Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich aus dem Schlunde zog.

Lessing.

10. Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

»Undankbares Vieh!« rief endlich der Eichbaum herab. »Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen Blick auf mich in die Höhe zu richten.«

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: »Meine dankbaren Blicke sollten nicht ausbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen.«

Lessing.

11. Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

Ach, was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei, fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du?

Pfeffel.

12. Der Specht und die Taube.

Der Specht und die Taube flogen eben von einem Besuche zurück, den sie bei dem Pfauen gemacht hatten.

»Nun, wie hat dir heute der Pfau gefallen?« fragte der Specht. »War er dir nicht auch recht widrig? Und wie stolz ist er! Ich möchte nur wissen, worauf er sich so viel einbildet! doch wohl nicht gar auf seine Füße? — Hast du nicht bemerkt, wie unförmlich diese sind? Aber auf seine Stimme kann er sich auch nichts zu Gute thun. Etwas Häßlicheres und Unerträglicheres ist mir noch gar nicht vorgekommen. Habe ich nicht Recht?«

Die Taube aber antwortete ganz unbefangen: »Ich gestehe, ich habe auf dieses Alles nicht Acht gegeben; denn ich mußte immer seinen schönen Kopf, die Schönheit seiner Federn und seinen majestätischen Schweif bewundern.«

So sieht ein edler Mensch an seinem Nächsten immer nur das Gute und vergißt darüber gern kleine menschliche Gebrechen.

Aus A. L. Grimm's Fabelbibliothek.

13. Die Rehe.

»Mein Kind, du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne;
Ersieht er dich, so bist du kalt;« —
So sagt' ein Reh zu seinem Sohne.

»Wohl,« sprach der Rehbock, »saget mir,
Was ist der Tiger für ein Thier?« —
»O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt; sein blitzend Angesicht
Verräth den Mörder gleich; sein Rachen raucht von Blute.
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe.«

»Gut,« unterbrach der Sohn, »nun kenn' ich diesen Herrn.
Er ging hinweg; sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruh'te.
Der Rehbock stutzte zwar; doch er erholte sich
Und sprach: »Das ist er nicht; der Tiger raucht von Blute
Und sieht abscheulich fürchterlich.
Hingegen dieses Thier ist schön, geputzt und freundlich,
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.
O, solchen Tigern geh' ich nach!«
Hub er mit Kühnheit an zu schreien;
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier d'rauf das Genicke brach.

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend
Und vor dem süßen Gift, das in den Lastern steckt;
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Lichtwer.

14. Die Zugvögel.

Ein wohlgemästeter Enterich, welcher neben dem Schlosse eines Landedelmannes auf seinem Teiche voll Selbstgenügsamkeit hin und her schwamm, sah einen Haufen wilder Enten, die zu ihrem herbstlichen Abzuge sich bereiteten.

»Wohin?« fragte der Enterich. — »»In ein wärmeres Land!«« gab eine der jüngern Enten zur Antwort.

»Bist du schon da gewesen?«

»»Ich selbst noch nicht; aber die Alten waren da, und ich glaube ihnen; denn ich fühle Etwas in mir, das mich forttreibt. Mir ahnet, daß ich finden werde, was ich suche.««

»Man höret wohl, daß ihr an das Herumschwärmen gewöhnt seid!« erwiederte der zahme Enterich. »Euer wildes Geschwätz sieht euch ähnlich. — Fühlen! Ahnen! — Bin ich nicht Ente so gut als du? müßte ich nicht eben dasselbe fühlen?«

»»Du würdest es fühlen,«« versetzte eine der versammelten Schaar, »»wenn du im Freien ausgebrütet wärest, im Freien erzogen, wie wir. Hättest du dich so genähret, von jeder Luft dich anwehen lassen, auf dich selber geachtet und nicht verlernt, zu fliegen und Regen und Sonnenschein zu wittern — —««

Indem lockte man im Schloßhofe zum Futter. Der Enterich eilte dahin, und die muthige Schaar der übrigen hob sich mit Lustgeschrei in die Höhe.

J. G. Jakobi.

15. Das Auge der Mutter.

Ein weiser Forscher der Natur,
Der, aufmerksam auf ihre kleinste Spur,
Sie stets beschlich, durch kein System verkehrte
Und nur durch manchen Fund der Lehre Schatz vermehrte,
Nun, dieser stille Forscher ging,
Als über der bethauten Erde
Des Himmels Blau, gestört durch keine Wolke, hing,
Einst vor sein Haus und sah, wie mit der kleinen Heerde
Die Henne den nicht wohl verzäunten Hof verließ
Und ihr des Ackers Furchen wies.
Wie kakelte die Brut, wie pickte sie voll Freude,

Und wie enthaltsam stand die wache Mutter da!
Die bald die kleine Schaar, noch kaum bedeckt mit Seide,
Und bald mit schiefem Hals den Horizont besah.
Der Weise stand, betrachtend ihr zur Seite,
Als plötzlich sie durch einen scharfen Schrei
Die Jungen rief. Sie purzelten herbei
Und krochen unter sie. Was war es, das sie scheute?
So sprach der Philosoph. Das ganze Feld umher,
Der Himmel ist von Feinden leer.
Mit einem Glase waffnet er
Das Auge. Tief in der azurnen Höhe
Schwimmt nur ein schwarzer Punkt, den ich undeutlich sehe.
Jetzt naht er sich. Er wächst. Sind das nicht Flügel? Ja!
Er stürzt herab. Der Falk ist da.
Wie scharf doch, ohne Glas, der Mutter Auge sah!

v. Nicolai.

16. Der Adler und die Lerche.

Ein Alpen-Adler traf auf seiner Sonnen-Bahn
Die kleine Lerche schwebend an
Und hörte sie
Die schönste Melodie
Dem stillen Himmel singen.
Die ausgebreiteten und Eil gewohnten Schwingen
Verweilten sich, langsamer ward der Flug,
Und still die Luft, die ihren König trug.

»Sitz auf!« spricht er, »du Sängerin, ich werde
Dich in den Himmel tragen,
Mein Fittich sei dein Wagen!«

»Nein«, sagte sie, »ich singe
Dem Schöpfer aller Dinge
Hienieden an der Erde;
Nach einer höhern Sphäre
Flieg du, zu seiner Ehre!«

Gleim.

---

17. Die Nacht und der Morgen.

Nicht lange nach Mitternacht rief Allmed, der weise Lehrer, seinen Jünger, Sadi, von seinem Lager und sprach: »Mache dich auf, wir wollen über Feld gehen vor der Hitze des Tages zu dem Hause deines Vaters.« — Da sprang Sadi freudig von

seinem Lager, nahm sein Gewand und folgte dem Lehrer seiner Jugend. »Ach, welche Nacht!« sagte der Jüngling, als sie hinaustraten ins Freie; Allmed aber antwortete: »Wir wollen ihre Herrlichkeit schauen auf Tabor.« Da wandelten sie rüstig das Gebirg hinan und gelangten auf die Höhe und lagerten daselbst.

Es war aber eine große Stille, und die Gestalt des Himmels war ganz klar, wie ein schöner Saphir, und die Sterne standen wie ein großes Heer und funkelten, und das Meer glänzte von ferne.

Sadi aber erhob sich von seinem Sitze und wandte seine Augen gen Himmel und auf das Meer und verstummte. Und Allmed that seinen Mund auf und redete dann und wann in heiligen Sprüchen: »Hebe deine Augen auf und siehe, wer alle diese Dinge gemacht hat.« — »Er zählet die Sterne und nennt sie alle mit Namen.« — »Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regieret.« — »Du Herr bist es allein, du hast gemacht den Himmel und aller Himmel Himmel, die Erde, und was darauf ist, das Meer, und was darinnen ist — du machest Alles lebendig, und das himmlische Heer betet dich an.« — »Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!« — »Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du ihn so achtest. Wie Nichts, wie so gar Nichts sind doch alle Menschen!« —

Da der Lehrer also redete in der Stille der Nacht, zitterte Sadi und verhüllte sein Haupt, denn es war ihn eine Furcht angekommen.

Da rief Allmed: »Schaue, der Tag beginnt!« und siehe, es war die Zeit der Dämmerung, und die Morgenröthe breitete ihre Flügel über die Enden der Erde, und das Meer erschien in seinen Ufern röthlich, also auch die Bäume und das Gebirge, und das Gewölk am Himmel gegen Morgen glänzte wie Purpur und Rubinen. Alsdann kam die Sonne und ging auf; die Berge rauchten, und das Meer glühete wie fließend Gold, und nun ertönten die Stimmen der Vögel rings umher, und die Thiere des Feldes regeten sich, und die Menschen wandelten zwischen den Kornähren und in Gärten und Weinbergen. Die Morgensonne aber umstrahlte Sadi und seines Lehrers Antlitz.

Da schauete Sadi voll Freude das Angesicht seines Lehrers; Allmed aber that seinen Mund auf und sprach: »Sieh, Sadi, so groß als seine Allmacht, ist auch seine Liebe.«

Da fiel Sadi seinem Lehrer an die Brust und weinte vor Freude. Allmed aber breitete seine Arme über ihn aus und segnete den Jüngling.

Darauf nahmen sie ihre Stäbe und wandelten zur Heimath Sadi's, und Sadi war freundlich und stille den ganzen Tag, und seine Eltern freuten sich ihres Sohnes und sprachen unter-

einander: Wie sollen wir Allmed vergelten, was er an unserm Kinde thut?

Sie wußten aber nicht, was sich auf dem Berge begeben hatte. Krummacher.

18. Der Geist der Schöpfung.

Auch ich war Pilgrim in der Wüstenei,
Und matt vom Wege, sprach ich: »Herr der Welt!
Ein Blick von dir verjüngt die Schöpfung. — Sieh',
Die Sonne brennt auf mich; im Sande glüht
Mein nackter Fuß, und meine Zunge lechzt.
Ich wanke. Herr mein Licht erlischt!«

Da sah
Ich vor mir einen schmalen Rasen, rings
Umflochten von Gebüsch. Ein Palmbaum stand
An einer Quelle, und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüthen manche schöne Frucht.

Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott
Und legte mich zur Ruhe nieder. Sanft
Umhüllete der Schlaf mein Auge, bis
Ein Wundertraum mich schnell erweckete.

Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach:
»Steh' auf, o Mensch! Du hast genug geruht
Auf diesem Beet von zehen tausend Pflanzen
Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.
Die Hindin dort will auch verschmachten. Scheu
Erwartet sie, daß du aufstehest.« — Auf
Sprang ich und sah die Hindin mir zu Füßen,
Die Mutter war. Sie blickte froh mich an
Und sprang zu ihrer Weide.

»Guter Gott,
Rief ich, der du für Alles sorgest! Wenn
Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst du auch
Des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab
Nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte.«
Herder.

19. Adam und der Seraph.

Eines Abends ruhete Adam an einem Hügel unter einem Baume im Garten Eden, und sein Antlitz war aufwärts gerichtet und schauete gen Himmel. Da trat ein Seraph zu ihm und sprach: »Warum blickest du so sehnsüchtig gen Himmel?

Was fehlet dir, Adam?« — »Was sollte mir fehlen, antwortete der Vater des Menschengeschlechts, hier in diesen Wohnungen des Friedens? Aber mein Auge schauet zu den Sternen, die droben glänzen. Da wünscht' ich mir die Flügel des Adlers, zu ihnen empor zu schweben und die strahlenden Gestalten in der Nähe zu schauen.« —

»Diese Flügel hast du,« antwortete der Seraph; und er berührte Adam, und Adam sank in Schlummer und träumte. Und es däuchte dem Träumenden, als ob er aufschwebte gen Himmel.

Darnach als er erwachte, blickt' er umher und wunderte sich, daß er unter dem Baum am Hügel ruhete. Der Seraph aber stand vor ihm und sprach: »Was sinnest du, Adam?« — Adam antwortete und sprach: »Siehe, ich war oben an des Himmels Gewölbe und wandelte zwischen den Sternen und schwebte um Orion, das Siebengestirn und die Glucken; strahlende Welten und herrlich, wie die Sonne, rauschten vor mir vorüber — die weiße Straße, die du dort oben siehest, ist ein Lichtmeer voll glänzender Welten, und über diesem Lichtmeer ist ein anderes und wieder ein anderes. Und auf diesen strahlenden Welten wohnen Wesen, wie ich, und beten zu dem Herrn und preisen seinen Namen . . . Seraph, hast du mich geführt?«

»Dieser Baum,« antwortete der Seraph, »hat dich umschattet, und auf diesem Hügel hat dein Leib geruht. Aber, siehe Adam, in dir wohnet ein Seraph, der die Reihen der Welten zu durchschweben vermag und, je höher er steigt, desto tiefer anbetet vor Jehovah. Sohn des Staubes, ehre und bewache diesen Seraph, daß nicht die Luft seinen Flug lähme und ihn an die Erde fessele.«

Der Seraph sprach's und verschwand.

Krummacher.

20. Die Reise nach Babylon.

Kaum schimmerten die ersten Strahlen des Tages, als ich mich auf meinen Esel setzte und den Pfad einschlug, der auf die große Straße nach Babylon führet. »O, wie gern, rief ich aus, wie vergnügt und heiter irren meine Blicke auf diesen neuen Hügeln umher! Wie viel Blumen auf diesen Wiesen! mit welchen stärkenden, süßen Gerüchen durchströmen sie die Lüfte! Ein Lustgang, von Bäumen umgränzt, ist mein Weg, in deren Schatten mein Esel und ich ruhen können, wenn es uns gefällt. Wie glänzend ist der Himmel! wie lieblich der Tag! wie rein die Luft, die ich athme! Der Eile bedarf es auch nicht, denn mit meinem guten Lastthier komme ich noch zu guter Stunde des Tages in Babylon an.«

So sprach ich und war trunken vor Freuden; ich sah mei-

nen Esel mit Wohlgefallen an und streichelte ihn mit meiner Hand, als ich plötzlich ein Geräusch hinter mir hörte, und da ich meinen Blick wandte, sah ich auf schönen Kamelen einen Trupp Männer und Weiber heranziehen. Sie blickten mit ernsthaften und verachtenden Mienen umher; alle waren mit langen purpurnen Röcken bekleidet, mit Gürteln von Gold geschmückt und mit Edelgesteinen besäet. In wenig Augenblicken hatten ihre Kamele mich eingeholt, und in der Nähe ward ich durch ihren Glanz noch mehr geblendet. Wie klein kam ich mir jetzt auf meinem Esel vor! wie ich mich auch empor richtete, dennoch erschien ich nicht größer. Kaum reichte mein Haupt an die Sohlen ihrer Füße; mein Stolz fühlte sich beleidigt, und dennoch wollte ich ihnen nachfolgen.

Mit verachtender Ungeduld trieb ich meinen Esel an; ich wünschte, daß er sich auf einmal zur Höhe des größten Kamels erhöbe, und seine beiden langen Ohren weit über ihre Häupter vorstreckte. Ich trieb, ich spornte; er eilte auch, was er eilen konnte; aber kaum sechs seiner Schritte legten so viel Weges zurück, als ein Schritt des Kamels. Ich verlor sie aus dem Gesicht und gab zugleich alle Hoffnung auf, sie zu erreichen. »Welch ein Unterschied, rief ich aus, zwischen ihrem Schicksal und dem meinigen! warum sind sie nicht an meinem Platz; warum bin ich nicht an dem ihrigen? Ich Elender reise allein, auf dem schlechtesten und elendesten der Thiere; sie hingegen traben stolz daher und schämen sich sogar meines Gefolges.«

Unter diesen Betrachtungen sank mein Zügel; mein Esel nahm bald wahr, daß ich ihn nicht mehr trieb. Er ging langsam und langsamer fort; endlich bog er ab von dem Wege; die Wiese lockte ihn; er stand still, ließ seinen Kopf sinken und fraß. Das schöne Gras war ihm süß; es schien ihm auch zur Ruhe einzuladen; er legte sich, und ich fiel. Ich fiel und erwachte aus meinem Traum, voll Zorns über meinen lästigen Gefährten, als eben ein neues Geräusch von tausend Stimmen mein Ohr erfüllte. Ich öffnete meine Augen und erblickte einen weit zahlreicheren Trupp, als der erste war. Ihre Saumthiere waren so bescheiden als das meinige; ihre langen leinenen Röcke beschämten den meinigen nicht; vertraulich besprachen sie sich unter einander, und ich nahm mir ein Herz, den Nächsten bei mir anzureden. »Wie sehr ihr auch eilt, sagte ich zu ihm, so werdet ihr auf euren Thieren jene nie erreichen, die auf ihren stolzen Kamelen euch so weit zuvor sind.« »Davor werden wir uns wohl hüten,« antwortete er. »Die Unsinnigen setzen ihr Leben in Gefahr, und wozu? damit sie einige Augenblicke eher anlangen, als wir. Wir gehen alle nach Babylon. Eine Stunde eher, eine Stunde später, in einem leinenen oder in einem Purpurrock, auf einem Esel oder auf einem Kamel, was liegt daran, wenn man angelangt ist? und selbst auf der Reise, was liegt

daran, wenn man sich zu ergötzen weiß? Ihr zum Beispiel, wie stünd' es um euch, wenn ihr bei eurem jetzigen Fall ein Kamel gehabt hättet?« — Ich schämte mich und antwortete Nichts, sah aber hinter mich und erstaunte. Männer, Weiber und Kinder folgten uns als Fußgänger, und noch dazu waren ihre Rücken mit Lasten beschwert. Indessen sangen die Einen, die Andern hüpften auf dem weichen Grase: »Wir gehen alle nach Babylon,« riefen sie fröhlich, und die Kinder lalleten nach, was die Alten sprachen. »Sie gehen alle nach Babylon,« sprach ich, »und sind fröhlich unter ihrer Bürde; und ich, ich wäre betrübt?« Vergnügt setzte ich mich auf mein Thier und ritt meinem Tröster zur Seite. Ich unterredete mich mit ihm und fühlte mich wie Einer, dem eine Bürde von seinen Schultern genommen, oder ein Stein von seiner Brust gewälzt ist.

So zogen wir fort, und ehe wir noch anlangten, trafen wir den größten Theil jener Reisenden unvermuthet und in einem schlechten Zustand wieder. Ihre Kamele hatten sie abgeworfen; ihre langen Purpurröcke, ihre Gürtel, mit Gold und Edelgesteinen besäet, waren mit Koth bedeckt. — Damals, ihr Mächtigen der Erde, damals lernte ich die Kleinheit der menschlichen Größe kennen und ward zwar nicht gleichgültig, aber doch sehr getröstet über der Menschen verschiedenes Schicksal. »Wir kommen alle nach Babylon,« sprach ich, »und der Fußgänger langt oft fröhlicher und glücklicher daselbst an, als der stolze Reiter.« Indessen ist's angenehm, eine gute Reisegesellschaft, und gemächlich, ein treues Lastthier zu haben, das uns selbst und unsern kleinen Vorrath bis zur gemeinen Herberge trage.«

Palmblätter.

21. Das Gebet.

Ein Eremit am Libanon,
Den man als einen Heil'gen ehrte,
Und welchen Gott zum öftern schon
Durch himmlische Gesichte lehrte,
Lag flehend einst vor seinem Thron.
Da nahte sich in stiller Feier
Eloah, Fürst der Seraphim,
Berührt sein Aug' und spricht zu ihm:
»Sieh jenes Weib im Nonnenschleier
Und schwarzem, härnem Bußtalar;
Sie kniet am ernsten Sühnaltar,
Und ein Gebet der Isaiden
Strömt über ihre Lippen hin!
Und hier, wie sehr von ihr verschieden
Ist diese junge Städterin!
Die Freude lacht aus ihren Mienen,
Und mit erhitzter Emsigkeit
Wirkt sie ein buntes Feierkleid.
Sprich, welche betet unter ihnen?«
»Die am Altar,« erwiedert er
Und fällt auf's Antlitz und erröthet.
»Du irrst, sie sagt Gebete her,«
Versetzt der Geist, »und diese betet.«
»Sie?« rief der Klausner; »ihre Hand
Wirkt ja mit ärgerlichem Fleiße
Ein Kleid« . . . . »für eine arme Waise,«
Sprach Gottes Herold und verschwand.

Pfeffel.

22. Die Blumenlese.

Die zarte, unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte gewann, redete sie von den Blumen und fragte, ob sie auch schön blüheten, wie das vorige Jahr? Denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinaus gehen, sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen und sagte heimlich zur Mutter: »Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! Und so ging er hinaus in das Gefilde zum erstenmal. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt däucht' es ihm, als sei der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen.

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber ging und sang und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte, wie ein Börnlein, das aus Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereiht. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen und lagerte sich auf weichem Moos im Glanz des Frühlings und tausendfältiger Blüthen und horchte dem Wechselgesang der Nachtigallen.

Aber er hatte sich müde gefreuet. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigall schläferten ihn ein.

So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens. —

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe da erhub sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf; Blitze leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauf'te der Wind in den Aesten der Eiche; da erschrak der Knabe und erwachte. Rings umher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt; kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen

folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge. —

Sohn der Freude, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eichen. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. — Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen Ueberhand, und der Donner rollte schrecklicher; das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben und zerstreuete alle seine sorgsam gesammelten Blumen über das Feld hin.

Da entstellte sich seine Geberde, und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreicht' er endlich die Wohnung seiner Eltern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt ward, oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter, und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe herrscht' im Thal und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefild' entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuet und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme versüßen die Luft; aus dunklem Gewölk steigt des Himmels Segen hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich erzeuge.

Bald lockte der heitere Himmel den verscheuchten Knaben von neuem in das Gefild. Beschämt über seinen Unmuth ging er in der Stille zurück, sein hinweggeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neu belebt. Der Hauch der kühleren Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, Alles schien nach dem Gewitter und erquickenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtsein seines thörichten und ungerechten Unmuths machte seine Freude sanfter und bescheidener. —

Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wech-

fels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihres irdischen Wesens.

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an und löfete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blüthen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und auf den Blättern perlten Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heim wandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

»Nicht wahr,« sagte die Mutter, »die Freuden, die wir Andern bereiten, sind doch die schönsten!«

Krummacher.

23. Werny.

Werny, der sechzehnjährige Sohn eines blinden Greises, ging an einem hellen Frühlingsmorgen in die blühenden Gärten des reichen Nachbarn.

Glanz und Freude lachte rings umher, und Alles blühte in freier, üppiger Schönheit. Er aber ging still und traurig durch die Laubgänge des Gartens, denn seine Seele war voll tiefen Kummers. — Er dachte den Reizen einer freien, glücklichen Jugend nach, und sein Herz fühlte sich zum erstenmale beklommen und bewegt.

Ein heißer Durst nach höherem Wissen schwellte sein Herz, und seine Fähigkeiten verlangten nach Entwickelung; — aber heilige Pflichten fesselten den weiter strebenden Geist, denn er konnte den hülflosen Vater nicht verlassen und mußte die Sehnsucht bekämpfen, die ihn hinaus rief aus der heimathlichen Stille in die reiche herrliche Welt.

Sinnend schritt er daher und seufzte tief; seine bekümmerte Seele zeigte ihm in der Zukunft die traurigsten Bilder. — Er sah sich im Kreise der Menschen zurückgesetzt, verachtet als unnützes Mitglied der Welt, denn er wußte in seiner Bescheidenheit nicht, daß die Liebe, die er im Stillen übte, höher stand, als alles Wissen der Erde. So kam er zu dem tiefern Theile des Gartens. Dichter verschlangen sich die Pfade, schattige Bäume

säuselten Kühlung herab. — An einem Rasensitz stand er still. Ein Springquell trieb seine Krystallwellen dicht vor ihm mit lustigem Sprudeln empor, und seitwärts grünte ein Rosenbusch, der war nahe an den Rasensitz gepflanzt, daß seine Zweige sich darüber hinwölbten, gleich einer Laube.

Und der Knabe ließ sich auf der Rasenbank nieder, denn das Plätzchen war kühl und angenehm und einladend zum Nachdenken. Seine Blicke fielen auf den Rosenstrauch, dessen Knospen noch klein und unansehnlich waren, indeß sich die Rosen des Gartens überall entfaltet hatten, denn die Zeit des Blühens war längst gekommen, und er betrachtete ihn schweigend, und es verwunderte ihn dessen sehr.

Da trat der Gärtner hinter dem Gebüsch hervor und nahete sich dem sinnenden Knaben.

»Du scheinst dem geheimen Wirken der Natur zu lauschen,« begann der freundliche Mann, »was sinnest du in stiller Betrachtung?«

»Ich traure über den Rosenstrauch,« erwiederte Werny; »denn er steht im Schatten und entbehrt gänzlich des erquickenden Lichtes, daher wird sich auch keine seiner Blüthen entfalten! Wie kam er doch in diesen einsamen Hain, getrennt von den blühenden Schwestern?«

»Ich hab' ihn hierher verpflanzt,« begann der Gärtner, »denn Leander, der Herr dieses Gartens, liebt vor allen diesen stillen Platz. Bald wird der Rosenstock Blüthen treiben, dann wird Leander mir danken, und diese Rosen werden ihm lieber sein, als der prangende Blüthenflor der Gärten weit umher!«

Aber der Knabe sprach traurig: »Siehe mich dauert des Stocks! seine Kraft ist gestört, und er wird nimmer gedeihen gleich den übrigen.«

Da lächelte der Gärtner und sprach: »Laß ihn der Bläthen auch weniger treiben! er wird dennoch erfreuen vor allen, denn er schmückte die Stunden des Einsamen mit Duft und Glanz und blühete für ein dankbares Herz, indeß jene auf den Höhen des Gartens im Strahle der Sonne erbleichen. Verpflanz' ich aber den Stock dereinst auf eine hellere Stelle, so wird er mir lohnen mit dreifacher Pracht, denn er sammelt in dem Schatten des Haines Fülle und Kraft, um sie dereinst in reichem Segen zu entfalten.«

Der Gärtner schwieg; der Knabe aber brach sich schweigend ein Rosenblatt und nahm es mit sich nach Hause.

Sein Blick aber war heiter, als er den Garten verließ; heiliger schien ihm jetzt sein stiller Beruf, und er nahete der väterlichen Hütte mit freudiger Eil. Ja, du forderst von Jedem nur nach seiner Kraft! sprach er, getröstet zum Himmel empor blikkend, und wirst nicht zürnen, wenn ich auch zurück bleibe vor den Jünglingen allen! auch die stille That der Liebe gilt vor

dir, und du schreibst sie in dein Buch und läßt aus ihrem Schooße hervorgehn den Segen und den himmlischen Frieden!

Agnes Franz.

24. Des Knaben Traum.

Der schwüle Tag war heimgegangen, und mit ihm sein buntes, regsames Leben; die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Haines wurde es still und stiller.

Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor sich und klagte aus tief bekümmertem Herzen: »Wohin soll ich mich wenden, ich armer, verwais'ter Knabe! Bin ich denn so ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann, das sich meiner annehme, und kein Auge, das freundlich und sorgend auf mich blicke! Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich ins Grab gesunken, dann dürfte ich nicht mehr so einsam wandern den ganzen langen Tag und von Thür zu Thür irren wegen der spärlichen Brosamen. — Ach, ich bin doch ein sehr verlassenes Kind! Keiner wird fortan meiner sorgend gedenken!«

Hierauf setzte er sich betrübten Sinnes unter einen Baum nieder, denn seine Füße waren wund von dem heißen Sande, und sein mattes Haupt sank erschöpft auf einen moosigen Stein, der ihm zur Seite lag.

Da ward ihm auf einmal recht seltsam zu Sinn. Die dämmernde Flur schien sich um ihn her in immer engerm Kreise zusammen zu ziehen, und er sah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel. Dabei zogen unendlich liebe Bilder an ihm vorüber, und ihn wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter weichem Arm, ein stilles glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Lieben.

Leis flüsterte es im Gebüsche, und es wehte wie leichter Flügelschlag um die nahen Blumen. Da legte sich eine weiche Hand auf seine Augen, und ihm ward, als höbe sich ein Schleier nach dem andern vor ihm empor.

Da ging es vor ihm auf wie morgenrother Tag; tausend helle, leuchtende Gestalten zogen durch die Wolken und durch die Blumen der Erde. — Alle waren leicht beschwingt und regten sich in holder Geschäftigkeit. Aus dem strahlenden Himmelsthor schritt es wie ein leuchtender Triumphzug; aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, sahe er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuschauen, die streueten Rosen um den Himmel und schöpften aus der Wolken duftigen Brunnen den stärkenden Thau und träufelten ihn herab auf die Fluren.

Und wie tausend Hände sich bewegten, den Himmel zu schmücken, so begann das geschäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern.

Jede Blume hatte ihren Engel; die hohe Lilie sah vertrau-

end zu ihrem Schutzgeist empor, der seine Hand über ihre zarten Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Rose erblühete unter freundlichem Schutz.

Selbst das allerkleinste Blümchen stand unter liebender wartender Hand; das Veilchen bekam seinen Thautropfen, und die Erdbeere wurde mit Ambrosia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch, hier durfte es sich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe sahe nun auch nahe bei sich im Gebüsch einen Engel, der trat leise zu den schlummernden Vöglein und streuete Futter in ihre Nester, ging dann geschäftig zu dem zarten Schmetterling, der seine Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn sorgsam auf ein weiches Rosenblatt, wo stärkender Thau ihn erquickte. —

Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor und hob sich behutsam von einer Knospe zur andern.

Ueberall waltete und webte die sorgfältigste Liebe, und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend.

Und der Knabe hob seinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten seine Augen einem unbeschreiblich milden Angesicht, das sich über ihn hinneigte und lächelnd sprach:

»Wie konntest du dich doch verlassen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin und als dein schützender Engel von Anbeginn um dich gewacht habe? Steht nicht Alles unter dem Schutz der Liebe? wie kannst du doch klagen und weinen, als wärest du allein verlassen? Siehe doch die Lilien auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel? Wer sorgt denn für sie, wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie sollte denn der Mensch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube nur und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ocean, was da lebt und webt, ist gezählt und aufgeschrieben in dem Buche des Lebens! Lege darum dein Haupt vertrauend an meine Brust! ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!«

»Ich glaube an dich, o du holder freundlicher Engel!« rief der Knabe und hob seine Arme zu dem himmlischen Freund empor; aber da fiel der Schleier wieder über seine Augen immer dichter und dichter, und er sahe nicht mehr die schönen Gestalten in den Blumenreichen und die belebten Wolkenbilder; aber in sein Herz war ein schöner Glaube gekommen, der stand wie ein sanfter Mond über seiner Nacht, daß ihm nicht graute vor der finstern Verschleierung.

Schon war die Sonne empor gestiegen, da erwachte der Knabe aus seinem wonnigen Schlummer; langsam hob er den Blick dem jungen Lichte entgegen; es war nicht die schöne blumenreiche Aue, die er im Traume erblickte, vor ihm lag die bekannte Flur.

Kein Engel war mehr zu sehen; aber statt dessen gewahrte er einen alten ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm stand und ihn schweigend betrachtete. —

»Willst du mit mir gehen?« fragte er ihn mit milden Blicken?

»Vater!« rief der Knabe unwillkührlich und breitete ihm die Arme entgegen.

»Ja, ich will dein Vater sein, wenn du verlassen bist!« entgegnete freundlich der Alte, folge mir zu meiner Hütte! —

Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand und schritt mit ihm hinab in das Thal; aber im Herzen gedachte er des Traumes, und der Glaube an eine ewige waltende Liebe schlug feste Wurzel in seiner Seele, daß er krank wurde an freudiger Hoffnung, und jeder bange Zweifel sich löf'te in tiefes inniges Gottvertrauen.

Agnes Franz.

---

2. Balladen.

1. Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
»Halloh, halloh zu Fuß und Roß!« —
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn,
Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch quer über'n Kreuzweg ging's,
Mit Horridoh und Hussasa.
Sieh da! sieh da kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug', wie Ungewitter.

»Willkommen hier, zu rechter Frist,
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt.« —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

»Schlecht stimmet deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten, sanften Muthes,
Zur Feierglock' und Chorgesang;
Kehr' um! erjagst dir heut' nichts Gutes.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!« —

»Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!
Fiel rasch der linke Ritter drein.
Was Glockenklang? was Chorgeplärr?
Die Jagdlust muß euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren
Und euch von Jenem nicht bethören!« —

»Ha! wohl gesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher' an's Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!« —

Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf in's Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt Einer todt dahin vom Troß.
»Laß stürzen! laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.«

Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
»Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauren Schweiß des Armen.«

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

»Hinweg, du Hund,« schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
»Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich. —
Halloh, Gesellen, drauf und dran;
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitsche um die Ohren.«

Gesagt gethan! der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,

Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

»Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier graf't
So mancher armen Wittwe Kuh;
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!«

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch daß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

»Verwegner Hund, der du mir wehrst?
Ha daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wär'st,
Und jede Bettel noch dazu!
So sollt' es daß mein Herz ergötzen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen.«

»Halloh, Gesellen, drauf und dran:
Jo! Doho! Hussasasa!« —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall
Mit Horridoh und Hussasa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

»Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächz't die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letztenmale laß dich warnen,

Sonst wird Verderben dich umgarnen!«

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen,
Läßt er vom Linken sich umgarnen!

»Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen.

Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn,
»Halloh, Gesellen, drauf und dran!«
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß nnd Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor- noch rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her
Und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

»Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!« —

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub;
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter sauf't,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen!
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Gluth;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehen,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehen,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Bürger.

2. Belsazar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.
Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß;
Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl;
Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein;
Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht'; —
So klang es dem störrigen Könige recht.
Des Königs Wangen leuchten wie Gluth;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.
Und blindlings reißt der Muth ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort',
Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschaar ihm Beifall brüllt.
Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.
Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.
Und der König ergriff mit Frevler-Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand,
Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:
»Jehova! dir künd' ich auf ewig Hohn! —
Ich bin der König von Babylon!«
Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.
Und sieh und sieh, an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand
Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.
Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und todtenblaß.
Die Knechteschaar saß kalt durchgraut
Und saß gar still und gab keinen Laut.
Die Magier kamen, doch Keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.
Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

H. Heine.

3. Al Kaher.

Wen sieht man durch die Straßen gehen,
In ein zerriss'nes Kleid gehüllt?
Bald am Palast, bald vor Moscheen
Steht bettelnd das Entsetzensbild.

Es stützt und führt ein blasser Knabe
Den Blinden, wo er geht und weilt;
Der heischet eine milde Gabe
Von Jedem, der vorübereilt:

»O schenkt doch Kaher, dem Kaliphen,
Ein kleines Stück von schlechtem Brod!
Seht meiner Augen leere Tiefen,
Erbarmt euch mein und meiner Noth!«

»So Manchen schwang ich einst nach oben
Aus Armuth und aus Niedrigkeit; —
Ihr, die ich einst hinangehoben,
Uebt jetzt an mir Barmherzigkeit!«

Doch Niemand reicht dem Bettler Speise,
Ein Jeder fliehet bang' und scheu;
Noch einmal spricht er seine Weise,
Doch Jeder eilt ihm kalt vorbei.

Da naht ein Mann, er sieht den Alten,
Er ruft und bleibt verwundert stehn:
»Des Schicksals hochgerechtes Walten,
Hier kannst du's, edles Bagdad, sehn!«

»Ist das Al Kaher, der Verruchte,
Der einst so frech die Unschuld schlug,
Der Wüthrich dieses, der Verfluchte,
Der allhin Schmerz und Jammer trug?!«

»Wie viel der Bettler gehn im Lande,
Von diesem Ungethüm gestürzt!
Wie Vielen haben seine Bande
Des Lebens kurze Zeit gekürzt!«

»Hier seht den übermüth'gen Sünder,
Der tausend Gräber angefüllt!
Hier seht die Rache, Bagdads Kinder,
In dieses Bettlers Jammerbild!«

Ergrimmend hört der Greis ihn enden,
Er jammert nicht, er zittert nicht;
Doch mit den halbgeschwund'nen Händen
Zerschlägt er sich das Angesicht.

Dann ruft er eilig seinen Knaben:
»Aus diesen Mauern führ' mich fort,
Hin, wo die Wohnung ist der Raben,
Wo jede Pflanz' im Grunde dorrt?«

»Kennst du die Steppe, kahl und eben,
Dort drüben über Berg und Hain?
Dort will ich mit den Raben leben,
Mein Leid soll ihr Vermächtniß sein.«

Der Knabe führt ihn aus den Mauern,
Die Steppe nimmt die Müden auf;
Da ist ringsum schon Nacht und Schauern,
Und gelb steigt schon der Mond herauf.

Al Kaher steht gebückt am Stabe;
Der Knabe ruht im feuchten Moor;
Da springt mit einemmal der Knabe
Erschreckt von seinem Sitz empor.

»Herr, Menschen kommen dort gegangen,
Sie schreiten g'rad' auf uns einher;
Sie haben blasse, blasse Wangen,
Es sind Lebend'ge nimmermehr!«

»Ihr Kleid von Moder fliegt in Lüften,
Ihr fleischlos Haupt nickt fürchterlich; —
Weh! weh! die sind aus Todesgrüften,
Weh! weh! die Geister fassen mich!«

Der Knabe flieht entsetzt von hinnen,
Der blinde Alte steht allein;
Und kalte Bäche fühlt er rinnen
Durch sein erstarrendes Gebein.

Er hört es nah' und näher sausen,
Wie träger Eulen schweren Flug;
Er hört's um sich im Kreise brausen,
Wie mag'rer Wölfe wilden Zug.

Ergriffen fühlt er seine Hände,
Von Knochenfingern hart gedrückt;
Wohin er bang' sein Antlitz wende,
Wird er von Moderduft gestickt.

»Wer seid ihr,« schreit er, »die mich halten
Mit ehrnen Fäusten, kalt wie Eis?
Was wollt ihr, schreckliche Gewalten,
Was wollt ihr einem armen Greis?«

Da zetert eine scharfe Stimme
Dem Alten schneidend ins Gesicht:
»Die du erschlugst in deinem Grimme,
Die Mutter Safa kennst du nicht?«

Ein And'rer stöhnt: »ich bin gesunken,
Durchbohrt von deinem Meuchlerspeer;
Aus dessen Schädel du getrunken,
Den Munes kennst du nimmermehr?«

Ein Dritter heult die dumpfen Worte:
»Der Achmed ist dir unbekannt,
Den du an des Palastes Pforte
Mit dreißig Nägeln festgebannt?«

Verworr'ne Stimmen schrei'n zusammen:
»Wir sind die ungezählte Schaar,

Die, hingerafft durch Schwert und Flammen,
Ein Opfer deiner Habsucht war.«

Der Alte wankt, die Geister drücken
In ihre langen Arm' ihn fest;
Und allwärts fühlt er sich umstricken,
An dürre Leiber angepreßt.

Da ruft es aus viel hundert Kehlen:
»Löst ihm der Augen dunkles Band!«
Und seine leeren Augenhöhlen
Berühret eine feuchte Hand.

Er fühlt, wie seine Augenstelle
Ein flücht'ger Hauch von Gluth durchzieht;
Es dämmert auf! wird Schein! wird Helle!
Er hebt das Haupt empor — und sieht!

Er sieht — und lautlos stürzt er nieder
Von eines Blickes Grau'n besiegt,
Und gellend hallt die Steppe wieder:
»Al Kaher liegt! — Al Kaher liegt!«

Karl Egon Ebert.

4. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die goldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Uhland.

5. Das Gottesgericht.

Vorüber ist die Freude der Jagd;
Es lenken zu Königs Schlosse
Zurück die Jäger die Rosse.
Hin ziehn sie bei goldner Sterne Pracht,
Da schimmert's wie Fackelglanz durch die Nacht;
Und fernher, vom Winde getragen,
Tönt's leise wie Seufzer und Klagen.

»Wem tönt der traurige Klageton?«
Der König gebietet, zu weilen,
Er befiehlt dem Pagen, zu eilen.
»Wer Klage hat, nahe noch heut dem Thron;
»Der Tag ist dem König in Lust entflohn;
»Soll froh ihm der Abend erscheinen,
»Darf keiner der Bürger weinen.«

Und näher wallt eine klagende Schaar,
Und es stellt sich, mit bräutlichem Kranze
Geschmückt, wie zum festlichen Tanze,
Mit weinendem Aug' und gelöst'tem Haar,
Dem König die schönste der Frauen dar;
Bleich ist sie wie Geister zu sehen,
Und es dringt zu dem König ihr Flehen.

»O König, räche den blutigen Mord!
»Es lenkt zu des Waldes Mitte
»Gott selbst dir zur Rache die Tritte.
»Schau hin auf den blutigen Todten dort.« —
Doch vergebens versucht sie der Klage Wort,
Es drängen die heißen Schmerzen
Zurück die Rede zum Herzen.

Da winkt sie der Träger trauerndem Reih'n;
Und sie bringen die Bahre getragen,
Und von bangem Seufzen und Klagen
Ertönt von neuem der nächtliche Hain;
Und bei der Fackeln röthlichem Schein
Erblickt der König mit Schrecken
Gehoben die blutigen Decken.

Er kennt des Todten bleiches Gesicht;
Bekannt durch erfochtene Siege
Sind des tapfern Aubry Züge.
Besiegt ward im Kampfe der Mächtige nicht,
Raubgierig erschlug ihn ein Bösewicht;
Und von Allen wird Rache geschworen
Dem Freunde, den Jeder verloren.

»Wer sie vollbrachte, die schändliche That —
»Gefoltert von peinlichen Qualen
»Soll langsam sein Leben es zahlen;
»Blut soll er ernten von blutiger Saat!« —
Laut ruft es der König, und ihm naht
Der Ritter von Ardillere,
Zu verkünden die schreckliche Mähre:

»Verborgen, o König, in tiefer Nacht,
»Von keinem Auge gesehen,
»Ist diese Unthat geschehen;
»Doch es waltet gerecht des Himmels Macht,
»Und der Rache allsehendes Auge wacht;
»Sie giebt zu des Mordes Klage
»Selbst dem Munde der Thiere die Sprache.

»Sieh dieses Weib mit dem Kranz im Haar,
»Von wildem Schmerze zerrissen,
»Ihr ward der Bräut'gam entrissen.

»Bereit zur Trauung war der Altar,
»Versammelt der frohen Gäste Schaar —
»Ach, nicht zu der Liebe Freuden,
»Zum Grab den Freund zu geleiten!

»Der Morgen verstrich, der Mittag kam;
»Kaum kann noch die Braut verhehlen
»Die Sorgen, die ängstlich sie quälen;
»Noch fehlt ihr zur Hochzeit der Bräutigam;
»Getheilt ist ihr Herz in Kummer und Scham;
»Ist's ein Unglück, daß er verweilet?
»Ist's Kaltsinn, daß er nicht eilet?

»Und sie sendet Knechte zu Fuß und zu Roß
»Und befiehlt dem Wächter, zu schauen
»Vom Thurm in Felder und Auen;
»Doch sieht er nicht nahen den Ritter zum Schloß,
»Und heim kehrt der Knechte suchender Troß;
»Schon beginnt der Abend zu thauen
»Und vermehret der Ahnung Grauen.

»Und es trösten die Freunde, es jammert die Braut;
»Da naht mit lautem Gebelle
»Des Ritters Dogge der Schwelle.
»Und die Harrende, mit der Stimme vertraut,
»Begrüßt entzückt den bekannten Laut
»Und eilt mit Schmerz und Verlangen,
»Den Säumenden zu empfangen.

»Da folgt ihr mit wildem Sprunge der Hund;
»Er faßt sie am seidnen Gewande,
»Nicht achtend der Schläge Schande;
»Laut winselnd will er mit treuem Mund
»Ihr thun die Schreckensbotschaft kund
»Und mahnt mit ängstlichem Heulen,
»Ihm nach zum Walde zu eilen.

»Nun eilt er in flüchtigem Laufe voran,
»Blickt oft mit forschendem Blicke,
»Ob wir ihm folgen, zurücke.
»Nichts hält des Eilenden Schritte an,
»Er reißt uns auf nie betretner Bahn,
»Durch Moos und Dornen und Hecken,
»Zum Ort der blutigen Schrecken.

»Dann plötzlich hemmt er den wilden Lauf
»Und prüft mit wilder Geberde
»Die bekannte gefund'ne Fährte;
»Dann wühlt er mit Macht den Boden auf,
»Daß hoch in der Bäume Wipfel hinauf
»Sich heben Steine und Schollen
»Und weit in die Gegend rollen.

»Und tiefer gräbt er mit grimmiger Wuth;
»Wir stehen daneben und schauen
»In ein Grab mit ängstlichem Grauen.
»Da scheint uns die Erde geröthet von Blut,
»Und bald, entblößt von dem deckenden Schutt,
»Zeigt sich auf dem blutigen Grunde
»Ein Leichnam mit tödtlicher Wunde.

»Und Aubry ists, und die jammernde Braut,
»Erschöpft von dem herben Leide,
»Sinkt an des Ermordeten Seite.
»Verwittwet, noch eh' sie dem Manne vertraut,
»Erhebt sie vor dir die Klage laut,
»Den als Gerechten und Weisen
»Die Lippen des Volkes preisen.«

Und der König blickt den Ermordeten an:
»Von Räubern ward nicht verübet
»Die That, die uns alle betrübet.
»Das hat ein verborgener Feind gethan;
»Wem Räuber, nach Raub begierig, nah'n,
»Dem bleibt nicht das goldne Geschmeide,
»Nicht die perlengestickte Seide.

»Wer nun von der Schuld sein Herz fühlt rein,
»Der berühre die blasse Leiche,
»Ob ihr Blut anklagend sich zeige.
»Denn von des Mordes blutigem Schein
»Muß der König die Ritter wissen rein;
»Ich selbst will die Prüfung bestehen,
»Rein soll man den König sehen.«

Und schnell er hin zu dem Todten tritt,
Und geschlossen bleibet die Wunde;
Dann halten die Ritter die Runde.
Sie nahen dem Todten mit sicherm Tritt
Und wenden, von Schuld gereinigt, den Schritt;
Stumm bleibt der blutige Zeuge,
Schon naht der Letzte der Leiche.

Verhüllt bleibt die That im Dunkel der Nacht,
Sie wird von Gott nicht gerochen;
Sein Urtheil wird nicht gesprochen;
Den letzten Ritter trifft kein Verdacht;
Mit Aubry vereint durch der Freundschaft Macht,
Ist's nöthig, daß Ritter Macaire
Die Treue prüfend bewähre?

Voraus schon spricht ihn die Menge frei,
Als er tritt zur Bahre des Todten,
Wie der König den Rittern geboten;
Doch plötzlich, mit Wuth und wildem Geschrei,
Springt, wie er naht, die Dogge herbei,
Und die grimmigen Klauen packen
Den Ritter an Brust und Nacken.

Zur Rettung eilen die Knappen heran,
Und der Hund mit grimmigem Blicke
Kehrt still zu dem Todten zurücke.
Von neuem will sich der Ritter nahn;
Da blickt er mit blitzenden Augen ihn an,
Streckt weit aus dem Rachen die Zunge
Und hebt sich zu wüthendem Sprunge.

Da entsetzt sich der Hof, und der König spricht:
»Ward nicht von dem treuen Hunde
»Dir zuerst des Mordes Kunde?«
Und die Jungfrau verhüllet das schöne Gesicht:
»O König, Gott selbst bringt die Unthat ans Licht;
»Was tief ich verborgen im Stillen,
»Muß ich nun gezwungen enthüllen.

»O hätt' ich verschmähet die falsche Scham,
»Hätt' ich die heimlichen Sorgen
»Nicht thöricht im Herzen verborgen,
»So nagte mein Herz nicht Kummer und Gram,
»So läg' nicht erschlagen der Bräutigam,
»Dem falschen Freunde zur Beute,
»Gemordet von tückischem Neide!

»Einst hatte der Ritter mit wilder Gluth
»Um meine Liebe geflehet;
»Doch ward er von mir verschmähet.
»Oft zittert' ich vor des Erzürnten Wuth,
»Doch fehlte mir zu dem Bekenntniß der Muth;
»Nun hat es blutig geendet;
»Zu lange schwieg ich verblendet.«

Mit Entsetzen nimmt der König das Wort:
»Willst du auf Tod und Leben
»Dem Ritter Klage erheben,
»So wähle dir einen Kämpfer sofort,
»Ihm Schuld zu geben den Meuchelmord.
»Gott hilft dem Gerechten siegen,
»Läßt den Schuldigen unterliegen.«

Und sie blickt umher in der Ritter Kreis;
Doch alle betroffen schweigen,
Es will sich kein Kämpfer zeigen.
Selbst ist sie des Sieges köstlicher Preis;
Von Sehnsucht glüht jedem der Busen heiß;
Doch ungerecht anzuklagen,
Will keiner der Ritter wagen.

»Wohl!« — spricht der König — »kein Ritter sah,
»Was heimlich im Dunkel geschehen;
»Doch hat es ein Auge gesehen;
»Des Rächers Aug' ist der Unthat nah;
»Der Zeuge des blutigen Mordes ist nah,
»Der des Todten Leichnam entdecket
»Und drohend den Ritter geschrecket.

»Zum Kampf mit dem Thier im Gottesgericht
»Wird von mir der Ritter geladen.
»Wenn ihn rein von blutigen Thaten
»Des Herzens innere Stimme spricht,
»So bringt der Sieg die Unschuld ans Licht;
»Doch hat er die That verbrochen,
»So werde sie blutig gerochen!«

Und er sprichts, und die Ritter ordnen den Kreis,
Daß von Fackeln auf Busch und Wiesen
Sich falbe Lichter ergießen.
Dann theilen sie auf des Königs Geheiß
Das Licht und den Wind mit sorgsamem Fleiß;
Und schmetternd ruft die Trompete
Zur blutig entscheidenden Fehde.

Da ziehet der Ritter sein gutes Schwert
Und erwartet den grimmigen Rüden;
Doch der König gebietet Frieden:
»Das Schwert wohl im Kriege den Ritter ehrt,
»Doch wird's von seinem Gegner entbehrt;

»Nicht durch den Vortheil der Waffen
»Soll ein Ritter sich Recht verschaffen.

»Zur Wehr hat das Thier nur den spitzen Zahn
»Und die scharfen mächtigen Klauen,
»Nach dem Feind' im Kampfe zu hauen;
»Mit keinem Harnisch ist's angethan,
»So kämpf' auch ungepanzert der Mann
»Mit des zackigen Kolbens Streichen,
»Daß ganz die Kämpfer sich gleichen!«

Und der Ritter vollbringt des Königs Geheiß;
Und die Richter gebieten Stille;
Da naht mit dumpfem Gebrülle,
Von den Knechten geleitet, die Dogge dem Kreis,
Schaut um sich, von blutiger Rachgier heiß,
Und stürzt sich im Sprunge gehoben
Auf den Ritter mit wüthendem Toben.

Der hebt der Keule gewichtige Kraft
Und schwingt die spitzigen Zacken
Auf des Hundes Schädel und Nacken,
Daß ihm strömend entquillt des Lebens Saft;
Doch eh' sich der Ritter vom Streiche errafft,
Hat ihm schnell sich der Rüde entwunden
Und des Feindes Blöße gefunden.

In den Nacken schlägt er die grimmigen Klau'n,
Und der Ritter, zu Boden gerissen,
Wird zerfleischt von wüthenden Bissen.
Nicht kann er das Licht des Tages mehr schaun,
Schon umfängt ihn des Grabes furchtbares Graun;
Da ruft an des Todes Pforte
Er matt die sterbenden Worte:

»Von meiner Hand ist erschlagen der Freund;
»Bald geh' ich auf dunklen Wegen
»Dem zürnenden Schatten entgegen.
»Ich liebte die Braut, die den Todten beweint;
»Verblendet erblickt' ich im Freunde den Feind;
»Da schlug ich in schwarzer Stunde
»Ihm verzweifelnd die Todeswunde.

Stumm bleiben die Ritter; die Dogge sinkt,
Von des Blutes rinnenden Flüssen
Erschöpft, zu der Herrin Füßen.
Matt brechend ihr treues Auge blinkt,
Versöhnung sie freundlich dem Ritter winkt
Und kühlt mit erkaltendem Munde
Ihm die selbstgeschlagene Wunde.

Und es senkt sich der Fackeln leuchtender Brand,
Und die Lichter verlöschen am Boden,
Zur stillen Feier der Todten.
Und die Nacht hängt düster über dem Land;
Da reicht die Jungfrau dem Ritter die Hand;
Und wie er getröstet sie fasset,
Da sinket er hin und erblasset.

Und der König das dumpfe Schweigen bricht:
»Sie hat dem Mörder vergeben;
»So laßt nun ein Grab erheben,
»Da sollen sie ruhen, bis Gottes Gericht
»Aus den Gräbern die Todten rufet ans Licht;
»Auch soll im Grabe von Beiden
»Der treue Rüde nicht scheiden!«

Und auf dem Grab erhebet sich bald
Eines stillen Klosters Mauer;
Drin lebt die Jungfrau der Trauer;
Und täglich weit durch den grünen Wald
Für die Todten die heilige Messe schallt,
Bis endlich der Tag erscheinet,
Der die Liebenden ewig vereinet.

A. Apel.

6. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr;
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz;
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Eine in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: »nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.«

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbarprächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Seiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

»Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?«
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben, ist all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm.
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sänger-Greis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis;
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Garten gellt:

»Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang;
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh' euch, ihr duft'gen Gärten, im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms;
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!«

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen jede Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland;
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Uhland.

7. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Rand.
»Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!«

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
»Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!«

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
»Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!«

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
»Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heerde?«

Schiller.

8. Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor,
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
»Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?«

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn.
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Göthe.

9. Der getreue Eckart.

O, wären wir weiter, o, wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's Jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.

Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus
Und sieht so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saus't es und braus't es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig! —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut.
Nein keineswegs, Alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet, wie Mäuslein.

Und der es euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut,
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Göthe.

10. Der Blumenengel.

Ein Kind wollt' Blumen pflücken gehn
Des Morgens früh im Thaue;
Und tausend Blümlein bunt und schön
Entblühten auf der Aue;
Lenz war es rings und Sonnenschein,
Und alle Blümlein groß und klein
Standen da in süßer Freude.

Und als das Kindlein tritt in's Feld,
Die Blümlein werden munter;
Und jedes gleich sein Köpfchen hält
Hinaufwärts und hinunter,
Wohin des Kindleins Händchen langt;
Und jedes Blümlein sehr verlangt,
In seiner Hand zu sterben.

Da plötzlich tritt ein Engel weiß
Gar freundlich zwischen beide
Und spricht: »Gegrüßt der Jugend Preis!
Und Blümlein auf der Heide!
Voll Himmelsluft und Himmelsschein!
Von innen und von außen rein!
Blumen schön und fromme Kinder!

»Willkommen, Veilchen still und zart!
Willkommen, Lilie reine!
Und du von Königinnenart
Und Königin alleine,
Du Rose, hohes Purpurroth!
Euch Holde alle segne Gott,
Wie er dies Kindlein segnet!«

Er drauf das Kindlein freundlich küßt
Und küßt die Blumen schöne;
Dann rauscht er, wie er kommen ist,
Dahin wie Saitentöne.

Das Kindlein blickt ihm brünstig nach
Und lauscht den Worten, die er sprach,
Und ruft: »Ach! komm' doch wieder!«

Und als er doch nicht wiederkommt,
So geht es traurig weiter;
Und Nichts die heißen Thränen hemmt,
Die fallen auf die Kräuter
Und auf die Blumen rings umher.
Dem Kindlein wird das Herz so schwer
Und will ihm fast zerbrechen.

Da siehe! wie ein Himmelsschein
Fällt ihm ein Glanz entgegen;
Es schießt ein helles Kränzelein
Herab als Himmelssegen,
Und fällt dem Kindlein in den Schooß;
Ihm wird das Herz in Freuden groß
Wohl ob dem lieben Kränzel.

Und diesen Kranz von Engelhand
Das Kindlein hat getragen,
So lang' es ging im Erdentand
In Nächten und an Tagen;
Das Kränzlein schön von Himmelsart
Hat weiß und rein das Kind bewahrt
Und ihm das Herz behütet.

So oft nun Kinder Blumen sehn,
Sie soll'n des Engels denken,
Daß ihnen auch er wolle schön
Ein solches Kränzel schenken.
Mit Erdenblumen spielt der Wind,
Doch Blumen, die vom Himmel sind,
Die blühen unvergänglich.

E. M. Arndt.

11. Der große Christoph.

Offerus war ein Lanzenknecht,
Ein Heid von Kanaans Geschlecht;
Hätt' einen Leichnam von zwölf Ehlen;
Thät nicht gern gehorchen, lieber befehlen.

Er kümmert' sich nicht sehr darum,
Was Andre schelten gerad' und krumm,
Dacht' nur an Balgen, Stechen und Raufen,
Wollt' nur dem Größten die Haut verkaufen.

Und als er vernahm, in dieser Zeit
Sei der Kaiser das Haupt der Christenheit,
Sprach er: »Herr Kaiser! wollt ihr mich haben?
Keinem Kleinern mag ich das Herz drum laben.

Der Kaiser sah an die Simsons-Gestalt,
Die Hünenbrust und der Fäuste Gewalt,
Und sprach: »Willst du zu ewigen Zeiten
Mir dienen, Offere, so kann ich's leiden.«

Alsbald erwiedert der grobe Gesell:
»Mit ewigem Dienen geht's nicht so schnell;
Doch so lang ich bin unter euern Hatschiren,
Soll euch Keiner in Ost und West turbiren!«

Drauf zog er mit dem Kaiser durch's ganze Land,
Welcher an ihm ein groß Gefallen fand;
Alle Kriegsleut' beim Handgemeng', wie beim Becher,
Gegen Offerum waren nur arme Schächer.

Und der Kaiser einen Harfner hätt',
Der sang von früh Morgens bis zu Bett;
Und war der Kaiser matt vom Marschiren,
So mußte der Spielmann die Saiten rühren.

Und einst ging die Sonne zu Rüste bald,
Da schlug man die Zelte vor einem Wald;
Der Kaiser thät wacker trinken und schlingen,
Einen lustigen Schwank mußte der Spielmann singen.

Und dieweil der Spielmann des Bösen gedacht,
Hat der Kaiser vor die Stirn ein Kreuzlein gemacht.
Spricht laut Offerus zu seinen Genossen:
»Ei sagt, was treibt heut' der Herr für Possen?«

Da spricht der Kaiser: »Offere, hör' an,
Ich hab's wegen des bösen Feindes gethan;
Der soll mit mächtigem Wüthen und Brausen
In diesem bezauberten Wald oft hausen!«

Das bedünket Offero wunderbar,
Spricht zu dem Kaiser trotzig: »Fürwahr,
Ich hab' ein Gelüst nach Keulern und Hirschen,
Ei, lasset in diesem Walde uns pürschen!«

Der Kaiser spricht sänftlich: »Offere! nein,
Das Jagen in diesem Walde laß sein;
Denn wenn du suchtest für den Wanst 'n Braten,
Könnte der Feind deiner Seele schaden.«

Da ziehet Offerus ein schiefes Maul
Und spricht: »Herr Kaiser, die Fische sind faul;
Thut eure Hoheit vorm Teufel erbeben,
So will ich dem größern Herrn mich ergeben.«

Fordert gelassen drauf seinen Zehrpfennig und Lohn
Und wandert ohne langes Valet davon,
Zieht lustig fort und ohn' alles Säumen
Mitten in den Wald nach den dickſten Bäumen.

Im Walde, auf wilder Heide, war
Von schwarzen Schlacken ein Teufelsaltar.
Drauf schimmerten bleiche Menschengebeine
Und Pferdegerippe im Mondenscheine.

Doch läßt sich Offerus drob nicht graun,
Thut gemächlich die Schädel und Knochen beschaun,
Ruft dreimal mit lauter Stimme den Argen,
Und setzt sich dann nieder und fängt an zu schnarchen.

Doch als nun erschienen die Mitternacht,
Bedünkt's ihm, als ob die Erde erkracht!
Er sieht auf einem kohlpechschwarzen Rosse
Einen mohrischen Ritter mit großem Trosse;

Der gebeut den Andern, fürder zu ziehn,
Und reit't mit großer Gewalt auf ihn,
Will ihn durch große Verheißung verbinden;
Doch Offerus spricht: »das wird sich finden!«

Und ziehet mit ihm durch die Reiche der Welt,
Sich bei ihm besser, als beim Kaiser gefällt;
Braucht selten den Helm und den Harnsch zu poliren,
Kann spielen, saufen und bankettiren.

Doch als sie einst auf dem Heerweg zieh'n,
Steh'n aufgericht't drei alte Kreuze vor ihn'n;
Da kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen
Und spricht: »laß uns durch den Hohlweg schlupfen.«

»Ich glaube, ihr weichet dem Galgenholz« —
Spricht Offerus und nimmt die Armbrust und Bolz,
Zielt frech nach dem Kreuze in der Mitten;
Da ruft Satan leise: »Welch' grobe Sitten!« —

»Weißt nicht, der in armer Knechtes-Gestalt
Ist Maria's Sohn, übt große Gewalt?« —
»Wenn's so ist . . . ich kam zu euch ungeheißen«
Spricht Offerus . . . jetzt will ich weiter reisen!«

Fort eilt er vom Satan mit Lachen, fragt dann
Nach Maria's Sohn jeden Wandersmann;
Doch weil ihn Wenig' im Herzen tragen,
Weiß auch Keiner die Wohnung des Herrn zu sagen;

Bis Offerus einst zur Abendstund'
Einen alten frommen Einsiedel fund;
Der giebt ihm ein Lager in seiner Klause
Und schickt ihn am Morgen nach der Karthause.

Dort hört der Herr Prior Offerum an
Und zeiget ihm klärlich des Glaubens Bahn,
Sagt, daß er fasten und beten müßte,
Wie Johannes Baptista einst in der Wüste.

Drauf dieser: »Heuschrecken und Honig pur,
Alter Herr! sind gänzlich wider meine Natur;
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,
So will ich am End' lieber außen bleiben!«

Der Prior spricht warnend: »du ruchloser Mann!
So fang' es auf andere Weise an
Und schick' dich zu einem guten Werke . . .« —
»Hm! das läßt sich hören, dazu hab' ich Stärke!« —

»Schau, dort fließt ein gewaltiger Strom,
Versperrt frommen Pilgern den Weg nach Rom;
Nicht leidet die Fluth weder Steg noch Brücken;
Drum leihe den Gläubigen deinen Rücken!«

»Wenn also dem Heiland gefällig ich bin,
Gern trag' ich die Wandersleut' her und hin!«
Drauf baut er ein Hüttlein von Schilfesmatten
Und lebt bei Bibern und Wasserratten;

Trägt von Stund' an von einem zum andern Strand
Getrost, wie ein Kamel und Elephant;
Und wollen die Leute ihm Fährgeld geben,
So spricht er: »Ich trage für's ew'ge Leben!«

Und als nun nach manchem langen Jahr
Das Alter Offero gebleicht das Haar,
Ruft's einst bei Sturmnacht kläglich: »du lieber,
Du guter, großer Offere, hol' über!«

Offerus zwar müd' und schläfrig ist,
Denkt aber treulich an Jesum Christ,
Greift gähnend nach dem Tannenstamme,
Seinem Stäblein in hohem Wasser und Schlamme;

Watet durch's Wasser, kommt dem Ufer nah;
Doch sieht er keinen Wandrer da,
Denkt: hab' einmal geträumet wieder!
Legt sich auf's Ohr und schnarchet wieder.

Und als er kaum entschlafen ist,
Ruft's abermals nach kurzer Frist
Gar kläglich, beweglich: »du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!«

Offerus steht zwieer geduldig auf,
Beginnt auf's neue den Wasserlauf;
Doch so weit des Flusses Ufer gehen,
Ist weder Mann noch Maus zu sehen.

Er legt sich nieder, schläft brummend ein;
Da hört er's zum drittenmale schrein,
Gar klar und bittend: »du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über.«

Zum dritten nimmt er den Tannenstab,
Steigt in den kalten Strom hinab,
Spricht unwirsch: »Nun endlich muß ich's finden,
Mich soll der Donner . . . verzeih' mir die Sünden!«

Find't auch ein zartes Junkerlein,
Mit gold'nem Kraushaar und lichtem Schein;
Ein Lammesfähnlein in der Linken,
Ein Welt-Küglein in der Rechten blinken.

Das Knäblein schaut ganz sanft herauf;
Er hebt es mit zwei Fingern auf,
Setzt's auf den Kopf und brummt: »der Kleine
Könnt' wohl spazieren bei Tagesscheine!«

Doch als er nun kommen in die Fluth,
Wird's centnerschwer auf seinem Hut;
Er zieht den Junker herab an den Beinen
Und denkt: wer sollt's von dem Büblein meinen?

Und immer schwerer ward die Last;
Das Wasser wuchs ihm zu Häupten fast;
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen;
Bald wär' er mit dem Junker ersoffen.

Als er ihn endlich bracht' an's Land,
Setzt er sich keuchend an den Strand,
Spricht: »Herrlein, ich bitte nicht wieder zu kommen,
Denn diesmal hab' ich Schaden genommen.«

Da taufet der holdselige Knabe ihn,
Spricht: »Wisse, dir sind alle Sünden verzieh'n;
Und ob auch deine Glieder zerschellten,
Sei fröhlich, du trugest den Heiland der Welten!«

»Zum Zeichen pflanz' in die Erd' deinen Stab,
Der, lange verdorrt, keine Blätter mehr gab;
Am Morgen wird er sich grünend weisen;
Und du sollst nun Christophorus heißen.«

Da faltet Christophorus seine Händ',
Spricht betend: »Ich fühl's, es nahet mein End';
Meine Gebeine zittern, die Kräfte schwinden,
Und Gott hat vergeben all' meine Sünden.«

Der Junker verschwand in helles Licht!
Christophorus fiel auf's Angesicht,
Steckt dann sein Stäblein in die Erde
Und schaute, ob es grünen werde.

Und sieh'! am Morgen war es grün,
Fing an, wie Mandeln, roth zu blühn;
Drauf haben die Engel nach dreien Tagen
Den Christoph in Abrahams Schooß getragen.

F. Kind.

12. Der Markgräfin Schleier.

Herrlich in des Abends Glanze
Liegt die weite Landschaft da;
Auf den Flächen fern und nah
Bis zum blauen Hügelkranze
Ueberall ein froh Gedeih'n,
Ueberall ein frisches Leben
Und des Volkes heitres Streben,
Seines Fleißes sich zu freun.

Sieh den Strom mit breiten Wogen
Prächtig durch die Auen ziehn!
Schiffe gleiten drüber hin,
Schweben durch der Brücke Bogen,
Wo die Hauptstadt sich erhebt,
Und ihr Bild mit stolzen Thürmen,
Mit den Mauern, die sie schirmen,
In dem Fluthenspiegel schwebt.

Nebelvolle Hügel steigen
Von des Stroms Gestaden an
Bis zum Waldgebirg' hinan,
Wo sich Buchen drüber neigen;
Hier dem heißen Sonnenstrahl
Schwillt der Trauben Füll' entgegen,
Und des Herbstes reicher Segen
Jubelt laut von Thal zu Thal.

Aber auf der letzten Spitze,
Wo das Waldgebirg' sich schließt,
Wo der Strom es halb umfließt,
Blickt von dem erhabnen Sitze
Stolz die Fürstenburg auf's Land,
Ueberschaut der Fluren Fülle,
Und des Herrschers fester Wille
Lenkt die Kraft mit sichrer Hand.

An des Fensters hohen Bogen
Stehet Markgraf Leopold;
Ihn umglänzt des Abends Gold;
Sinnend schaut er in die Wogen,
Die im Thal vorüberziehn;
Ihn freut nicht des Landes Blüthe,
Sein geängstetes Gemüthe
Schweift in weite Fernen hin.

Zürnend vor dem Geiste schweben
Sieht er seines Schwiegers Bild,
Das mit Gram die Seel' ihm füllt.
Nimmer kann er sich's vergeben,
Was er feindlich ihm gethan,
Wie er sich von ihm gewendet
Und des Unglücks Maß vollendet
An dem hart verfolgten Mann.

Ach, es war ein finstres Walten
In der unruhvollen Zeit
Und ein unglückselig'er Streit

Feindlich strebender Gewalten!
Furchtbar schreckt des Papstes Fluch.
Wer vermöchte wohl zu richten
Zwischen der Verwandten Pflichten
Und der Kirche strengem Spruch?

Jetzt, da Heinrich längst entschlafen,
Längst der Zwist verlodert war,
Stellt sich Alles anders dar,
Als in dem Geräusch der Waffen.
Heinrich! unglücksvoller Fürst!
Ob du in des Friedens Auen
Diese späte Reue schauen
Und den Wahn verzeihen wirst?

Also denkt der Markgraf, blicket
Trüb' in das Gefild hinaus;
Nicht sein blühend Fürstenhaus,
Nicht das Land, das er beglücket,
Diese reiche Ostermark,
Bannt die Sorgen, die ihn kränken;
All' sein Wünschen, all' sein Denken
Wohnet jetzt in Heinrichs Sarg.

Sieh, da naht mit leisem Tritte
Lieblich, wie des Mondes Strahl,
Sich sein jugendlich Gemahl;
Sie umfängt mit holder Sitte
Des geliebten Mannes Brust,
Zart bemüht, ihn zu zerstreuen,
Den Verehrten zu erfreuen,
Ihres Lebens Licht und Lust.

Tröstend über jenen Sternen,
Wo kein Erdenwahn mehr täuscht,
Kein Vergehen Rache heischt,
Zeigt sie ihm in sel'gen Fernen
Des versöhnten Vaters Geist.
»Sieh, er blicket segnend nieder!
Fröhlich sehn wir uns einst wieder,
Wenn der Zukunft Vorhang reißt!«

Also spricht sie.— Da ersäuselt
Lauter die bewegte Luft.
Schneller wallt des Stromes Duft,
Von dem Abendwind gekräuselt;
Um die liebliche Gestalt
Spielt sein Athem frei und freier
Und entführt den zarten Schleier,
Der ihr schönes Haupt umwallt.

Auf des Windes leichten Schwingen
Schwebt er nieder in das Thal.
Schnell entsendet ihr Gemahl
Boten, ihn zurück zu bringen.
Bei der Fackel hellem Licht
Sieht man sie das Thal durchstreifen,
An des Stromes Ufer schweifen;
Doch der Schleier zeigt sich nicht.

Eben so am nächsten Morgen
Ist vergeblich ihr Bemühn;
Wie sie auch das Thal durchziehn,
Bleibt des Suchens Ziel verborgen,
Und mit jedem neuen Tag
Sehn sie mehr die Hoffnung schwinden,
Je das zarte Tuch zu finden,
Das ein Hauch zerstören mag.

Jahre waren hingeschwunden,
Längst vergessen der Verlust;
Aber in des Fürsten Brust
Heilen nicht der Reue Wunden;
Rastlos strebet sein Gemüth,
Sein Vergehen abzubüßen
Und des Friedens zu genießen,
Der den Schuldbewußten flieht.

Doch wie ist der Weg zu finden,
Der in's Reich der Geister führt,
Die nicht Irdisches mehr rührt,
Die nicht Wunsch noch Furcht empfinden?
Ja, es giebt ein inres Band:
Auf der Andacht reinen Schwingen
Kann der Geist zu Geistern dringen,
In sein wahres Vaterland.

Ja, dies ist der Weg zum Frieden!

Und des Fürsten reuig Herz
Schwingt mit Macht sich himmelwärts.
Nie im Guten zu ermüden,
Will er Kirch' und Kloster bau'n,
Reiches Gold der Armuth spenden
Und sein Wohl den heil'gen Händen
Frommer Priester anvertraun.

Eine Stätte will er wählen,
Würdig, schön und nachbarlich;
Dort erheb' ein Tempel sich
Zur Erbauung frommer Seelen,
Wo vor Gottes Majestät
Sich die Meng' im Staube neige,
Und aus tausend Herzen steige
Dort zum Himmel das Gebet.

Unter wechselnden Gedanken
Nahte so der Herbst heran,
Und die Blätter fingen an,
Röthlich an dem Baum zu schwanken;
Da verlockt des Weidwerks Lust
In die Auen, auf die Felder,
Und die Jagd durchtobt die Wälder,
Schwellet hoch des Jägers Brust.

Wie das Hifthorn fröhlich klinget!
Wie, verachtend die Gefahr,
Eine kühne Ritterschaar
Durch die Nacht des Waldes dringet!
Denn der Markgraf jagt im Thal;
Ihn begleiten die Vasallen,
Und des Waldes Thiere fallen
Von der Speere sicherm Stahl.

Mit den muntern Jagdgesellen
Streift er rüstig durch den Wald —
Plötzlich aus dem Busch erschall't
Lang und laut der Hunde Bellen.
Alles drängt sich rasch heran,
Um des Wildes Spur zu finden;
In den dicht verwachs'nen Gründen
Macht man mit dem Schwert sich Bahn.

Jetzt wird das Gebüsche freier —
Und, o sieh! am Fliederstrauch,
Leicht bewegt vom Morgenhauch,
Schwebt der lang vermißte Schleier!
Staunend bleiben Alle stehn —
Unversehrt nach so viel Jahren
Hier den Schleier zu gewahren,
Kann durch Wunder nur geschehn!

Und der Markgraf denkt der Stunde,
Wo der Schleier sich verlor;
Alles schwebt ihm lebhaft vor,
Seines Herzens tiefe Wunde,
Seiner Gattin tröstend Wort.
»Ja, hier soll die Kirche stehen!«
Ruft er endlich; »ausersehen
Hat der Himmel selbst den Ort.«

Rasch wird nun der Bau begonnen,
Und des Strebens Ziel erreicht,
Und des Fürsten Trübsinn weicht,
Nebeln gleich im Strahl der Sonnen.
Alle Wünsche sind gekrönt,
Herrlich steht der Bau geendet,
Kloster-Neuburg ist vollendet,
Und des Vaters Geist versöhnt.

Lange noch mit Ruhm und Glücke
Herrschet Leupold in dem Land,
Und ihn führt des Todes Hand
In die Heimath sanft zurücke;
Dort, von Liebe noch gerührt,
Blickt er auf sein Oestreich nieder
Und beschirmt als Schutzgeist wieder,
Was er rühmlich einst regiert.

Caroline Pichler.

13. Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitterm Harme,
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

»Gieb, Räuber aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.«

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild.
»Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?«

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n.
Der blinde König kehrt sich um:
»Bin ich denn ganz allein?«
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
»Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl ich Kraft im Arm.«

»O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!«

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer;
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher;
Bis drüben sich erheben
Der Schild und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
»Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut.«
Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn!
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!«

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
»Was hör ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht.«
»Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.«

»Willkommen! — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
Nun wird mein Alter wonnig sein,
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert vom guten Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang.«

Uhland.

14. Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten;
Man stellte Wildbret auf und Fisch
Und ließ auch Keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr voll klaren Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
»Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennerwalde.«

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten doch nicht feiern,
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und heißen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
»Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen euern Speer,
Sammt eurem guten Schilde.«

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen;
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
»Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland der junge.

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt ganz sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Riese mit Lachen:
»Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0364

Jung Roland rief: »Wohl auf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen.

Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang;
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände;
Der Riese nach dem seinen faßt,
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen;
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach;
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter,
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle;
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
»Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!«

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde:
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt'.
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf;
»Was ist das für'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhaunen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese, frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern.« —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
»Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch sah' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere.«

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
»Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und funfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden.«

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog sie aus und lachte:
»Das ist ein schön Reliquienstück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen.«

Der Herzog Naims von Bayerland
Kam mit des Riesen Stange:
»Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck.
Hei! bayrisch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden!«

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
»Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen.«

Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
»Der hat den Schild, deß ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!«
»Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen.«

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierrath in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,

Das gab so wunderbaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Gluth
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
»Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen.«

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
»Roland! sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?«
»Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben schliefet!«

Uhland.

15. Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen;
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Heerden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo St. Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edlen Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
»Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet.
Frei ist dem Wanderer der Weg;
Der Hirte treibe in's Gefilde;
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.«

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: »Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret;
Doch sprich! was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und Alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
»Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.«

»Und diese Pflicht, mein Sohn,«
versetzt
Der Meister, »hast du frech ver-
letzt.
Den Kampf, den das Gesetz ver-
saget,
Hast du mit frevlem Muth ge-
waget!« —
»Herr, richte, wenn du Alles weißt,«
Spricht Jener mit gesetztem Geist,
»Denn des Gesetzes Sinn und
Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten
Sinn
Versucht ich's, in dem Kampf zu
siegen.

Fünf unsers Ordens waren
schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem
Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja, selbst im Traum der stillen
Nächte
Fand ich mich keuchend im Ge-
fechte;
Und wenn der Morgen dämmernd
kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich
dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt
den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und
Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrei'n,
Und ließen sich das Blut nicht
dauren.

Ist nur der Sarazen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen
Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum
Retter!
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm.
Doch seinen Muth muß Weisheit
leiten,
Und List muß mit der Stärke
streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: ich hab's ge-
funden.

Und trat zu dir und sprach das
Wort:
»Mich zieht es nach der Heimath
fort.«
Du, Herr, willfahrtest meinen
Bitten,
Und glücklich war das Meer durch-
schnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen
Strand,
Gleich ließ ich durch des Künst-
lers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppig Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar
schirmet.

Lang streckt sich der Hals hervor,

Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt er gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite;
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

Und Alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weißes Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng ich's los
Und stachl' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie Jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath;
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel schließt es ein,

Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
D'rauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend auf's Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im eb'nen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde;
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch ich ihren Muth;
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab.
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen. —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,

Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm in's Gekröse,
Nachbohrend bis an's Heft den Stahl.
Schwarz quellend springt des Blutes Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache.«

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen,
Und, zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: »Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapf'rer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn, wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eig'nen Willen!
Dich hat der eit'le Ruhm bewegt;
D'rum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.«

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke.
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: »Umarme mich, mein Sohn!

Dir ist der härt're Kampf gelungen. Der Demuth, die sich selbst bezwungen.«
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn

Schiller.

16. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und ringsum füllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
»Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich-erhabenen Lehren;
So hab ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.«

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
»Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.

Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?«

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größern Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde;
Wie in den Lüften der Sturmwind haus't,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braus't;
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnet sie mächtig zu schlagen:
»Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß;
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten.«

»Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.«

»Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.«

»Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume;
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.«

»Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.«

»So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter:
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!« —

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

17. Herzog Leupold vor Solothurn.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
»Nehmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
So büßet, Verräther, dem Kaiser die That!
Von Mittag und von Mitternacht
Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
Entschlossen, die Wälle zu stürmen,
Und sollt' er zum Himmel sie thürmen!«

Noch scholl es, das stolze, dräuende Wort,
Schon fluthen der Reisigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, siegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken,
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar' mit lärmender Hast
Entscharen sich vielgeschäftig die Heere
Und zimmern die Flöße und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen sich Rast,
Bis wohlgefügt die Brücke steht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht;
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! Hin zu dem Walle!

Ob sich die Luft von Pfeilen schwärzt,
Steinlasten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht schrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehn sie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und krachend, rastlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Blyde.

Wo schützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen.
Wer's wagt auf dem Wall, sich zu regen,
Der hat sich dem Tode geweiht.
Weh, rings Verwüstung, Mord und Graus
Doch stehet der Bürger, hält noch aus;
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auflodern die Dächer und stürzen in Gluth! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle lassen dem Würger
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf!
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geschrei, Geheul an dem Wall, in den Straßen —
Daß auch die Tapfersten selbst erblassen!

Ernst blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiset die Stadt den Gerechten,
Und weise stehet der Greis ihr vor.
»Du, Gott, so ruft er, beugst uns sehr;
Uns kleine Schaar umbraus't ein Meer;
Hier würden sich Helden nicht Sieg erwerben;
Eins bleibt uns nur: — als Männer zu sterben.«

»Ein Freier hab' ich in Ehren gelebt;
Vor Schmach und Kerker und Ketten
Wird dieser Stahl mich retten;
Nie hab' ich dem Tode gebebt;
Der Kinder, Greise, Weiber Loos,
Das leg' ich Herr, in deinen Schooß;
Willst unserm Fleh'n dich gnädig erzeigen,
Muß endlich der Stolze sich dennoch beugen!«

Als gläubig der Greis empor noch schaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daß Jeder sich kreuzt, daß Jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub,
Und dunkel wirbelt von Grund auf Staub;
Als wär in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es sich versieht,
Da wanken die Thürme; — sie sinken, sie fallen,
Zertrümmert, zersplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens ist Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft: — des Herrschers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen, nicht Ohren,
So steh'n sie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit sausendem Falle,
Braus't ab mit reißendem Schwalle: —

Hoch hebt's der Belagerten Muth.
Die Brunst erlischt dem Wasserfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall,
Und Ritter selbst auf hohen Rossen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

»Schicksal, zürnt Leupold, du triffst mich hart;
Trotz biet' ich dir doch! die Stadt zu befreien;
Laut will ich einst der Ohnmacht dich zeihen.
Nicht laß ich mir kürzen Haar und Bart,
Bis die Verfluchten ich hingestreckt,
In Trümmer und Schutt ihr Nest gelegt!
Tod und Verderben soll sie ereilen,
Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!«

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft!
Wie sie ringt, die Dämme zu sprengen,
Wie die Wogen auf Wogen sich drängen,
Und der Schaum zerstäubt in die Luft! —
Die neue, dringende, höchste Gefahr
Nimmt Leupold mit Entsetzen wahr;
Denn Bäume, Lasten, Felsenstücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber, mit klugem Feldherrnsinn,
Läßt schnell sie mit Steinen beschweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht ans Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher schwillt der Fluß,
Und pfeilschnell fährt des Wassers Guß.
Jetzt, jetzt zerberstet die Brück' in Trümmer —
Aufschallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abstürzt sich Leupold vom hohen Roß;
In die Fluth hinab stracks will er springen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen.
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da starrt er hinaus mit grausem Schmerz
Und schlägt verzweifelnd an Stirn und Herz,
Fleht: »Gott, mein Gott! o laß dich's erbarmen!
Mich strafe, mich! nur rette die Armen!«

Und sieh', aus der Stadt schon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel sich wagen,
Mit Wogen und Scheitern sich schlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er schwanket her, er schwanket hin;

Ihm glückt's, den Ersten empor zu zieh'n.
Durch Feindeskraft, durch Feindessorgen
Sind Alle gerettet, sind Alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeschrei; —
Doch Leupold blickt dankend nach oben,
Stimmt an: »Herr Gott, dich wollen wir loben!«
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bei.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Ist schon der Lösung er bedacht;
Knechtschaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdigern senden.

Befiehlt: »Wenn sich röthend der Tag erneut,
Magst du am Thor als Herold erscheinen
Und fordern sogleich vom Feinde die Meinen,
Die später doch sonst mein Arm befreit.
Er selbst bestimme das Lösegeld;
Wie hoch es kommt, wie schwer mirs fällt:
Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen,
Will ich es gern und redlich bezahlen.«

»Nur daß sich die Stadt nicht etwan vermißt,
Will Freiheit für Freiheit bedingen;
Ha, dazu ließe sich Leupold nicht zwingen,
Der nie geschworener Rache vergißt!
Wenn sie mit Unserer Tode dräu'n,
Sag' dann, ich könnt' auch grausam sein.
Für der Gefangenen Leben und Leiber
Bürgen mir Greise, Kinder und Weiber!«

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da, horch, von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug' aufs Pferd sich schwinget;
Und Alles erwacht und eilet und schaut:
Graf Hugo naht, der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die stürzen hervor, umarmen die Brüder
Und jubeln: »O Glück! wir sehen uns wieder!«

Fest spricht der Graf den Herzog an:
»Ich segne die heilige Stunde!
Wir stehn nicht mit Wogen im Bunde;
Wehrlose fesselt kein Ehrenmann.
Sie alle zu retten, genoß ich das Glück,
Drum nehmt auch frei sie alle zurück!
Was zwischen uns bleibt zu rechten,
Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten.«

Und mit den Worten wandt' er sich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn rasch zu den Mauern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild — stumm.
Jetzt wird er endlich wieder wach
Und spornt sein Roß und jagt ihm nach;
»Halt, ruft er, ein Wörtchen laß mich noch sprechen!
Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen.«

»Du wagst mir zu trotzen im Uebermuth,
Willst mich durch Großmuth bezwingen?
Das soll dir, bei Gott, nicht gelingen!
In mir wallt Rudolphs erlauchtes Blut.
Der eignen Rache künd' ich Krieg;
Und schon gewonnen ist der Sieg!
Ich ziehe nach Hause mit all den Meinen;
Du bringe Frieden und Freiheit den Deinen!«

Collin.

18. Hans Euler.

»Horch, Marthe, draußen pocht es! Geh, laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein. —
Grüß Gott, du schmucker Krieger! Nimm Platz an unserm Tisch!
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch.«

»»Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut;
Doch so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht;
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.

Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät an euch!««
»Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr, ihn zu rächen, — wohlan, ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand,
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen, — Tyrol ist groß genug!«

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze; — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;

Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft,
Und sichtbar nicht, doch fühlbar von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die Beiden droben; — dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
»Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht;
Für das hab ich gestritten, für das schlug ich ihn todt!«

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
»»Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und willst du mir verzeihen, komm', Hans, ich bin bereit!«« —

J. G. Seidl.

19. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs hohem Thurm;
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge zogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürst erseufzte: »Ach, daß ich gefangen bin!«
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
»Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!«
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: »Bringt mir Keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?« — Und die Wimper wird ihm schwer —
War's von Thränen, war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand;
Seht, sein Antlitz wird so helle. — Träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
»Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas heil'ges Land!««
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: »Leonidas!«
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wangen naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

Wilh. Müller.

20. Der Schiffbruch.

Auf den spiegelklaren Wogen
Glitt das Schiff in schnellem Lauf;
Und die Morgenwölkchen zogen
Hell am Horizont herauf.
Nach der schreckenvollsten aller Nächte
Sandte Gott, der Milde, der Gerechte,
Einen schönen friedlich heitern Tag.
Und in brünstig dankenden Gebeten
Für die Rettung, die sie heiß erflehten,
Auf den Knien jetzt die Mannschaft lag.

Aufwärts zum Verdecke steiget
Frommen Blicks ein edler Greis;
Alter nicht, was mehr noch beuget,
Kummer blich das Haar ihm weiß!
Dies bewährt des kühnen Auges Feuer,
Dieser Blick, um den sich noch kein Schleier
Einer altersschwachen Seele zieht;
In die Harfe greift er, stark besaitet,
Von der Stimme hoher Kraft begleitet,
Hob er an sein froh ertönend Lied:

»Aus den Armen seiner Lieben
Ward der Rittersmann vertrieben
Durch den blutigwilden Krieg;
Denn vom heimathlichen Strande
Zog er aus zum heil'gen Lande,
Zu erfechten Gott den Sieg.«

»Ach, ob auch die Herrin weine,
Ob der unschuldvolle Kleine
Stammelnd streckt die Händchen aus, —
Keine Hülf' ist ihrem Leide;
Denn das Kreuz auf Ritters Kleide
Treibt allmächtig ihn hinaus.«

»Frohen Muths hat er gestritten;
Nicht dem Franzmann, nicht dem Britten
Stand er nach im tapferm Sinn; —
Und er trug, was Gott beschlossen;
Zwanzig Jahre sind verflossen,
Seit er zog zu kämpfen hin;«

»Denn es hielten strenge Bande
Ihn entfernt vom Vaterlande,
Bis ein neuer Kreuzeszug
Ihn befreit vom Sklavenzwange,
Und dies Schiff bei Harfenklange
Ihn hinweg von Tunis trug.«

»Ob die Gattin wird noch leben?
Ob sie noch in Lieb' ergeben
Um den Langentfernten weint?
Ob, nach stillem Herzensbangen,
Sie und Rudolph eingegangen
Dorthin, wo der Tod uns eint?«

»Nein, hinweg mit dem Gedanken!
Muth im Herzen sonder Wanken
Jeder deutsche Ritter trägt.
Rittersmann, du darfst nicht zagen!
Mehr, als was er kann ertragen,
Ward noch Keinem auferlegt.«

»In des Meeres wilden Stürmen
Konnte Gott allein dich schirmen,

Und er that's mit Vaterhuld;
D'rum, wo's helfen gilt und trösten,
Ahme nach dem Ew'gen, Größten,
Thu' das Deine in Geduld.«

Und kaum ist das Lied verhallet,
Als in weiter Ferne schon
Banger Klage Ruf erschallet,
Und des Leidens bitt'rer Ton.
Nicht so glücklich mieden alle Schiffe
So die Sandbank, wie die Felsenriffe,
In des Sturmes zügelloser Wuth;
Denn auf Trümmern, die sie fest umfangen,
Nahen Wenige, dem Tod' entgangen,
Mühsam sich erhaltend auf der Fluth.

Daß die Rettung sie ereile,
Eh' der Pulsschlag stille steht,
Fliegen Balken, Taue, Seile, —
Aber ach, es ist zu spät!
Denn es fehlt, die Rettung zu erfassen,
Kraft den Armen, und aus ihren blassen
Trüben Angesichtern blickt der Tod.
Doch der Greis ruft: »Wohl! nach Gottes Willen
Wag' ich froh mein Leben, zu erfüllen,
Was sein Wort mir und mein Herz gebot«!

Sieh, er stürzt sich in die Fluthen
Von des Schiffes Rand hinab!
Freundlich ehrten sie den Guten,
Und sie wurden nicht sein Grab;
Er erscheint nach wenigen Secunden,
Und der Tugend Lohn hat er gefunden,
Denn er hält im kräftig starken Arm
Einen Jüngling; zwar Ermattung schließet
Seinen Blick, doch in den Adern fließet
Ihm das Blut noch frisch und lebenswarm.

Alle hatten ausgelitten;
Diese Jugendkraft allein
Hatte so den Tod bestritten,
Konnte so der Sieger sein.
Und das frische Leben kehret wieder;
Dankend sinkt er vor dem Retter nieder,
Innig, liebend hebt der Greis ihn auf,
Daß er fester an das Herz ihn drücke;
Doch ein plötzlich Schrecken starrt im Blicke
Jetzt des Jünglings, hemmt der Freude Lauf.

Und mit lauten Jammerklängen,
Die sich mächtig, wie sein Schmerz,
Aus zerriss'nem Herzen drängen,
Blickt zur Fluth er niederwärts:
»Warum hast du mich nicht auch verschlungen,
Da du mir mein Liebstes abgerungen,
Das, was mehr mir als mein Leben war?
Ihn, den Schatz, den ich so treu bewahret,
Ach, das Gold, das hoffend wir gesparet,
Willig darbend manch' ein langes Jahr!«

»Mutter, Mutter, nun vergehe!
Stirb in deinem Mißgeschick!
Denn des Sohns ersehnte Nähe
Bringt dir größern Schmerz zurück!«
Doch der Greis spricht ernst: »»Gott gab dir Leben, —

Und du darfst dich wider ihn erheben?«« —
»Theurer Herr, mich leite Gottes Hand!
Aber ach, zur Lösung war's gemeinet
Ihm, um den die Mutter einsam weinet,
Ihm, dem Vater, den ich nie gekannt!«

Und mit wehmuthsvollen Blicken
Liebend ihn der Greis umschlingt,
Als auf einmal Wonnentzücken
Ihm das tiefste Herz durchdringt.
Wie im heißen, zärtlichen Umfangen
Ihm der Jüngling mit den blassen Wangen
Still und traurig in das Auge blickt,
Wird's ihm plötzlich, wie in jener Stunde,
Wo den Abschiedskuß mit bleichem Munde
Bertha einst auf seine Stirn gedrückt.

Und er sieht, vom Gram verbittert,
Jene Schwermuth ihres Blicks —
Und mit einem Schlag durchzittert
Ihn die Fülle seines Glücks.
Nur ein Ton der Seligkeit entwehet
Seiner Brust, und nur ein Herz verstehet
Ihn: das Herz, das an dem seinen schlägt!
Gott vereinigt sie, die Nichts mehr scheidet,
Und die sanftbewegte Fluth durchschneidet,
Schnell das Schiff, das sie zur Heimath trägt.

Clotilde v. Nostitz.

21. Die Kapelle.

Auf einem Hügel des Wasgau lag
Vor Alters eine Kapelle;
Ein schattiger Busch sie rings umschloß,
Und aus des Hügels Busen ergoß
Sich eine sprudelnde Quelle.

Kein Pilger zog durch dieses Gefild',
Der nicht am Brünnlein sich labte,
Nicht an der heiligen Mutter Altar,
Der dieses Kirchlein gewidmet war,
Ein frommes Opfer gabte.

Schon glühte die Flur im Abendroth,
Schon blökte das Schaf nach dem Stalle;
Da kam ein Weib — eine Seraphs-Gestalt —
Den Hügel festlich herauf gewallt
Und trat in die dämmernde Halle.

In einem Körbchen aus Silberdrath
Trug sie ein Blumengewinde,
Das langsam ihre rosichte Hand
Der Säugerin um den Nacken wand
Und deren göttlichem Kinde.

Jetzt warf die Holde vor dem Altar
Mit nassem Auge sich nieder:

»O du! für deren Sohn sein Arm
Sich waffnete, still' meinen Harm,
Gieb meinen Benno mir wieder!«

»Herr Gott!« ruft, auf den Führer gelehn't,
Ein Blinder mit edler Geberde
Jetzt aus des Kirchleins offenem Thor;
Die Jungfrau hebet ihr Antlitz empor
Und sinket entgeistet zur Erde.

Der Blinde taumelt neben sie hin:
»Du bist es! deine Stimme,
Mein Herz, o Jutta! verräth dich mir!
O Schicksal! nur noch ein Wort von ihr!
Dann trotz ich deinem Grimme!«

Er preßt sie an's Herz, Verzweiflung pocht
Im Innern. Mit süßem Schrecken
Erwacht der Engel und flüstert ihm zu:
»Du bist's, mein Benno! du bist's, nur du
Kannst aus dem Tode mich wecken!« —

Ach! ihr verbarg ja die Dunkelheit
Sein todtes Auge. Mit Schauern
Rief er: »mein letzter Wunsch ist erfüllt,
Nun will ich, in ewige Nacht gehüllt,
Des Lebens Rest vertrauern!«—

»Ich irrte, du bist mein Benno nicht!«
Seufzt Jutta. — »Leider getroffen!
Dein Benno war blühend, ihm lachte das Glück,
Und dieser kommt blind aus der Ferne zurück,
Ach! und hat Nichts mehr zu hoffen.« —

»Nichts mehr?« sprach Jutta und küßt ihn entzückt
Und netzte sein Antlitz mit Zähren.
»Mein Benno bedarf einer leitenden Hand,
Die reich' ich ihm morgen zum ewigen Pfand
Der Treue vor Gottes Altären.«

Er sinket der Edlen zu Fuß' und lallt
Des Segens schmelzende Töne.
Hier, wo er die Traute wiederfand,
Hier weihte der Priester das heilige Band,
Und Engel fei'rten die Scene.—

Auch jene Scene feierten sie,
Da deine Hand mich erwählte,
O Doris! lange schon bist du mir,
Was Jutta dem Pilger; Dank sei dir,
Daß ich kein Mährchen erzählte.

Pfeffel.

22. Der Taucher.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldenen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten; er sei sein eigen.

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist Keiner, der sich hinunter waget?

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg.
Und alle die Männer umher und die Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab, —
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wieder gab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth und Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum,
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,

Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen! er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl;
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmesfausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:

Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt.
Den Becher reicht er ihm kniend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt.
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

»Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich;
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell;
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,

Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.«

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: »dieser Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tief unterstem Grunde.«

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
»Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht;
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.«

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein;
Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.«

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

23. Johanna Sebus.

Liebe wird im Tod verkläret,
Und der Liebe schuf.
Heilig, wen die Gottheit ehret
Mit dem schönsten Ruf!
Ob auch schrecklich der Naturen
Krampf ins Leben reißt,
Wenn ein Herz nur, willig brechend,
Liebes-Macht beweis't.

Wüthend stürzt der Strom die Wogen
Uferlos ins Thal;
Tiefe Nacht am Himmels-Bogen,
Fern der kleinste Strahl;
Weit an Bergen starrt der Flücht'gen
Schaar mit trübem Sinn
Auf das wüste, dunkle Meer-Grab
Ihrer Heimath hin.

Und tief hinten, in der Mitte
Sturmbewegter See,
Steht noch wankend eine Hütte
Auf verwais'ter Höh';
Fünf verlass'ne Menschen beben
Da am Grabes-Rand,
Fleh'n, der Blicke stumme Boten
Wolkenan gewandt.

Findet banger Mütter Flehen
Nicht mehr Gottes Huld?
Wird er nicht die Kleinen sehen,
Ohne Arg' und Schuld?
Unerforschlich ist sein Rathschluß,
Wir versteh'n ihn nie;
Schöner glaubt und sinkt ein Mädchen
Vor ihm auf die Knie.

In der Hand das Kreuz der Frommen,
Ihres Glaubens Stern,
Blickt sie, daß ihr Licht wird kommen,
Harrend auf zum Herrn;
Und der Geist der Höhe nahet
Ihrem off'nen Sinn;
Ihn erfassend, tritt sie edel
Vor die Mutter hin.

»Wie ich's fühle, muß ich's wagen,« —
Spricht sie wunderbar, —
»Mög' ich nimmer Myrthen tragen
Bräutlich um mein Haar;
Jenem Einen bin ich eigen,
Für den Tod verlobt.«
Wie sie's redet, Leichen fordernd
Sturm und Woge tobt.

Und sie nimmt, die ihrer Liebe
Ueber Alle ist,
Und sie geht, so fern und trübe
Schon die Woge fließt,
Durch die Wasser muthig ringend
Ragt das schöne Bild,
Mit der Mutter auf den Armen
Und mit Gott erfüllt.

Staunend sehen auf die Lehre
Alt' und Junge hin;
Scheinen sie nicht selbst die Meere
Scheuer zu umzieh'n?
Siegend mit dem theuren Kleinod
Ringt sie auf an's Land,
Nimmt den Mutter-Kuß, die Blicke
Wolkenan gewandt.

Und mit ehrfurchtsvollem Grüßen
Tritt das Volk nun hin;
Fromme Freude will erschließen
Auch den trübsten Sinn.

Selig, welchen Gott gefunden
Solcher Fügung werth,
Daß er Liebe, die aus ihm ist,
Todesmuthig ehrt!

Doch Johanna in der Mitte
Steht mit fremdem Blick,
Denkt hinüber nach der Hütte
Waisen-Schaar zurück.
Wohl fühlt sie, daß Unbekanntes
Sich in ihr bewegt,
Daß noch eine tief're Mahnung
Ihren Muth erregt.

Keiner mag sich Gott verschließen;
Wie die Woge schallt,
Schollen hinter Schollen schießen
Furchtbar in Gewalt,
In die Fluthen kehrt sie wagend,
In den Sturm hinaus;
Zagend folgen Aller Blicke
In den wüsten Graus.

Tiefer nun in Wassers-Gründen
Wühlt des Wetters Macht,
Damm und Haus und Feld verschwinden
In die blinde Nacht;
Mag ein Mensch der Elemente
Wildem Grimm entgegengeh'n?
Edles Mädchen, du wirst sterben
Einsam, ungeseh'n.

Seht, da wird ein Lichtblick helle!
Fort der Hütte Spur —
Auf des Deiches letzter Stelle
Steht Johanna nur,
Blickt hinüber in die Meer-Fluth,
Die den Rückweg schließt,
Gierig ihres Lebens, immer
Höher sich ergießt.

Und sie setzt sich und erhebet
Ernsten Blick und Sinn
Zu dem Zeichen deß, der lebet,
Zu dem Kreuze hin.
Hell herunter scheint's von oben
Auf das Kind herab,
Das der Liebe Kraft will loben
Mit freiwill'gem Grab.

Alle seh'n sie noch von Fernen
In des Himmels Schein,
Wie ein Engels-Bild von Sternen
Wohl sich zeigt allein.
Fluthen schwellen, Schollen treiben
Dichter um sie her,
Eine Woge kommt — Johanna
Ist bei uns nicht mehr.

Liebe wird im Tod verkläret,
Und der Liebe schuf.
Heilig, wen die Gottheit ehret
Mit dem schönsten Ruf!
Ob auch schrecklich der Naturen
Krampf ins Leben reißt,
Wenn ein Herz nur, willig brechend,
Liebes-Macht beweis't.

Pustkuchen.

24. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen!

»Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?«
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh.
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
»O wehe! Nun hab' ich Nichts aufzustehn!«
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein,
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.

»O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht meine Verbrechen!«
Sie wähnt, es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählig der Nachhall verloren,

So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

»Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!«
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
»Gott helfe mir gnädiglich, amen!«
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernen Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
»Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden.«

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brod,
Das konnt' er allein nicht essen. —

Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen,
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

»So, schwur mir ein Maurer, so ist es geschehn!«
Allein er verbot mir den Namen.
Gott laß' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, amen!

Bürger.

25. Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen, gar schnurrig! —
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr,
Nur Schade! sein Schäfer war klüger, als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

»Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde!«
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
»Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch däucht mir daneben, euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile?
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.«

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten;
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten;
Er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf.
Doch lös'te kein Doctor die Frage ihm auf.

Schnell wuchsen, bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

»Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sirchen! Es muß euch was angethan sein!«

»Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,

Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten!
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.«

»Nichts weiter? erwiedert Hans Bendix mit Lachen;
Herr, gebt euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich Nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.«

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er, mit Zepter und Kron', im Ornate:
»Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein?« —

»Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt ihr doch wohl minder werth sein.« —

»Hm, sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?« —

»Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan.« —

»Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!«

»Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen.« —
»Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen.« —
»Sein Diener, Herr Kaiser! euch trüget eu'r Sinn,
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer nur bin!«

»Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein.
Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid Juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n.«

»Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein.«

»Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.« —

»Herr Kaiser, groß hab' ich so eben Nichts nöthig;
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,

So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.«

»Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Panis-Brief beschert!

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanft seligen Tod.«

Bürger.

26. Die drei Knaben im Walde.

Es irrten drei Knäblein in dem Wald.
Die Luft ging schneidend und grimmig kalt;
Hoch lag in den Wegen der Schnee;
Sie aber gedachten, vor Sternenschein
Noch fern in Großvaters Dorf zu sein,
Der dort sie erharret in Weh.

Es war um die heil'ge Weihnachtszeit;
Sie hatten sich auf die Bescherung gefreut;
Sie wandelten frisch und getrost.
Und lauter und lauter der Sturmwind pfiff,
Und größeres Zagen ihr Herz ergriff;
Laut ächzten die Bäume vor Frost.

Das Dörflein lag wol jenseits der Ilm.
Ton, Wilibald und der kleine Wilm,
So hießen die Knäbelein.
Und dichter und nächtlicher wurde der Wald,
Und immer mehr Muth sprach Wilibald
Den zagenden Brüdern ein.

Horch, — Freude! — horch ein Posthornton!
Sei wohlgemuth nun, Bruder Ton,
Dort steigt schon Oefenrauch!
»Ach nein, ach nein! — Am Horizont
Dampft's rothlich, und bellend gegen den Mond
Nur liegen die Füchs' auf dem Bauch!«

Horch Peitschenknall, horch Hahnenschrei!
Sei, Bruder Wilm, nun schreckenfrei,
's giebt Menschen in der Näh'!
»Ach nein, ach nein! mein Wilibald;
Auf reißet der Frost die Bäum' in dem Wald;
Es knistert im Fallen der Schnee.«

Sieh dort! tief unten im stillen Geländ'
Geht unsere Wanderschaft zu End',
Dort ist Großvaters Dorf!
»Ach nein, ach nein! der schwarze Fleck
Ist nicht des stillen Dörfleins Heck',
Ist schwarzer Moor und Torf.«

Mir ist's, als hör' ich durch Schnee und Sturm
Den Thürmer auf Sankt Marienthurm
Gar lieblich blasen; es schallt:
»Ein Kindlein uns geboren ist!«
Dies Kindlein wird zu dieser Frist
Geleiten uns durch den Wald.

»Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Es wird mir so schaurig, es wird mir so kalt;
Es drückt die Augen mir zu!
Dort unter der Weid', am Ufer der Ilm,
Dort will ich mich setzen,« so sprach lieb Wilm,
»Ihr wandelt dem Dörflein zu!«

Her schritt der Tod an das Ufer der Ilm
Und legte sich still auf den kleinen Wilm,
Weil schaurig der Nordwind blies;
Schlaf' süß, schlaf' sanft, du Engelsbild!
Geleiten die Englein freudig und mild
Dich ein in das Paradies!

Still blinken die Lichter im heimischen Dorf!
Da gingen die Zween durch Moor und Torf,
Den Weg im Schneelicht zu spähn;
Mit ihnen versank das falsche Geländ';
Die Kindlein falteten betend die Händ'
Und wurden nicht wieder gesehn.

Rothkehlchen das saß auf seinem Ast,
Der kleine schaudrige Wintergast,
Und weinte den ganzen Tag.
Großvater folgt' am Ufer der Ilm
Dem Klageton nach, bis wo Wilm
Wol unter den Weiden lag.

J. Falk.

27. Ritter Bruno's Abendandacht.

»Laßt die muntern Hörner schweigen!
Rühmlich ist die Jagd vollbracht;
Sterne schaaren sich zum Reigen
In der heitern Mondennacht.
Seht, wie dort der Warte Zinnen
Schatten breiten auf das Thal;
Jagdgenossen, zieht von hinnen,
Harret mein zum frohen Mahl!«

Also Bruno, und die Knappen
Ziehn vorüber Roß bei Roß,
Und er selber steigt vom Rappen,
Deutet schweigend nach dem Schloß;
Denn ein sehnsuchtsvolles Ahnen
Ist im Mondlicht ihm erwacht
Nach dem Sohn, der Gottfrieds Fahnen
Eine Hülfsschaar zugebracht.

Sinnend folgt er, kreuzt die Hände
Auf des leichten Panzers Stahl,
Tritt zur moos'gen Mauerblende,
Wo mit reger Schmerzen Qual
Auf zum Kreuz Maria schauet,
Und ein Dolch ihr Herz durchzückt;
Andacht hat das Bild erbauet
Und mit manchem Kranz geschmückt.

Zu den grünenden Gehägen,
Von des Abends Hauch durchwallt,
Dringt ein Ton mit dumpfen Schlägen,
Der vom fernen Kloster hallt;
Schwebend mit der Glocke Klängen
Hört der Ritter Psalmen wehn,
Aehnlich leisen Weihgesängen,
Die den Todten Ruh' erflehn.

Das Baret, dem bunt Gefieder
Ritterlichen Schmuck verleiht,
Und den Jagdspieß legt er nieder,
Kniet und fleht mit Brünstigkeit:
»Königin der Engelschaaren,
Die einst unterm Kreuze stand!
Schirm' den Jüngling vor Gefahren,
Du, die Mutterschmerz empfand!«

Da erhellt sich das Gemäuer;
Leuchtend Grün im blonden Haar,
Glänzt ein Jüngling; schlängelnd Feuer
Flammt vom Schwertgriff wunderbar;
In des Himmels reiner Schöne,
Sein Gewand des Abends Duft,
Schwebt der junge Held, und Töne
Zittern lieblich durch die Luft.

»Herrlich lohnt der Herr der Welten
Dem, der ihm vertrauet hat;
Dort, in jenen Lichtgezelten
Zieht sich unsre Lagerstatt;
Blitze sprühen unsre Speere,
Donnern gleich dröhnt unser Schild;
Wir sind noch bei Gottfrieds Heere,
Wo es Kampf und Rettung gilt.«

Und schon ist das Bild zerflossen;
Bruno, seines Sinns bewußt,
Kehret still zu den Genossen,
Zieht die Hausfrau an die Brust;
»Mutter, mir ward ferne Kunde;
Unser Sohn hat obgesiegt —
Glorreich! — — merk' auf diese Stunde,
Ob des Himmels Stimme trügt.«

Weinend blickt das Weib zu Boden,
Das die Deutung schnell versteht,
Fleht' für des geliebten Todten
Ruh' am Altar früh und spät;
Und ein Herold bringt die Kunde
Fern aus dem gelobten Land,
Daß ihr Jüngling um die Stunde
Des Gesichts die Palme fand.

Fr. Kind.

28. Der Organist.

Am hohen Dom der Orgel Spiel
Versorgte gern der wackre Hesper;
Es gab wohl oft der Arbeit viel,
Und früh zur Hora, spät zur Vesper
Erschallt der Klang durchs Gotteshaus;
Doch hielt er fromm und freudig aus.

Denn für der Töne Wunderkraft
Ist all sein Leben nur geboren;
Sie nur sind seine Wissenschaft,
In ihnen schwelgt er, süß verloren;
Und was in Gottes Schöpfung schön,
Wird ihm melodisches Getön.

Und wie mit mildem Geisterwehn
Die Töne liebend ihn durchdringen,
Bei Sonnen Auf- und Untergehn
Ihm nur die Himmels-Harfen klingen, —
So trägt er auch in stiller Brust
Nur Gottesfurcht und Klangeslust.

Der Wohnung engbeschränkter Raum
Liegt angebaut am weiten Dome;
D'raus schallt's ihm wohl in manchem Traum
Mit reiner Melodien Strome;
Doch wenn er es recht fassen will,
Erwacht er, schnell ist Alles still.

Da sitzt er traurig da und trüb',
Gleich Einem, der nach dem sich sehnet,
Was ihm wohl über Alles lieb,
Und schmerzlich ist sein Aug' bethränet,
Bis wieder er die Orgel schlägt,
Und ihn der Klang zum Himmel trägt.

Da wird's ihm stiller im Gemüth,
Es trösten ihn die heil'gen Klänge,
Das Herz in frommer Andacht glüht
Und gern ihm aus dem Busen spränge;
Dann sinnt er wohl daheim mit Fleiß,
Doch nicht er's zu ersinnen weiß.

Was ihm die Schule künstlich lehrt,
Es ist nur menschlich Thun und Sinnen;
Was aber er in Träumen hört,
Was lebt und sich gestaltet innen
Im Herzen, in der frommen Brust,
Ist göttlich, ist des Himmels Lust. —

Und Christi Fest war wieder da,
Wo Gott für uns das Heil erworben,
Wo er gewallt nach Golgatha
Und ist am Kreuzesstamm gestorben, —
Da wandelten in's Haus des Herrn
Der Beter viel von nah' und fern.

Und Hesper goß in's fromme Herz
Mit seiner Orgel Feuertönen
Den Gläub'gen reuevollen Schmerz
Und sel'ge Tröstung durch Versöhnen;
Wohl Keiner aus der Kirche schied,
Als tief bewegt vom Orgellied.

Der aber solche Rührung schuf,
War selbst in tiefster Brust durchdrungen;
Es war, als sei ein Abschiedsruf
Ihm aus der Töne Strom erklungen;
Und an dem Osterabend matt
Er sich zur Ruh begeben hat.

Und wieder kam der sel'ge Traum,
Und laut erschallen Himmelstöne
Zu seinem Ohr vom Kirchenraum,
In hoher Gluth, in reiner Schöne;
Doch als er sehnsuchtsvoll erwacht,
Da klingt es fort, sanft durch die Nacht.

Und oben bricht der Morgen an,
Der Auferstehung Ostermorgen;
Da zieht's ihn fort zum Chor hinan,
Er muß dem sel'gen Ruf gehorchen;
Die Töne ziehen als Magnet
Mit Milde und mit Majestät.

Er tritt hinein in's Orgel-Chor
Und blickt zu ihr mit süßem Bangen;
Und sieh, ein Knabe sitzt davor,
Von Lichtglanz silberhell umfangen,
Und spielt und weckt der Töne Strom,
Der mächtig fluthet durch den Dom.

Und blickt dazu so süß und mild,
Wie ganz in Seligkeit versunken;
Und Hesper sieht das Engelsbild
Und hört die Töne wonnetrunken
Und weiß nicht mehr von Erdensinn,
Sein Geist schwimmt auf den Klängen hin.

Und als er so recht selig ist,
Ist nicht der Engel mehr vorhanden,
Und Glocken tönen, daß der Christ

Aus Grab und Todesnacht erstanden;
Und fromme Christen nah und fern
Zieh'n freudig ein in's Haus des Herrn.

Er aber, seiner nicht bewußt,
Setzt sich zu seinem Orgelwerke
Und spielt aus himmelsvoller Brust
Das Lied der Huld, das Lied der Stärke,
Was unerreichbar in ihm lag,
Das hohe Lied des Engels nach.

Und Staunen herrscht im Gotteshaus,
Wie dieser Töne Wunder schallen;
Sie sprachen Unnennbares aus;
Und alle Beter niederfallen,
Und alle Herzen heben sich
Zu Gott im Flehn andächtiglich.

Da schweigt der Ton, still wird's umher. —
Verwaiset ist die Orgel worden.
Der treue Meister ist nicht mehr,
Er schied auf himmlischen Akkorden;
Ihm war das Höchste aufgethan;
Der letzte Ton rief ihn hinan.

Theodor Hell.

---

3. Lieder, Oden, Elegien.

---

1. Sternhelle Nacht.

Gottes Pracht am Himmels-Bogen
Ist in Sternen aufgezogen.
Welch ein heilig stilles Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannst du noch dein Auge senken?
Deines armen Lebens denken,
Und was irdisch dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden,
Hat dich seiner werth gefunden,
Ist ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen
Hat er seinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammen-Meere
Wandeln, wo sein Auge schaut!

Seine Liebe spricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie sein Auge sie vergißt.
Allem Dasein, allem Leben
Hat er diesen Trost gegeben,
Halleluja, daß du bist!

Mahlmann.

2. Abendlied an Minna.

Wie hängt die Nacht voll Welten,
Wie glänzt der Abendstern,
Als säh er Menschenfreuden
Und Menschenruhe gern!

Ach, Minna, der den Stern gemacht,
Der hat auch mein und dein gedacht
Und wird uns nie vergessen.

Er blickt mit Vaterliebe
Aus diesem Sonnenmeer,
Im Flimmern goldner Sterne,
Auf seine Kinder her;
Und wo auf seiner schönen Welt
Des Kummers Thräne niederfällt,
Da giebt es Trost und Frieden.

Das Herz, so schwer von Sorgen,
Wiegt er in süße Ruh
Und drückt mit Abendlüftchen
Des Dulders Auge zu.
Sein guter Engel lohnet dann
Den Schweiß, der von der Stirne rann,
Mit einem süßen Traume.

Ihm, ihm laß uns vertrauen,
Auf ihn nur laß uns sehn,
Wenn wir auf Dornen wandeln,
Wenn wir auf Blumen gehn.
Für Dorn und Blume sei ihm Dank,
Es dauert eine Stunde lang,
Dann wiegt er uns in Schlummer.

Und unsre Dornenpfade
Umschimmert ja der Kranz
Von Millionen Welten
Mit sanftem Hoffnungsglanz;
Dort ist den Menschen bess'rer Art
Ein stiller Wohnplatz aufbewahrt,
Wo sie des Grams vergessen.

Wenn um die bleiche Wange
Der Hauch des Todes weht,
Wenn dem gebrochnen Auge
Die schöne Welt vergeht,
Wenn unsers Busens Klopfen ruht,
Dann, meine Minna, Trost und Muth!
Dann wandeln wir zum Vater.

Er trägt in seinem Herzen
Die Kinder seiner Welt
Und heißt sie froh willkommen
Im schönen Sterngezelt.
Und dort muß auch ein Sternchen sein,
Wo sich verwandte Seelen freun,
Dort bist du mein auf ewig!

Mahlmann.

3. Die Sterne.

Wie wohl ist mir im Dunkeln!
Wie weht die laue Nacht!
Die Sterne Gottes funkeln
In feierlicher Pracht!
Komm, Ida, komm ins Freie
Und laß in jene Bläue,
Und laß zu jenen Höh'n
Uns staunend aufwärts sehn.

Sieh, wie die Leier schimmert!
Sieh, wie der Adler glüht!
Sieh, wie die Krone flimmert!
Und Gemma Funken sprüht!
Die hellen Wächter winken,
Die goldnen Wagen blinken,
Und stolz durchschwimmt der Schwan
Den blauen Ocean.

O Sterne Gottes, Zeugen
Und Boten bess'rer Welt,
Ihr heißt den Aufruhr schweigen,
Der unsern Busen schwellt.
Ich seh' hinauf, ihr Hehren,

Zu euren lichten Sphären,
Und Ahnung beſſ'rer Luſt
Stillt die empörte Bruſt.

O Ida, wenn die Schwermuth
Dein ſanftes Auge hüllt,
Wenn dir die Welt mit Wermuth
Den Lebensbecher füllt:
So geh hinaus im Dunkeln
Und ſieh die Sterne funkeln,
Und leiſer wird dein Schmerz,
Und freier ſchlägt dein Herz.

Und wenn im öden Staube
Der irre Geiſt erkrankt;
Wenn tief in dir der Glaube
An Gott und Zukunft ſchwankt:
Schau auf zu jenen Fernen,
Zu jenen ew'gen Sternen!
Schau auf und glaub' an Gott
Und ſegne Grab und Tod.

O Ida, wenn die Strenge
Des Schickſals einſt uns trennt,
Und wenn das Weltgedränge
Nicht Blick und Kuß uns gönnt:
So ſchau hinauf ins Freie,
In jene weite Bläue!
In jenen lichten Höhn,
Dort, dort iſt Wiederſehn!

Und wenn ich einſt, o Theure,
Von allem Kampf und Krieg,
Im ſtillen Grabe feire,
So ſchau empor und ſprich:
»In jenen hohen Fernen,
Auf jenen goldnen Sternen,
Dort, wo's am hellſten blitzt,
Wallt mein Verlorner jetzt.«

O Sterne Gottes, Boten
Und Bürgen beſſ'rer Welt,
Die ihr die Nacht der Todten
Zu milder Dämmrung hellt!
Umſchimmert ſanft die Stätte,
Wo ich aus ſtillem Bette
Und ſüßem Schlaf erwach'
Zu Edens ſchönerm Tag!

Koſegarten.

4. Stiller Sinn.

Fromm mit liebendem Gemüthe
Feſt vertrau'n der ew'gen Güte,
Ob der Erde Stürme wehn, —
In des Lebens irrem Treiben
Stets muß doch dies Eine bleiben,
Ohne Wank muß es beſteh'n.

Wenn ich Nachts gen Himmel ſchaue
Nach der ſternbeſä'ten Aue,
Wo die Wunderblumen blüh'n, —
O wie fühl' ich mich beſchwichtigt,
Und den irren Sinn berichtigt,
Nur von reinen Flammen glühn.

Schöne Bilder aus der Ferne
Stehn ſie da die goldnen Sterne,
Bilder der Beſtändigkeit,
Bilder ſonnenlautrer Klarheit,
Ewig unverrückter Wahrheit,
Seliger Zufriedenheit.

Traue nur der ew'gen Güte!
Dieſe reine Himmelsblüthe
Blüht auch in der rauhſten Zeit.
Roſen mögen ſich entfärben,
Andre Blumen mögen ſterben,
Bis ſie ſpät der Lenz erneut.

Erde muß, was irdiſch, erben;
Dieſe Blüthe kann nicht ſterben,
Unvergänglich iſt ihr Mai.
Traue nur der ew'gen Güte!
Treu im liebenden Gemüthe
Zeigt ſie dir ſich ewig neu!

Conz.

5. Vertrauen.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar Nichts nehmen;
Es muß erbeten sein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hie wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn;
Was er ihm vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt;
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf! auf! gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht.
Bist du noch nicht Regente,
Der Alles führen soll,
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und sollt'st du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
So frag' er Nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gsten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,

Die du zu deinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue,
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg der Ehrenkron';
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt,

Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unsrer Noth;
Stärk unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen sein,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Paul Gerhard.

6. Beruhigung.

Wo durch dunkle Buchengänge
Blasser Vollmondsschimmer blickt,
Wo um schroffe Felsenhänge
Sich die Epheuranke strickt;
Wo aus halbverfallnem Thurme
Ein verlaßnes Bäumchen ragt,
Und, emporgescheucht vom Sturme,
Schauervoll die Eule klagt;

Wo um sterbende Gesträuche
Sich der graue Nebel dehnt,
Wo im trüben Erlenteiche
Dürres Rohr im Winde tönt;
Wo, in wildverwachs'nen Gründen,
Dumpf der Bergstrom wiederhallt,
Und, ein Spiel den Abendwinden,
Welkes Laub auf Gräber wallt;

Wo im bleichen Sternenscheine
Um den früh verlornen Freund
Einsam im Cypressenhaine
Hoffnungslose Sehnsucht weint:
Da, da wandelt, von den Spielen
Angestaunter Thorheit fern,
Unter ahnenden Gefühlen,
Schwermuth, dein Vertrauter, gern!

Da erfüllt ein stilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh sein Herz!
Da ergießt in milden Thränen
Sich der Seele banger Schmerz!
Und sein Blick durchschaut die trübe
Zukunft ruhig bis ans Grab,
Und es ruft: Gott ist die Liebe!
Jeder Stern auf ihn herab!

Matthisson.

7. Der Frühlingsabend.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain, mit Gold bemalt;

Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke strahlt!

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit!

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht;
Du winkst, wenn dort, im ungemeßnen Raum,
Ein Sonnenball vergeht!

Matthisson.

8. Das Abendroth.

Wie lieblich, wenn dein rother Schein
Den stillen See bemalt
Und in den thaubesprengten Hain
Durch Blüthenzweige strahlt,
Auf goldner Wogenfluth des Korns
Leicht hin und wieder schlüpft
Und funkelnd auf des Wiesenborns
Umschäumten Silber hüpft!

Wie lieblich, wenn er mit dem Bach
Die Blumenau durchspielt
Und sich durch das Holunderdach
In meine Laube stiehlt;
Wenn wollichtkrauser Wölkchen Heer
Sein Purpur überzieht,
Und, roth vom Wiederschein, das Meer
Wie Lavaströme glüht!

O Pracht, wenn du der Berge Blau
Mit goldnem Saume zierst,
Bevor du dich ins matte Grau
Der Dämmerung verlierst!
Noch wunderschöner strömt die Fluth
Von deinem Rosenlicht
Dem Mädchen unterm Halmenhut
Ins blühende Gesicht.

Wenn bei der Heidelerchen Sang
Dein letzter Strahl erstirbt,
Im Todtenacker, leis' und bang',
Noch die Cicade zirpt, —
Dann lächelt die Vergangenheit
Durch der Erinnerung Flor;
In mildem Lichte steigt der Zeit
Verblichnes Bild empor.

Aus deines Kranzes Rosen thaut
Wehmüthiges Gefühl;
Im Spiegel stiller Ahnung schaut
Mein Geist der Wallfahrt Ziel;

Vom Hauch der Hoffnung leicht umweht,
Vergißt er Gram und Schmerz;
Die Erde rings um ihn vergeht,
Er schwingt sich himmelwärts.

Salis.

9. Gott im Ungewitter.

Du Schrecklicher, wer kann vor dir
Und deinem Donner stehn?
Der Herr ist groß! Was trotzen wir?
Er winkt, und wir vergehn.

Er lagert sich in schwarzer Nacht;
Die Völker zittern schon;
Geflügeltes Verderben wacht
Um seinen furchtbar'n Thron.

Rothglühend schleudert seine Hand
Den Blitz aus finstrer Höh',
Und Donner stürzt sich auf das Land
In einem Feuersee,

Daß selbst der Erde fester Grund
Vom Zorn des Donners bebt,
Und was um ihr erschüttert Rund
Und in der Tiefe lebt.

Den Herrn und seinen Arm erkennt
Die zitternde Natur,
Da weit umher der Himmel brennt,
Und weit umher die Flur.

Wer schützt mich Sterblichen, mich Staub,
Wenn, der im Himmel wohnt
Und Welten pflückt, wie dürres Laub,
Nicht huldreich mich verschont?

Wir haben einen Gott voll Huld,
Auch wenn er zornig scheint;
Er herrscht mit schonender Geduld,
Der große Menschenfreund!

Uz.

10. Morgenpsalm.

Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenstern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt;
Sieh, naher Felsen düstre Zinn' entglüht,
Der Rose gleich, die über Trümmern blüht.

Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebel dringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

Im Morgenroth, das naher Gletscher Reihn
Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt,
Verdämmert seines Thrones Wiederschein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt.
Er leuchtet Huld auf redliches Vertraun
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgraun.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt,
O, Allmacht, dir, die mir Erlöser heißt.

Salis.

11. Heiliges Lied.

Dich preis't, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang,
Dich preis't, Allgütiger, der Seraphim Gesang!
Die ganze Schöpfung schwebt in ew'gen Harmonien,
So weit sich Welten drehn, und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn, sind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vatersarmen,
Darf dem Erweckungswort vertraun'n! es heißt: Erbarmen!

Matthisson.

12. Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerszeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Gruft
Und macht sich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrthen.
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz vom Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Fleucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise.
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet Jung und Alt
Und rühmt die große Güte
Deß, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüthe.

Ich selbsten kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen,
Und singe mit, wenn Alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk ich, bist du hie so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt,
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein!
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit unverdroßnem Mund und Stimm'
Ihr Hallelujah singen!

O wär ich da! O ständ' ich schon,
Ach! süßer Gott, vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe.
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' in mir deinem Geiste Raum,

Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiben.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und laß mich bis zur letzten Reis'
An Leib und Seele grünen;
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein und sonsten keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Paul Gerhard.

13. Andacht.

Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt, —
Wann im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt: —

O dann werf' ich Jubellieder
In's Lobpreisen der Natur;
Echo spricht die Töne wieder;
Alles preist den Ew'gen nur.

Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall:
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall? —

L. Tiek.

14. Andacht im Freien.

Hinaus in Gottes großen Tempel,
Mit Feld und Berg und Wald geschmückt!
Dort hat die Allmacht ihren Stempel
So rein auf jedes Blatt gedrückt!

Hin in der Abendsonne Strahlen,
Wo man vom Hügel überschaut,
Wie schön sich Berg und Wolken malen,
Eh sie die Dämmrung übergrau't!

In dieses Heiligthum zu treten,
Ist reiner Seelen Hochgenuß!
Da läßt's sich zum Allvater beten
Mit ganzer, voller Seel' Erguß.

Von Gottes Schöpfung angelächelt,
Die frei vor Jedes Blicken liegt,
Vom lauen Abendwind umfächelt,
In dem sich jedes Hälmchen wiegt —

Wem da, auf still umglänztem Hügel,
Das Herz nicht fromm und freudig schlägt,
Wen da der Andacht heil'ger Flügel
Allmächtig nicht gen Himmel trägt:

Der wird an allen Hochaltären
Nicht beten fromm und inniglich!
Der rühme keiner Andachtszähren
Und keines Menschenherzens sich!

A. G. Eberhard.

15. Der Blick ins Gotteshaus.

Ich sah das Meer! Es war des Ew'gen Zeuge
In seines Ungestümes wilder Kraft,
Daß Jeder demuthsvoll die Knie beuge
Vor dem, der tödten kann, gleich wie er schafft.

Ich sah das Land! Es war des Vaters Segen,
Der es geschmückt mit jedes Reizes Glanz,
Mit jeder Gabe, daß in Thau und Regen
Es blüh', ein düftereicher Friedenskranz.

Ich sah den Himmelsbogen. Unermessen
Ist er gespannt zu seiner Schöpfung Dach;
Er, der den Wurm im Staube nicht vergessen,
Lenkt dort die Welten myriadenfach.

Und Höh'res glaubt' ich sehen nicht zu können,
Das hin mich flügle zu der Gottheit Sitz,
In Flammen der Verehrung zu entbrennen,
Entzündet von des Geistes Aetherblitz.

Da trat ich in des Gotteshauses Hallen
Und sah die Menge gläubig im Gebet,
Im Schauer der Ergebung niederfallen
Vor ihres Gottes hoher Majestät;

Und sah die Seelen, von der Erd' enthoben,
Den Blicken folgen durch der Wolken Thor
Und auf sich schwingen zu dem Glanz von oben,
Zu reiner Engel lichtumfloss'nem Chor;

Und sah nicht mehr, was, irdisch und erniedrigt,
Gemeinem Staube noch die Macht gewährt,
Und sah nun jedes Geistes Wunsch befriedigt
Und jedes Herz gereinigt und verklärt.

So rief ich aus: Ob Sterne, Meer und Erde
Dich künden, Gott, in Größe, Kraft und Zier,
Ein Höheres entströmte deinem Werde!
Es ist der Geist, erhebt er sich zu dir!

Theodor Hell.

16. Schall der Nacht.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andere Vögel schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Loben zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Echo, der wilde Wiederhall,
Will sein bei diesem Freudenschall
Und lässet sich auch hören;
Verweis't uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Die Sterne, so am Himmel stehn,
Sie lassen Gott zum Lobe sehn
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie auch Gott thu preisen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Nur her, mein liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die faulsten sein
Und schlafen liegen bleiben,
Vielmehr bis daß die Morgenröth'
Erfreuet dieser Wälder Oed',
In Gottes Lob vertreiben;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Des Knaben Wunderhorn.

17. Das Nordlicht.

Groß ist der Herr! Donner, du rufst's in des Wetters
Schrecklicher Nacht. — O, der Wunder in der Schöpfung!
Schaut, ihr Sterblichen, dort das Nordlicht
Preiset den Ewigen auch.

Zwar wie das Meer donnert es nicht, wie der Sturmwind
Brauset es nicht; doch wie flammt dort es im Blitzglanz
Hoch am dunkeln Olymp! Ein stiller
Feirer erhebt es den Herrn.

Schlummernd entglimmt's tief in der Fern' an dem Himmel,
Flieget herauf von dem Nordpol, wo mit Gold es
Eiseilande bestrahlt, Schneefelsen
Lieblich mit Rosen bestreut.

Wachend am Herd' siehet mit Lust, der in Grönlands
Hütten sich birgt, wie es wogend sich daher geußt,
Wie der dauernden Nacht Graundunkel
Ebnen und Hügel verläßt.

Siehet's und eilt muthig zur Jagd in der Klüfte
Drohenden Hang. Und der Normann, dem des Winters
Hauch die Locken bereift, frohlockend
Fliegt er die silberne Bahn.

Seht, wie die Gluth strömend umwallt den bestirnten
Mantel der Nacht und ihn röthet wie mit Purpur!
Blässer dämmert Arktur, und zitternd
Schwimmt der Planet in dem Glanz.

Der den Planet, Sonnen der Welt und den Mond schuf,
Winkte dem Licht, das dort herflammt. Aus dem Eismeer
Stieg es freudig herauf, hochpreisend
Ihn, den kein Cherub erreicht.

Neubeck.

18. Chamouny beim Sonnenaufgang.

Aus tiefen Schatten des schweigenden Tannenhains
Erblick ich bebend dich, Scheitel der Ewigkeit,
Blendender Gipfel, von dessen Höhn
Ahnend mein Geist ins Unendliche schwebet.

Wer senkte den Pfeiler tief in der Erde Schooß,
Der seit Jahrtausenden fest deine Masse stützt?
Wer thürmte hoch in des Aethers Wölbung
Mächtig und kühn dein umstrahltes Antlitz?

Wer goß euch hoch aus des ewigen Winters Reich,
O Zackenströme, mit Donnergetös' herab?
Und wer gebietet laut mit der Donner Stimme:
»Hier sollen ruhen die starrenden Wogen!«

Wer zeichnete dort dem Morgensterne die Bahn?
Wer kränzt mit Blüthen des ewigen Frostes Saum?
Wem tönt in schrecklichen Harmonien,
Wilder Arveiron, dein Wogengetümmel?

Jehovah! Jehovah! krachts im berstenden Eis;
Lavinendonner rollens die Kluft hinab;
Jehovah! rauscht's in den hellen Wipfeln,
Flüsterts an rieselnden Silberbächen.

Friederike Brun, geb. Münter.

19. Die Tempel.

»Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die, seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schooß
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und sein wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?«

Wir blicken hin. Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmückt und Wasser giebt
Den Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
In's Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und Alles ordnet, Alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Zedernwipfel,
Ein festes Band; allein zu groß
Für unsern Blick! Wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dichtverschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom brauf't
Er nieder; seine Tanne sauf't;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt,

Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf- und untergehn
Beim Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumichter Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin;
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

Joh. Georg Jacobi.

20. Lob der Gottheit.

Des Himmels ewig dauerndes Gewölbe,
Das über allen Sternen hängt,
Der Erdball unter ihm, gegründet auf sich selber,
Verkündigt seinen Herrn.

Ihn lobt der Tag, ihn singt mit tausend Zungen
Die Nacht, und alle Welt vernimmt
Den Lobgesang der Nacht, und alle Völker hören
Des Tages Königin.

Sie steigt auf ihren Purpurthron im Osten,
Geht triumphirend ihre Bahn
Und überschaut ihr Reich, bis sie der Abendhimmel
In seine Thore nimmt.

Ihr Anblick, wenn sie durch den Äther wallet,
Zieht Wälder aus der Erde Schooß
Und aus der Fluth den Thau, der aus den Wolken träufelt
Und aus den Bergen strömt.

Sie wickelt das erwärmte Rund der Erde
In einen grünen Teppich ein,
Bestreut mit Blumen ihn, hell leuchtend, wie die Farben
Des Gürtels, den sie webt.

Aus ihrem Feuermeer füllt seine Lampe
Der Mond mit Licht; der Morgenstern
Und seiner Brüder Chor, von ihr bekränzt mit Strahlen,
Tanzt freudig um sie her.

Laut ruft sie durch die gränzenlose Tiefe,
Und alle Sterne rufen laut:
Allmächtig ist die Hand, die uns zusammenfaßte
Und in den Weltraum warf!

Ramler.

21. Die Frühlingsfeier.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Kann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entranntest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde!
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entranntest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausend mal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr als die Erden, die quollen!
Mehr, als die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht! und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du!
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehova's Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner;
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Klopstock.

22. Morgengesang am Schöpfungsfeste.

Zwei Stimmen.

Noch kommt sie nicht die Sonne, Gottes gesendete,
Noch weilt sie die Lebensgeberin;
Von Dufte schauert es rings umher
Auf der wartenden Erde.

Heiliger! Hocherhabner! Erster!
Du hast auch unseren Sirius gemacht!
Wie wird er strahlen, wie strahlen
Der hellere Sirius der Erde!

Schon wehen sie, säuseln sie, kühlen
Die melodischen Lüfte der Frühe!
Schon wallt sie einher die Morgenröthe, verkündiget
Die Auferstehung der todten Sonne.

Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Wir deine Kinder, wir, mehr als Sonnen,
Müssen dereinst auch untergehen,
Und werden auch aufgehn!

Alle.

Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Wir deine Kinder, wir, mehr als Sonnen,
Müssen dereinst auch untergehen,
Und werden auch aufgehn!

Zwei Stimmen.

Halleluja, seht ihr die Strahlende, Göttliche kommen?
Wie sie da an dem Himmel emporsteigt!
Halleluja, wie sie da, auch ein Gotteskind,
Aufersteht!

O der Sonne Gottes! Und solche Sonnen,
Wie diese, die jetzo gegen uns strahlt,
Hieß er, gleich dem Schaum auf den Wogen, tausend mal tausend
Werden in der Welten Oceane.

Und du solltest nicht auferwecken? der auf dem ganzen
Schauplatz der unüberdenkbaren Schöpfung
Immer und Alles wandelt
Und herrlicher macht durch die Wandlung!

Alle.

Halleluja, seht ihr die Strahlende, Göttliche kommen?
Wie sie da an dem Himmel emporsteigt!
Halleluja, wie sie da, auch ein Gotteskind,
Aufersteht!

Klopstock.

23. Vater unser!

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht.
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame;
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt:
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ewige Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie heilig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton!
Herr! Herr! in deinem Gottesreich
Ist Alles recht, ist Alles gleich:
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höh'n,
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O, ewige Weisheit, unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft;
Dein Weg ist Nacht! geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandern soll;
Doch in deine Nähe
Führst du Alle, daß sie heilig werden:
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht erglänz' im grünen Laube;
Es weide die Heerd' im stillen Thal,

Und auf den Bergen röthe sich die Traube;
Und Alles genieße mit Dank und mit Freude:
Unser täglich Brod gieb uns heute.

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben,
Erbarme dich unser!
Schwachheit ist der Menschen Loos,
Deine Gnad' ist gränzenlos,
Dein Erbarmen unermeßlich;
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben:
Und vergieb uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht,
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken,
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod;
Wir hoffen, wir hoffen auf Morgenroth;
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht!
Führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Uebel!
Denn du bist Herr, und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich,
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit.
Amen!

Mahlmann.

24. Am Aschermittwoch.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen;
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zur Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwais'te Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen,
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehen!
Was verwes't, muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland' entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien:
O, die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen!

Sieh an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären!
Menschenhoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

Joh. Georg Jacobi.

25. Der Gottesacker.

Im Vorfrühling.

Blätter treibt des Kirchhofs Flieder,
Neigt auf Grüfte junges Laub;
Kirschenblüthe gaukelt nieder
Auf der Abgeschiednen Staub.
Bleicher Primeln Keime lüpfen
Sanft das Moos, das sie umgab;
Und des Dorfes Kinder hüpfen
Achtlos auf der Mütter Grab.

Junges Sinngrün drängt sich dichter
An des Jünglings flachen Stein,
Oeffnet blauer Blumen Trichter,
Saugt zerfloss'nen Reifen ein.
Schlaff gedrückte Halme richten
Sich vom Winterschlaf empor,
Und in naher Waldung Fichten
Flötet laut ein Drosselchor.

Drosseln, singt in leisen Chören!
Amsel, flöt' im Trauerhain!
Nur wir Hinterbliebnen hören
Eure Frühlingsmelodein.
Ach, ihr mahnt an die Genossen,
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verflossen,
An die Zeit, die nimmer kehrt!

Flötet nur gelass'ne Klage,
Hemmt der Trauertöne Lauf;
Denn sie nahm von dunkler Tage
Letzter Stuf' ihr Engel auf.
Kies und dumpfe Schollen warfen
Wir auf den versenkten Sarg,
Als, begrüßt von Himmelsharfen,
Sich ihr Geist in Licht verbarg.

In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,

Fanden froh die Ideale
Seliger Vollkommenheit.

Ihre Schwächen sind vergessen,
Groll und Zwietracht sind versöhnt,
Wo die Reue mit Cypressen
Der Gekränkten Stirne krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Ritzt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edlen Pfad umstrickt.

Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur;
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geisterreich sich schlingt.

Auf den Gräbern unsrer Väter
Sprießt des Erdrauchs Purpurstrauß;
Ein entwölkter lautrer Aether
Ueberwölbt ihr enges Haus;
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein
Wallt durch weiße Blüthenäste
Goldner Frühlingsmorgenschein.

Selbst wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute stürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthsstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das große Wiedersehn.

Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An des Dulders stilles Grab;
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab!
Flattert drüber, Hängebirken,
Dämpft den Tag umher durch Laub,
Und, Natur, mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub!

Salis.

26. Die Herbstnacht.

Der Mond, umwallt von Wolken, schwimmt
Im feuchten Blau der Luft;
Der Forstteich, matt versilbert, glimmt
Durch zarten Nebelduft;
Die Gluth, vom Hirtenkreis' umwacht,
Verschwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
Eintönig rollt vom Brunnenrohr
Der Wasserstrang, der sich verschlürft;
Und zarte, graue Schatten wirft
Schräghin das Kirchhofthor.

Das Netz der Zuggewölke schwillt
Zum Zelt des Blitzes auf;
Der Mond, in Wettergrau gehüllt,
Verschied nach halbem Lauf.
Des Irrlichts bläulich fiecher Schein
Erlischt im Torf am Tannenhain;
Des Zeigers Goldblatt blinket matt,
Umflort von feuchtem Nebelrauch;
Und ängstlich zückt im Erlenstrauch
Sein letztes dürres Blatt.

Hier, wo aus langer Nacht empor
Sich die Betrachtung reißt,
Bedrückt das Herz ein Schwermuthsflor;
Doch Frühroth hellt den Geist.
Des Schicksals Wolken fliehn zerstreut,

Aus Dunkel strahlt die Herrlichkeit.
Der Unschuld Rose blüht bewährt,
Durch Stürme nicht des Dufts beraubt,
Da durch die Nacht der Tugend Haupt
Nur hehrer sich verklärt.

Durch Seelenkraft und festen Muth
Wird Wahn und Schmerz besiegt;
Der weise Glaube fühlt als gut,
Was Allmacht liebend fügt.
Ein Kind im Mutterschooße ruht
So achtlos bei der Blitze Gluth.
Auf Pfade der Gelassenheit
Glänzt Hoffnung im Gewitterlicht;
Und in des Todes Blitz verflicht
Den Strahl — Unsterblichkeit!

Salis.

27. Bei dem Grabe meines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
Einen guten Mann begraben.
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Duft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken. — Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Claudius.

28. Elegie bei dem Grabe meines Vaters.

Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh;

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht,

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,

Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett' herab:

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift.

Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
Und mit dir auf einem Sterne lebe
Und in Gottes Schooße ruh'.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein!

Hölty.

29. Elegie auf ein Landmädchen.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoos'ten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Steh'n an Sarge, winden nassen Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist,

Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier.
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber Keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Satz mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth.

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche
Nassen Auges an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummre sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

Hölty.

30. Auf einem Grabe.

Schlaf wohl, schlaf wohl im kühlen Bett!
Du liegst zwar hart auf Sand und Kies;
Doch fühlt dein müdes Haupt es nicht.
Schlaf' sanft und wohl!

Das Betttuch liegt dir schwer und dicht,
Hoch aufgeworfen, auf der Brust.
Doch schläfst du süß, es drückt dich nicht.
Schlaf' sanft und wohl!

Du schläfst und hörst mein Lebewohl,
Du hörst mein sehnend Klagen nicht!
Wär's besser, wenn du es vernähm'st?
Nein, wahrlich, nein!

O dir ist wohl! o dir ist wohl!
Und wäre ich nur auch bei dir,
So wäre Alles recht und gut!
Wir ruhten sanft!

Du schläfst, dich weckt die Uhr nicht auf
Im Kirchenthurm die lange Nacht,
Noch wann der Wächter Zwölf anruft
Im stillen Dorf.

Und wenn's am schwarzen Himmel blitzt,
Und Wolk' an Wolke donnernd kracht —
Das Wetter fährt dir über's Grab
Und weckt dich nicht.

Und was dich früh vom Morgenroth
Bis spät zur Mitternacht bekümmert hat,
Gottlob, du bist davon befreit
Im stillen Grab.

Dir ist nun wohl! o dir ist wohl!
Und Alles, was du hier gelitten,
Gott sey gelobt! — im kühlen Grund
Thut's nicht mehr weh.

Drum, wäre ich nur auch bei dir,
So wäre Alles recht und gut.
Jetzt sitz' ich da, mir bleibt kein Trost
Im tiefen Schmerz.

Doch bald vielleicht, wenn Gott es will,
Wird auch mein Feierabend nahn,
Und dann — dann gräbt der Nachbar Klaus
Mir auch ein Bett.

Und wenn ich kalt und leblos lieg,

Und wenn man mir das Schlaflied sang,
So leg' man mir das Deckbett auf
Und — Lebet wohl!
Ich schlafe dann so sanft, wie du,
Und höre nicht die Kirchenuhr;
Wir schlafen, bis am Sonntag früh
Der Morgen tagt.

Und taget einst der Sonntag uns,
Und tönt der Engel Morgenlied,
Dann stehn wir mit einander auf
Erquickt und froh.

Es steht ein neuer Tempel da,
Er funkelt hell im Morgenroth.
Wir gehn und singen am Altar
Hallelujah!

Nach Hebel.

31. Die Genesung.

Genesung, Tochter der Schöpfung auch,
Aber auch du der Unsterblichkeit nicht geboren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Von dem Himmel gesandt!

Hätt' ich deinen sanften Gang nicht vernommen,
Nicht deiner Lispel Stimme gehört,
So hätt' auf des Liegenden kalter Stirn
Gestanden mit dem eisernen Fuße der Tod!

Zwar wär' ich auch dahin gewallet,
Wo Erden wandeln um Sonnen,
Hätte die Bahn betreten, auf der der beschweifte Komet
Sich selbst dem doppelten Auge verliert;

Hätte mit dem ersten entzückenden Gruße
Die Bewohner gegrüßt der Erden und der Sonnen,
Gegrüßt des hohen Kometen
Zahllose Bevölkerung;

Kühne Jünglingsfragen gefragt,
Antworten vollen Maßes bekommen,
Mehr in Stunden gelernt, als der Jahrhunderte
Lange Reihen hier enträthseln; —

Aber ich hätt' auch hier das nicht vollendet,
Was schon in den Blüthenjahren des Lebens
Mit lauter süßer Stimme
Mein Beruf zu beginnen mir rief.

Genesung, Tochter der Schöpfung auch,
Aber auch du der Unsterblichkeit nicht geboren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Von dem Himmel gesandt!

Klopstock.

32. Am Neujahrstage.

Das Jahr ist hingeschwunden,
Wie Schaum im wilden Bach.
Denkt seinen heitern Stunden,
Denkt seinen trüben nach.
Zu jenen grauen Jahren
Entfloh es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel
Und führt' uns näher an das Ziel.

In stetem Wechsel kreiset
Des Menschen kurze Zeit;
Er blühet, altert, greiset
Und geht zur Ewigkeit.
Bald schwinden selbst die Schriften
Auf seinen morschen Grüften;
Und Schönheit, Reichthum, Ehr' und Macht
Sinkt mit hinab in Todesnacht.

Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr
In Lebensfülle strebend
Mit Freunden fröhlich war?
Ach, Mancher ist geschieden
Und liegt und schläft im Frieden!
Wir wünschen Gottes Ruh hinab
In unsrer Freunde stilles Grab.

Wer weiß, wie Mancher modert
Ums Jahr, gesenkt ins Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menschen ab.
Trotz lauem Frühlingswetter
Wehn oft verwelkte Blätter.
Wer von uns nachbleibt, wünscht dem Freund
Im stillen Grabe Ruh und weint.

Der gute Mann nur schließet
Die Augen ruhig zu;
Mit frohem Traum versüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh;
Er schlummert leichten Schlummer
Nach dieses Lebens Kummer;
Dann weckt ihn Gott, von Glanz erhellt,
Zur Wonne seiner bessern Welt.

Wohlauf denn, frohen Muthes,
Und wenn uns Trennung droht!
Wer gut ist, findet Gutes
Im Leben und im Tod.
Dort sammeln wir uns wieder
Und singen Wonnelieder.
Wohlauf, und: Gut sein immerdar!
Sei unser Wunsch zum neuen Jahr.

Voß.

33. Morgenlied eines Bauermanns.

Da kommt die liebe Sonne wieder,
Da kommt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müde
Und läuft doch immer sehr.

Sie ist ein sonderliches Wesen;
Wenn 's Morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen
Wie beim Altargeräth.

Von ihr kommt Segen und Gedeihen;
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen
Und meine Bäume blüh'n.

Und meine Kinder spielen drunter
Und tanzen ihren Reihn,
Sind frisch und rund und roth und munter,
Und das macht all ihr Schein.

Was hab' ich dir gethan, du Sonne!
Daß mir das widerfährt?
Bringst jeden Tag mir neue Wonne,
Und bin's fürwahr nicht werth.

Du hast nicht menschliche Geberde,
Du issest nicht, wie wir;
Sonst holt ich gleich von meiner Heerde
Ein Lamm und brächt' es dir.

Und stünd und schmeichelte von ferne:
»Iß und erquicke dich,
Iß, liebe Sonn', ich geb' es gerne,
Und willst du mehr, so sprich.«

Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von deiner Güt' und Zier.

Und weil wir ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen sein
Und an dem edlen Werk erkennen,
Wie freundlich er muß sein.

O! bis mir denn willkommen heute,
Bis willkomm'n, schöner Held!
Und segn' uns armen Bauersleute
Und unser Haus und Feld.

Bring' unserm König heut auch Freude
Und seiner Frau dazu;
Segn' ihn und thu' ihm Nichts zu leide
Und mach ihn mild, wie du!

Claudius.

34. Abendlied eines Bauermanns.

Das schöne große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tisch' auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es Abends gut zu schmecken,
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör', mich hungert sehr;
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her.

Dem König bringt man viel zu Tische;
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische
Und Panzen und Pastet;

Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frei,
Der ordnet ihm sein Tafelwesen
Und präsidirt dabei.

Gott laß ihm Alles wohl gedeihen!
Er hat auch viel zu thun
Und muß sich Tag und Nacht casteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

Und haben wir nicht Herrenfutter,
So haben wir doch Brod
Und schöne, frische, reine Butter
Und Milch, was denn für Noth?

Das ist genug für Bauersleute;
Wir danken Gott dafür

Und halten off'ne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

Es präsidirt bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein!
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.

Nun Kinder, esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich.

Claudius.

35. Täglich zu singen.

Ich danke Gott und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen,
Und Abends unter'm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und Vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all' das Geld und all' das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastei'n
Des vielen Goldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf zum Leben.
Er giebts dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben!

Claudius.

36. Der zufriedene Landmann.

Nun, denk' ich, ist es wohlgethan,
Ich zünde mir ein Pfeifchen an
Und fahre heim mit Egg' und Pflug;
Längst meint der Stier, es sei genug.

Wenn aus dem Rath der Kaiser geht,
Nach Wild in Forst und Fluren späht,
So nimmt er wohl sein Pfeifchen auch
Und schmaucht nach echtem Weidmanns-Brauch.

Doch nimmer schmeckt es ihm so gut,
Es ist ihm gar nicht wohl zu Muth;
Die goldnen Kronen drücken sehr;
Ein Strohhut ist nicht halb so schwer.

Wohl nimmt er manchen Batzen ein,
Doch Mancher will gefüttert sein;
Wohin er sieht, tönt' Bitt' und Flehn —
Getröstet kann nicht Jeder gehn.

Und wenn er hilft und sorgt und wacht
Vom frühen Morgen bis zur Nacht
Und meinet, Alles sei geschehn,
So sind doch Tadler noch zu sehn. —

Wenn, blutig roth von wilder Fehd',
Im Zelt der kühne Feldherr steht,
So nimmt er wohl sein Pfeifchen auch
Und schmaucht nach echtem Kriegerbrauch.

Doch schmeckt's ihm nicht in dem Gewühl,
Bei Ach und Weh und Saitenspiel;
Er hat gekämpfet um und um,
Und Niemand will ihn loben drum.

Und Brand und Mord sind sein Geleit',
Und schwerer Sturm zieht ihm zur Seit';
Ein Grenadier liegt da im Blut,
Und dort ein Dorf in Rauch und Gluth. —

Zu Messe reis't mit Gut und Geld
Der Kaufherr wohl durch Flur und Feld;
Auch diesem dünkt es wohlgethan:
Er zündet sich ein Pfeifchen an.

Doch schmeckt dir's nicht, du armer Mann,
Man sieht dir deine Sorgen an;
Das Einmal Eins — es ist ein Graus —
Sieht aus den Augen dir heraus.

Es thut dir weh, du trägst so schwer,
Doch hast du nicht genug, willst mehr
Und weißt ja nicht, wozu du's brauchst —
Drum schmeckt es schlecht dir, wenn du rauchst.

Mir schmeckt's, Gottlob! Mir ist's gesund. —
Das Saatkorn liegt im feuchten Grund;
Und mit dem Thau im Morgenroth,
Mit seinem Odem segnet's Gott.

Das Anne Meili, flink und fein —
Es harrt schon mit der Suppe mein;
Die Kindlein, alle hold und frisch,
Umlagern schon den kleinen Tisch.

Drum schmecket auch das Pfeifchen mir;
Ich denk', ich stopf' es nochmals hier!
Bei frohem Sinn, bei frischem Muth,
Und heimwärts schmecket Alles gut.

Nach Hebel.

37. Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wenn sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,

Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

Hölty.

38. Winterlied.

Da lau'rt er hinter
Dem Boreas,
Der alte Winter
Und dörrt das Gras;
Hat mir verhunzet
Des Gartens Zier
Und knurrt und grunzet
Vor meiner Thür.

Er steht und rüttelt
Bei Nacht und Tag
Am Baum und schüttelt
Die Eulen wach.
Da grinzt und schnaubet
Das Ungethüm
Im Wald und raubet
Mit Ungestüm.

Die Füchse bellen
Vor seinem Zorn;
Bis zu den Quellen
Erstarrt der Born.
Er treibt die Rinder
Mir in den Stall
Und kneipt die Kinder,
Wie Rübezahl.

Er thut nicht fremde
Vor Mann und Frau,
Im weißen Hemde
Steht er zur Schau;
Er steht und rupfet
Am weichen Saum
Der Wolk' und zupfet
Den weißen Flaum.

Und bettet frühe
Wohl ohne Zelt
Und sonder Mühe
Auf hartem Feld;
Auch schnarcht und stöhnet
Er manche Nacht
Im See und dehnet
Sich, daß es kracht.

Er äfft possierlich
Dem Frühling nach
Und kritzelt zierlich
Im Schlafgemach
Vor meinem Fenster
So Blum' als Wald;
Doch wie Gespenster
Zerrinnt es bald.

Auch an den Baumen
Weiß er gar fein
Mit Reif zu säumen
Die Zweigelein.
Er übt am Himmel
Auch seine Kunst;

Malt Schlachtgewimmel
Aus klarem Dunst.

Und Schwerter zischen
In heller Nacht,
Und Riesen mischen
Sich in die Schlacht.
Der Landmann zittert
Beim Abenteu'r;
Der Küster wittert
Des Krieges Feu'r.

Friedr. Leop. v. Stolberg.

39. Der Eislauf.

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand!

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reihn selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz; leichteren Schwunges fliegt er hin,
Kreiset umher, schöner zu sehn.

Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gieb dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut.

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüll't,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen leich
Streute die Nacht über ihn aus!

Wie schweigt um uns das weiße Gefild
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!

Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genung
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst:
Also! nun fleug schnell mir vorbei!

So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja Alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Fluth!
O wie tönts anders! wie hallts, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömts vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

Klopstock.

40. Ein Lied vom Reifen.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reifen wunderschon!

Von unten an bis oben 'naus
Auf allen Zweigelein

Hängts weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner sein.

Und alle Bäume rund umher
All', alle weit und breit

Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerherd,
Und marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur-Genuß,
Ohn' Allfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Credit und Geld und goldne Ring'
Und Bank und Börsensaal.

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reifen nah und fern —
So gut wirds euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herrn.

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders Nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl.

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an und denken noch
Einfältiglich dabei,
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sei.

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reifen in der That! —
Muß Einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort;
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis;
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!

Claudius.

41. Sonntagsfrühe.

Der Samstag rief dem Sonntag zu:
»Ich legte Alle jetzt zur Ruh;
Die Arbeit bis zur späten Nacht
Hat schläfrig sie und müd' gemacht;
Und beinah will mir's selbst so gehn,
Ich kann auf keinem Fuß mehr stehn.«

So sprach er, und die Mitternacht
Versenkt' ihn in ihr dunkles Schacht.
Der Sonntag sagt: »Nun ist's an mir!«
Gar still und leis schließt er die Thür;

Halbschlafend taumelt er, halb wach
Erwartungsvoll den Sternen nach.

Doch jetzt reibt er die Augen aus
Und nahet sich der Sonne Haus;
Die schläft im stillen Kämmerlein,
Und leis klopft er am Fensterlein
Und ruft ihr: »Zeit ist's, komm heraus!«
Sie sagt: »Sogleich bin ich ja draus!«

Und leise auf den Zehen geht,
Und heiter auf den Bergen steht
Der Sonntag; Niemand ist zu sehn,
Und Niemand hört und sieht ihn gehn.
Still tritt er in das Dorf und spricht
Zum Hahne: »Du, verrath' mich nicht!«

Und wenn man endlich dann erwacht,
Und frisch und hell der Morgen lacht,
So steht er da im Sonnenschein,
Blickt in die Fenster uns herein
Mit seinen Augen mild und gut
Und mit dem Kranz auf seinem Hut.

Er meint es gut, das glaubet mir;
Es freut ihn, schlafen ruhig wir
Und glauben, noch sei's dunkle Nacht,
Wenn hoch die Sonn' am Himmel lacht;
Drum trat er auch so leis uns nah,
Drum steht er auch so lieblich da.

Wie glänzet hell auf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberstaub!
Wie weht die frische Maienluft
Von Kirschenblüth' und Schlehenduft!
Die Bienchen fliegen arbeitsam,
Nicht wissend, daß der Sonntag kam.

Wie pranget auf dem Gartenland
Der Kirschenbaum im Mai'ngewand,
Gelbveilchen und die Tulipan
Und Sternenblum' und Thymian
Und Hyazinthen weiß und blau —
Man glaubt zu schaun in Edens Au.

Es ist so still und traulich dann!
So ruhig und so froh ist man!
Man hört im Dorf kein »Hüst« und »Hott!«
Ein »Guten Tag« und »Dank dir Gott!«
Und »schön ist heut, Gottlob, der Tag!«
Ist Alles, was man hören mag.

Das Vöglein sagt: »Ei freilich, ja!
O Wunder, seht, er ist schon da!
Er legt ja seinen Himmelsschein
Um Blüth' und Laub in Busch und Hain!«
Das Distelfinkchen vornen dran
Hat auch sein Sonntagskleid schon an.

Klingt nicht das Kirchenglöckchen? sprich!
Es scheint, heut' eilt der Pfarrer sich.
Nun geht, brecht mir Aurikeln ab,
Doch wischt mir ja den Staub nicht ab;
Und, Chüngi, ziehe schnell dich an,
Ich gebe dir mein Sträußchen dann.

Nach Hebel.

42. Der Abendstern.

Du bist auch wieder zeitlich wach
Und folgest schnell der Sonne nach,
Du lieber, schöner Abendstern!
Du hättest wohl ein Küßchen gern? —
Er folget ihrem Strahlenschein

Und holt sie dennoch nimmer ein.

Von allen Sternen, groß und klein,
Ist er der liebst' und er allein;
Sein Brüderchen, den Morgenstern —
O, den hat sie nicht halb so gern,
Und wenn sie wandelt aus und ein,
So meint sie, er müßt' um sie sein.

Früh, wenn, vom Morgenroth umkränzt,
Sie auf des Schwarzwalds Höhen glänzt,
Führt sie ihr Bübchen an der Hand
Und zeigt ihm Strom und Berg und Land
Und spricht: »Gemach! es eilt nicht, Sohn!
Nun, dir vergeht das Springen schon.«

Er schwatzt und fragt nach Manchem an,
Und sie belehrt ihn, wie sie kann.
Er sagt: »O Mutter, Mutter, schau,
Da unten glänzt's im Morgenthau
Schön, wie in deinem Himmelssaal!«
»»Ei, drum ist's auch das Wiesethal!««

Sie fragt: »Was hast du noch zu sehn?
Nun ist es Zeit! Nun muß ich gehn!«
Und er entschlüpft ihr allgemach
Und zieht den weißen Wölkchen nach;
Und wenn er meint: nun hab'ich sie,
Sind sie entflohn, man weiß nicht, wie?

Wenn dann die Mutter höher steht
Und nun dem Rhein entgegen geht,
So ruft sie: »Komm, du fällst sonst dort!«
Und führt ihn fest am Händchen fort.
»Im Nu verlöschte dort dein Schein,
Wie groß wär' dann der Mutter Pein!«

Doch, wie sie über Elsaß steht
Und langsam drüben abwärts geht,
Da wird das Bübchen müd' und still;
Es weiß nun nicht mehr, was es will.
Das Gehen wird ihm sehr zur Qual;
»Wie weit ist's noch?« fragt's hundertmal.

Wie näher sie den Bergen steht
Und tiefer gegen Abend geht,
Und er allmählig matt und müd'
Im rothen Glanz die Heimath sieht,
Läßt er das Mütterchen allein
Und schlendert langsam hinterdrein.

Der Heimath zu wallt Heerd' und Hirt,
Das Vöglein schläft, der Käfer schwirrt;
Die Heimchen beten in dem Thal,
Schon tönt des Abendglöckchens Schall.
Nun, denkt er, nun ist's hohe Zeit,
Gottlob, jetzt hab'ich nicht mehr weit.

Und wie er naht dem Bergeskranz,
Umstrahlt sein Antlitz goldner Glanz,
Denn seine Mutter steht am Haus:
»Komm, eilig komm, du kleine Maus!«
Jetzt sinkt er freudig niederwärts,
Schmiegt froh sich an das Mutterherz.

Schlaf wohl, du schöner Abendstern!
Wahr ist's, dich haben alle gern.
Du siehst so lieb herab, so mild;
Wer zu dir aufblickt gramerfüllt,
Mit trübem Aug', in Leid und Schmerz —
Dem träufst du Frieden in das Herz.

Die andern in dem Strahlenmeer
Sind auch schön, glänzen hell und hehr;
O sieh, wie's flimmert weit und breit
In Lieb und Freud und Einigkeit.
Sie leben still vereint und froh —
O wär's doch auch hienieden so!

Kühl wehet nun die Abendluft,
Und an den Halmen hängt der Duft.
Wir suchen, denk' ich, allgemach
Im stillen Frieden unser Dach!
Geh, Liseli, brenn' 's Lämpchen an!
Mach' kein zu großes Dochtgarn dran!

Nach Hebel.

43. Die Sternlein.

Und die Sonne, sie machte den weiten Ritt
Um die Welt;
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne, sie schalt sie: ihr bleibet zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du, der auf den Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein,
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und guter Mond,
In der Nacht!
Ihr versteht, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mit schwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

E. M. Arndt.

44. Wachtelwacht.

Hört, wie die Wachtel im Grünen schön schlagt:
Lobet Gott, lobet Gott!
Mir kommt kein Schauder, sie sagt,
Fliehet von einem ins andre grün Feld
Und uns den Wachsthum der Früchte vermeldt,
Rufet zu Allen mit Lust und mit Freud:
Danke Gott, danke Gott!
Der du mir geben die Zeit.

Morgens sie ruft, eh der Tag noch anbricht:
Guten Tag, guten Tag!
Wartet der Sonnen ihr Licht;
Ist sie aufgangen, so jauchzt sie vor Freud',
Schüttert die Federn und strecket den Leib,
Wendet die Augen dem Himmel hinzu,
Dank sei Gott, Dank sei Gott!
Der du mir geben die Ruh.

Blinket der kühlende Thau auf der Heid,
Werd ich naß, werd ich naß!
Zitternd sie balde ausschreit;
Fliehet der Sonne entgegen und bitt',
Daß sie ihr theile die Wärme auch mit,
Laufet zum Sande und scharret sich ein,
Hartes Bett, hartes Bett!
Sagt sie und legt sich darein.

Kommt nun der Weidmann mit Hund und mit Blei;
Fürcht' mich nicht, fürcht' mich nicht!
Liegend ich beide nicht scheu;
Steht nur der Weizen, und grünet das Laub,
Ich meinen Feinden nicht werde zum Raub;
Aber die Schnitter, die machen mich arm,
Wehe mir, wehe mir!
Daß sich der Himmel erbarm!

Kommen die Schnitter, so ruft sie ganz keck:
Tritt mich nicht, tritt mich nicht!
Liegend zur Erde gestreckt.
Flieht von geschnittenen Feldern hin dann,
Weil sie sich nirgends verbergen mehr kann,
Klaget: ich finde kein Körnlein darin,
Ist mir leid, ist mir leid!
Flieht zu den Saaten dahin.

Ist nun das Schneiden der Früchte vorbei.
Harte Zeit, harte Zeit!
Schon kommt der Winter herbei.
Hebt sich zum Lande zu wandern nun fort
Hin zu dem andern weit fröhlichern Ort:
Wünsche indessen dem Lande noch an:
Hüt' dich Gott, hüt' dich Gott!
Fliehet in Frieden bergan.

Des Knaben Wunderhorn.

45. Der Frühlingsabend.

An Lina.

Sanft geröthet von dem Abendstrahle,
Der, wie flüssig Gold die Flur umwallt,
Schwimmt der Aehrenblüthe Rauch im Thale,
Wo der Schlag der Wachtel gellend schallt.

Horch! es rauscht. Ein milder Sprüheregen
Schüttelt Blumen auf den Wiesenplan.
Iris kündet Fruchtbarkeit und Segen
Der erfrischten Pflanzen-Schöpfung an.

Von den Wiesen, die der Landmann mähte,
Steigt des Heues Balsamduft empor.
Durch den Purpurflor der Abendröthe
Funkelt Hespers Auge still hervor.

Komm, o Lina, laß uns froh genießen
Dieses Götterabends Herrlichkeit!
Freuden, die sich hier in uns ergießen,
Haben keinen Edlen je gereut.

Wenn das Alter uns die Scheitel bleichet,
Mächtig stockt das Rad der Lebensuhr,
Ist nicht schrecklich uns der Tod, — er gleichet
Dem Entschlummern dieser Abendflur.

Neubeck.

46. Die Lerche.

Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote, du Liederfreundin,
Sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben.

Der Morgenröthe, des Fleißes Freundin,
Erweckst du Felder, belebst du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge;
Denn ihnen singet die frühe Lerche.

Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge
Und giebst den Ton ihm zum Morgenliede.
»Wach' auf und singe, mein Herz voll Freude,
Wach' auf und singe, mein Herz voll Dankes!

Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht verjünget vom langen Schlafe;

Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.

Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
Bei'm ersten Blicke des jungen Frühlings,
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

Inbrünstig schwingst du dich auf gen Himmel
Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.
Demüthig nistest du tief am Boden
Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.

Drum gab, o fromme, bescheid'ne Lerche,
Du, über Beifall und Stolz erhob'ne,
Du muntre Freundin des frühen Fleißes,
Drum gab der Himmel dir auch zum Lohne

Die unermüdlich beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbst Philomele, die Liedergöttin,
Muß deinem langen Gesange weichen.

Denn ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

Herder.

47. Das Habermuß.

Kinder, das Habermuß ist fertig, so kommt nun und esset!
Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Topfe keinem das Aermelchen schwarz wird.

Esset denn, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Wohl hat der Vater die Haberkörnchen mit fleißigen Händen
Zwischen die Furchen gesä't und sie untergeeggt in dem Frühjahr —
Daß sie gewachsen sind und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nichts, — das thut der Vater im Himmel.
Denket nur, ihr Kinder, es schläft im mehligen Körnlein
Klein und zart ein Keimchen; nicht regt noch rührt sich das Keimchen;
Nein, es schläft und spricht kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis man es in die Furchen legt, in den lockeren Boden.

Aber in den Furchen und in der feuchtigen Wärme
Wacht es heimlich auf aus seinem verschwiegenen Schläfchen,
Regt die zarten Gliedchen und sauget am saftigen Körnchen
Wie ein Mutter-Kind; man wundert sich, daß es nicht weinet.
Unterdessen wird's größer und heimlich schöner und stärker
Und schlüpft aus den Windeln; es streckt eine Wurzel hinab nun,
Tiefer hinab in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz quält's: es möchte nun auch nur wissen,
Wie's wohl weiter oben sei. Gar heimlich und furchtsam
Lugt es aus dem Boden — o Himmel, ja, es gefällt ihm!
Unser lieber Herrgott, der schickt ein Engelein nieder:
»Bring' ihm ein Tröpfchen Thau und sag' ihm freundliche Grüße!«
Und es trinkt, und es schmeckt ihm wohl, und es streckt sich gar sehr nun.
Unterdessen kämmt sich die Sonn' und, gekämmt und gewaschen,
Kommt sie mit dem Strickzeug hervor aus den waldigen Bergen,
Wandelt ihren Weg hoch an der himmlischen Landstraß',
Strickt und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kindlein schaut. Sie lächelt dem Keimchen entgegen,
Und es thut ihm wohl, bis tief hinab in die Wurzel.
»So eine schöne Frau, und doch so gütig und freundlich!«
Aber was strickt sie? Nun, Gewölk aus himmlischen Düften!
Es tröpfelt schon, nun regnet es sanft und nun stärker und stärker.
Da trinkt das Keimchen sich satt; drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: »Nun geh ich nicht wieder unter den Boden,
Um keinen Preis! Hier bleib' ich und harre, wie mir's noch ergehet.«

Esset, Kinder, und segn' es euch Gott, und wachs't und gedeihet!
Herbe Zeiten warten des Keimchens. Wolken an Wolken
Stehn am Himmel Tag und Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Auf den Bergen schneit's, und weiter hinunter fällt Hagel.
Hu! wie jetzt mein Keimchen zittert, und wie es jetzt weinet!
Und der Boden ist zu, und es hat gar ärmliche Nahrung.
»Ist denn die Sonne gestorben,« sagt es, »weil sie versteckt bleibt?
Oder fürchtet den Frost sie? Ach, wär' ich doch geblieben,
Wo ich gewesen, still und klein im mehligen Körnlein
Und daheim im Boden und in der feuchtigen Wärme!«
Sehet, Kinder, so geht's; ihr werdet auch noch so sagen,
Wenn ihr hinaus kommt und unter fremden Leuten dann mühsam
Arbeiten müßt und euch rühren und Brod und Kleidung verdienen:
»Wär' ich doch daheim beim Mütterchen, hinter dem Ofen!«
Tröst' euch Gott! Es endet auch und wird vielleicht besser,
Wie's dem Keimchen ergangen ist. Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und die Sonne steigt so kräftig am Berg auf,
Und sie schaut, was das Keimchen macht und giebt ihm ein Küßchen,
Und nun ist ihm wohl, und es weiß nicht zu bleiben vor Freude.

Allgemach prangen die Matten mit Gras und farbigen Blumen,

Allgemach duftet die Kirschenblüth' und grünet der Pflaumbaum.
Allgemach wird der Roggen buschig, Weizen und Gerste,
Und mein Häberchen sagt: »Da bleib' ich ja nicht zurück, ich!«
Nein, es breitet die Blättchen aus — wer mocht' sie ihm weben?
Und jetzt schießt der Halm — wer treibt in den vielfachen Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser bis in die saftige Spitze?
Endlich schlüpft eine Aehre heraus und schwankt in den Lüften —
Sage mir nur ein Mensch, wer hat an seidenen Fäden
Da und dort ein Knöspchen gehängt mit künstlichen Händen?
Nun, die Engel! wer sonst? sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab, von Halm zu Halm, und arbeiten emsig.
Jetzt hängt Blüth' an Blüth' an der zarten schwankenden Aehre,
Und mein Haber stehet, wie ein Bräutchen im Kirchstuhl.
Nun sind zarte Körnchen drin und wachsen im Stillen,
Und mein Haber beginnt nun zu merken, was es will werden.
Kommt das Käferchen und die Fliege, sie machen Besuch ihm,
Sehen, was er macht, und singen: Eia Popeia!
Und das Leuchtwürmchen kommt — o Wunder! — mit dem Laternchen
Nachts um Neun auf Besuch noch, wenn Fliege und Käferlein schlafen.

Esset, Kinder! und segn' es euch Gott, und wachs't und gedeihet!
Allgemach machte man Heu und pflückte die Kirschen nach Pfingsten;
Allgemach pflückte man nun die Pfläumchen hinter dem Garten;
Allgemach schnitt man auch den Roggen, Weizen und Gerste,
Und die armen Kinder lasen baarfuß zwischen den Stoppeln
Die gefallenen Aehren; das Mäuschen half ihnen treulich.
Drauf bleicht' endlich auch der Haber. Voll mehliger Körner
Schwankt' er und sagte: »Nun will mir's allmählig nicht mehr behagen,
»Und ich fühl's, meine Zeit ist aus — was soll ich allein hier,
»Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Erdbeeren-Kraute?«
Drauf ging die Mutter hinaus mit Eferstinli und Plunni,
Kalt war es schon, und man fror an den Fingern Morgens und Abends.
Endlich kam er nach Haus, und in der staubigen Scheune
Wurde gedroschen von früh um zwei bis Abends um vier Uhr;
Drauf kam des Müllers Esel und trug ihn hinüber zur Mühle,
Und dann bracht' er ihn wieder, zu kleinen Körnchen zermahlen;
Und mit fetter Milch vom jungen, fleckichten Kühchen
Kocht' ihn die Mutter im Topf — nicht wahr, es schmeckte euch köstlich?
Wischet die Löffel ab; Eines bete: danket dem Herren —
Und nun geht in die Schule; der Büchersack hängt dort am Fenster!
Falle mir Keines, gebt Acht und lernet, was man euch aufgiebt.
Wann ihr wieder heimkehrt, bekommt ihr getrocknete Pflaumen.

Nach Hebel.

48. Die Quelle.

Du liebliche Quelle, du wandelst dahin
In duftigen Schattengeweben

Und weckest den sanftern, melodischen Sinn
In meinem umnachteten Leben.

Wie krachend auch durch den vernichteten Wald
Der rasende Donnersturm wüthe,
Du wandelst, von ruhigen Tönen umwallt,
Beweht von der rosigen Blüthe.

Ich trat aus des Lebens Vernichtung hervor
In deine geheiligten Schauer;
Da schwang das Gemüth sich begeistert empor
Aus Nächten der dunkelen Trauer.

Und drunten verhallte der kleinliche Laut
Der Erd', im Gewölke verborgen;
Den Sohn der Begeist'rung, mit Göttern vertraut,
Erreichen nicht irdische Sorgen.

Du ließest auf deiner umdämmerten Bahn
Das Leben im Bilde mich sehen;
Ein Wellenspiel ist es, ein ewiges Nahn
Und Fernen und Kommen und Gehen.

Und ob auch der Schatten des Ufers hinein
In deine Verklärungen falle,
So trägst du die Bläue des Himmels doch rein
Im tönenden, lichten Krystalle.

Dir gleiche, von Geniusblitzen erhellt,
Der Zögling der heiligen Musen;
Sein hoher Beruf ist: er trägt für die Welt
Den Himmel im tönenden Busen.

Es schattet die Welt sich nur leis in ihm ab,
Er giebt sie verherrlicht ihr wieder;
So wandelt er selig das Leben hinab,
Im Nachhall unsterblicher Lieder!

Tiedge.

49. An die Rose.

Rose, komm! der Frühling schwindet;
Veilchen haben dich verkündet;
Maienblumen starben hin; —
Oeffne dich bei'm Lustgetöne
Dieser Fluren; komm, o schöne,
Holde Blumenkönigin!

Als du kamst im ersten Lenze,
Hingen tausendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal;
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
Weit umher im Sonnenstrahl.

Libänons umwölkte Gipfel
Hoben ihre Zederwipfel
Duftend in den Morgenschein;
Doch auf demuthsvollem Throne
Solltest du der Schöpfung Krone,
Der Geschaffnen Wonne sein.

Und du gingst mit leisem Beben
Aus der zarten Knosp' in's Leben;
Erd' und Himmel neigten sich;
Und es huldigten die Wiesen;
Nachtigallenchöre priesen;
Alle Nymphen liebten dich.

Goldne Schmetterlinge schlugen
Froh die Flügel; Winde trugen,
Wo die Luft in Jubel war,
Deinen Balsam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich ins Haar.

Die von Weiberanmuth sangen,
Malten sie mit Rosenwangen;
Jede Seele gut und mild,
Arglos, unschuldvoll, bescheiden,
War in ihren höchsten Freuden
Dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Scham und Tugend,
Zu den Knospen hingebückt,
Hüllten unter deinen Namen
Ihr Geheimniß; Bräute kamen,
Nicht umsonst mit dir geschmückt.

Da begann der rohe Zecher
Den von dir umblümten Becher
Keuschen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Ging das Volk mit deinen Blättern
Weg und Tempel zu bestreun.

Mit verjüngten Herzen schlichen
Greise zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei,
Lehrten segnend ihre Söhne,
Daß hienieden alles Schöne,
Selbst die Rose sterblich sei.

An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdest du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
In die leere Todesnacht.

Fromme fingen an, zu loben,
Sah'n gen Himmel, ließen droben
Zwischen Palmen, ewig grün,
In des Paradieses Hallen,
Wo die reinen Geister wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn.

Rose, komm! In stiller Feier,
Unter jungfräulichem Schleier
Warten Lilien auf dich;
Und für deine Schönheit offen
Steht mein Herz in süßem Hoffen;
Liebeshauch umsäuselt mich.

O wie friedlich, o wie lauter
Diese Liebe! Wirst mich trauter,
Als der Morgensterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht.

Daß in deinem holden Wesen
Wir der Seelen Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahnung schlägt;
Daß der Geist der niedern Blume
Unsern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt.

Jacobi.

50. Die Kinderjahre.

Die Pappelweide zittert,
Vom Abendschein durchblinkt,
Wo, von Jasmin umgittert,
Die Laube traulich winkt,
Und mit geflochtnem Pförtchen,
Das auf den Weiher sieht,
Ein ländlich stilles Gärtchen
Die Halmenhütt' umblüht.

Vom Opfer des Atriden
Im goldnen Opernsaal
Eil' ich zu deinem Frieden,
Umbüschtes Rhonethal;
Nach Einsamkeit nur schmachtend
Wähl' ich die Gartenthür,
Der Landschaft Reiz betrachtend,
Zur Opernloge mir.

Dies Dach mit dunklem Moose,
Dies frische Rebengrün,
Dies Beet', wo Malv' und Rose
Und Nachtviolen blühn,
Die unbeschorne Hecke,
Der Hopfenranke Wehn,
Der Hof, wo Bienenstöcke
Im Fliederschatten stehn,

Der Brunnenröhre Rauschen,
Die Scheur' am Haselzaun,
Wo Täubchen Küsse tauschen,
Und treue Schwalben baun:
Dies Alles zaubert, milder,
Als Abendsonnenblick,
Die rosenfarbnen Bilder
Der Kindheit mir zurück.

Du, deren goldnem Stabe
Die Nebelsäule weicht,
Die aus dem dunklen Grabe
Geschiedner Jahre steigt:
O Phantasie! erhelle
Der ersten Pfade Spur
Und jede Blumenstelle
Der väterlichen Flur.

Ich seh' des Dorfes Weiden,
Des Wiesenbaches Rand,
Wo ich die ersten Freuden,
Den ersten Schmerz empfand;
Den Platz, wo, unter Maien,
Auf buntbeblümtem Plan,
Beim Jubel der Schalmeien,
Der Mondscheintanz begann;

Den Rain, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenlese kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke schwamm;
Die Au, wo ich am Bache,
Mir Zweigpaläste wob,
Wo der papierne Drache
Sich in die Lüft' erhob;

Die Sträuche, wo die Schlinge
Den Zeisig oft betrog,
Wo nach dem Schmetterlinge
Mein leichter Strohhut flog;
Das Rohrdach, dessen Nester
Ich ritterlich verfocht;
Die Bank, wo meine Schwester
Cyanenkränze flocht;

Das Beet, wo frisch, wie Hebe,
Im weißen Lenzgewand,
Sie an bemalte Stäbe
Levkoj' und Nelke band;
Die Schule, dumpf und düster,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien.

Ich seh' des Kirchhofs Bäume,
Der Gräber hohes Gras,
Wo ich so oft die Reime
Der Leichensteine las;
Das Flittergold im Kranze
An junger Bräute Gruft,
Im bleichen Vollmondglanze
Ein Spiel der Sommerluft!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0448

Den Steintisch, wo der Krieger,
Ein Held bei Sorr und Prag,
Von Roßbachs großem Sieger,
Von Kleist und Ziethen sprach;
Die Tenne, wo der Schnitter
Sein braunes Mädchen schwang,
Wenn froh des Bergmanns Zither
Zum Erntereihn erklang;

Den Brettersitz am Weiher,
Seit grauer Väterzeit
Dem Spiel der rothen Eier
Am Ostertag geweiht;
Die Laube von Hollunder,
Wo, auf der Rasenbank,
Ich einsam in die Wunder
Der Feenwelt versank.

Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die schauerliche Mähr;
Die Hütte ward zum Schlosse,
Der Teich zum Silbersee,
Mein Steckenpferd zum Rosse,
Die Nachtigall zur Fee.

Da spottet' ich der Nebel
Von Grillenfang und Gram,
Selbst wenn im Kampf den Säbel
Der stolze Feind mir nahm;
Wenn ich der Schwester Freude,
Den Hänfling sterbend fand,
Und ach! das Roth im Kleide
Der Bleisoldaten schwand.

Da war, im Abendscheine,
Ein stilles Veilchenthal
Am Nachtigallenhaine
Mir Ball- und Opernsaal!
Der Seifenblase Schimmer
Entzückte königlich,
Wie nie die Demantflimmer
Der Maskentänze, mich.

Da schien der Geisterweihe
Gefürchtetes Revier,
Des Brockens ferne Bläue,
Des Weltalls Gränze mir;
Ich wußte von den Kreisen
Der Erd' und ihrem Gleis,
Was ich vom Stein der Weisen
Und von Heraldik weiß.

Da floß mir keine Zähre,
Neapels Götterau'n,
Verklärung, Belvedere
Und Kapitol zu schaun;
Es war die Tuffsteinhöhle
Zum Kunstsaal mir genug,
Und meine Raphaele
Fand ich im Ritterbuch.

Da wurde, von den Flocken
Des Januars umstürmt,
Mit jubelndem Frohlocken
Der Schneemann aufgethürmt;
Den Kirchenhügel glitten,
Gelenkt vom Eisenstab,
Im zephyrleichten Schlitten
Wir pfeilgeschwind hinab.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Brust,
Denk' ich der Knabenspiele
Und ihrer Götterlust!
Zu schnell verrauschte Jahre
Der Unbefangenheit,
Was zwischen Wieg und Bahre
Gleicht eurer Seligkeit?

O väterliche Fluren!
Welch Tempe, welche Schweiz
Trägt eurer Wonnespuren
Unsäglich holden Reiz?
Hoch auf beschneiten Gipfeln
Und auf erzürntem Meer
Weht sanft aus euren Wipfeln
Erquickung zu mir her!

Wenn mondlos mich die Hülle
Der Mitternacht umwallt,
Und durch die Todtenstille

Nur meine Klage schallt,
Lacht mir von euern Gränzen
Ein Strahl von Seelenruh,
Wie abendliches Glänzen
Nach Ungewittern, zu.

Durchsegle kühn die Meere,
Wie Cook und Magellan,
Erfleuch das Ziel der Ehre
Auf nie beflogner Bahn;
Erblick', ein Stolz der Musen,
Dein Bild in Erz und Stein;
Ruh' an Cytherens Busen
In Amors Myrthenhain;

Gieb Königen Gesetze,
Sei Herr von Peru's Gold;
Gebeut im Reich der Schätze,
Die uns Golkonda zollt;
Vereine, was auf Thronen
Der Erdball staunend preis't,
Und beide Lorbeerkronen,
Wie Friederich und Kleist.

Umsonst! der Sorgen Heere
Durchschwärmen ohne Rast
Den Glanz am Ziel der Ehre,
Den Goldsaal im Palast!
Bei Todis Zauberkehle
Bleibst du in Gram verhüllt,
Du strebst nach Ruh' der Seele
Und greifst ein Schattenbild!

Entflohn dem Kriegsgetümmel,
Trübt Unmuth deinen Blick;
Umglänzt vom Alpenhimmel
Verklagst du dein Geschick;
Du spähst auf fernem Boden
Des Friedens dunkle Spur;
Betrogner, ach! sein Odem
Umweht die Kindheit nur.

Sie sieht im Frühlingshaine
All' ihre Freuden blühn!
Es wallt im Rosenscheine
Ihr Blumenleben hin!
Nie hat der Gott der Zeiten,
Der Unschuld ewig hold,
Das Buch der Möglichkeiten,
Vor ihrem Blick entrollt!

Ach! bis zu Charons Kahne
Schweift unsrer Wünsche Noth;
Der Kindheit leichte Plane
Begränzt das Abendroth;
Wir ahnen Sturm und Klippen
Bei frühlingsheitrer Fahrt;
Sie hängt mit Blumenlippen
Nur an der Gegenwart!

Matthisson.

51. Der Abend.

An Johann Martin Miller.

Wenn der Abend den See röthet, sich hangende
Buchen spiegeln im See und das bewegte Schilf
Und der einsame Nachen
Und das trinkende Wollenvieh, —

Ruhe senket herab dann sich auf thauenden
Lüften, kühlet den Wald, tränket die Blumenau,
Stimmt den singenden Landmann
Und der flötenden Nachtigall

Liebe weinendes Lied; Wonne, der thränenden
Wehmuth Schwester, und du, süße Vergessenheit

Jedes rauschenden Taumels
Ueberfließen die Seele mir!

Wankend irr' ich umher unter den Düften der
Erle; jeglichen Busch, jeden Bewohner des
Busches — grüßet des frohen
Auges schwimmende Zärtlichkeit!

Auch das Blümchen, der Wurm, welcher das Blümchen beugt,
Ist mir inniglich werth! Gab ihm mein Vater doch
Seine goldenen Schimmer,
Düfte jenem und Farbenglanz.

Lieblich lächelt der Mond! lieblich der Abendstern!
Freund, sie lächelten uns weiland am Ufer der
Leine, uns in der Laube,
Uns im Thale beim Silberquell!

Miller! trübt sich dein Blick? Miller, mein rinnendes
Auge trübt sich in Nacht, welche kein freundlicher
Mond mit Silber durchschimmert,
Kein sanftlächelnder Abendstern!

Stolberg.

52. Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Aus dem zwölften Jahrhundert.

Sohn, da hast du meinen Speer;
Meinem Arm wird er zu schwer!
Nimm den Schild und dies Geschoß,
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon funfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.

Herzog Rudolph hat dies Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrich's Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten; Rudolph's Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Conrad rüstet sich.
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

Zücke nie umsonst dies Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit!
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone deß, der wehrlos fleht!
Haue den, der widersteht!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0451

Wenn dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutschlands werth!
Deine Mutter härmte sich
Stumm und starrend und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber siebenmal,
Denn der sieben andern Fall.

Drum so scheue nicht den Tod
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich.

Fr. Leop. Stolberg.

53. Siegeslied

nach der Schlacht bei Prag.

Victoria! mit uns ist Gott;
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt; gerecht ist unser Gott!
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr;
Jedoch er starb ein Held
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis!
Voll Gott und Vaterland.
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff er eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn.

Und sagte: »Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!«
Wir folgten alle, Mann für Mann,
Geschwinder, als der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er's uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That für That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmuth.
Roth war sein Schwert, auf jeden Schritt
Floß dick Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen vor dem Bär.
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher;

Dacht in dem mörderischen Kampf
Gott, Vaterland und dich,
Sah tief im blauen Pulverdampf
Dich, seinen Friederich —

Und zitterte, ward feuerroth
Im kriegrischen Gesicht;
Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht;

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn.

Nun dankt er Gott für seine Macht
Und singt: Victoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Frieden vorzuziehn,
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien!

Gleim

54. Bundeslied vor der Schlacht.

Am Morgen des Gefechtes bei Dannenberg.

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Looſe,
Und der ehr'ne Würfel fällt.
Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde,
Treu, so zum Tod, als zum Leben gesellt!

Hinter uns im Graun der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein,
Unsre Ehre ist verpfändet, —
Deutsche Brüder, löſ't sie ein.
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löſ't das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kennt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Feſt vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen
Und dem Tod entgegen gehn.
Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen!
Wachse empor über unsere Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber, —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott! —

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

Th. Körner.

55. Die Gräber zu Ottensen.

Erstes Grab.

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht:
Väter, Mütter, Brüder, Töchter,
Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh' zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet' einst ruft.

»Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüthrich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen;
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl?
Die Andern schleppten sich weiter,
Wir blieben hier allzumal;

Die Anderen nahmen die Britten,
Und Andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unsern Lauf;

Wir konnten nicht weiter keuchen;
Erschöpft war unsre Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheuerer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;

Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab!
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.«

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er, sammt seinem Samen,
Wird nicht vergessen sein.

Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug;

Hat, wo er war geboren,
Nicht dürfen sterben er;
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher.

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sichs hier gesenket;
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstätte sich so nah'
Und ruft wohl aus verwundert:
»Ein Feldherr war ich ja!«

Drittes Grab.

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan
Ist noch ein Grab zu finden;
Dem soll, wer trauert, nahn.

Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang der Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feind's Gewalt und Spott.

Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vor'm Entweihn.

Es sind der Jahre zehen,
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen
Gegangen dran vorbei.

Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hieher gestellt.

Die Thränen der Vertrieb'nen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verschwinden vor'm beschrieb'nen
Stein unterm Lindenduft,

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
»Saat, von Gott gesä't,
Dem Tag der Garben zu reifen!«

Rückert.

56. Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte Nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit,
Stehn dir wohl, o Sohn von Teut.

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Wälschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Wälschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl,
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht;
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

Arndt.

57. Das Lied von den deutschen Strömen.

Laßt uns die deutschen Ströme singen
Im deutschen festlichen Verein,
Und zwischendurch die Gläser klingen, —
Denn sie beschenken uns mit Wein;

Auf ihre Töne laßt uns lauschen,
Die alle jetzt herüber weh'n,
Und bald der Wellen lautes Rauschen,
Bald ihren leisern Gruß versteh'n.

Zuerst gedenkt des alten Rheines,
Der fluthend durch die Ufer schwillt,
Und seines goldnen Labeweines,
Der aus der Traube lustig quillt;
Denkt seiner schön bekränzten Höhen
Und seiner Burgen im Gesang,
Die stolz auf jene Fluren sehen,
Die jüngst das deutsche Volk bezwang.

Tief in des Fichtelberges Klüften,
Mit grauen Nebeln angethan,
Umweht von nordlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein
Und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
In seine Ufer sich hinein.

Im Land der Schwaben auferzogen,
Eilt rasch und leicht der Neckar hin;
Wenn auch nicht mit gewölbten Bogen
Gewalt'ge Brücken drüber zieh'n,
Doch spiegeln, gleich den schönsten Kränzen,
Sich Dörfer in der klaren Fluth,
Und dunkelblau, mit sanftem Glänzen,
Der Himmel, der darüber ruht.

Gestiegen aus verborgnen Quellen,
Im grünen, lustigen Gewand,
Um welches tausend Falten schwellen,
Strömt weit die Donau durch das Land;
Die Städte, die sich drin erblicken,
Erzählen von vergangner Zeit
Und fragen dann mit stillem Nicken:
Wann wird die alte Pracht erneut?

Durch alle Gaun der freien Sachsen
Ergeht sich stolz das Riesenkind;
Es sieht, wie sonst, die Eichen wachsen,
Doch sucht es seinen Wittekind;
Und denkt es der gesunknen Helden,
Dann zögert es im raschen Lauf
Und wünscht, was alte Sagen melden,
Herauf, aus seiner Fluth herauf.

So nah dem hochbeglückten Lande,
Wo Zwingherrnblut die Erde trank,
Und nach gelöst'em Sklavenbande
Das Römerjoch zu Boden sank,
Vernimm, o Weser, unsre Grüße,
Sie sollen jubelnd zu dir ziehn;
Voll Ernst und stiller Würde fließe,
Du Freiheitsstrom, zum Weltmeer hin!

Es sei der Oder jetzt gesungen
Der letzte, schallende Gesang;
Einst hat ja laut um sie geklungen
Das deutsche Volk im Waffenklang.
Als es sich still und stark erhoben
In seiner ganzen Riesenmacht,
Da half der Helfer ihm von oben,
Geschlagen ward die Völkerschlacht.

So rauscht, ihr Ströme, denn zusammen
In ein gewaltig Heldenlied;
Zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen,
Die ihr im tiefsten Herzen glüht!
Eins wollen wir uns treu bewahren,
Doch Eins erwerben auch zugleich;
Du Herr, schütz es vor Gefahren,
Und zu uns komm dein freies Reich!

M. v. Schenkendorf.

58. Der Harz.

Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten

Kühnheit, freieren Geistes,
Denn das blache Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir;
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens und strömt in den genügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der schimmernde Forst deinen erhabenen
Nacken schattet! Er nährt stolzes Geweihe dir!
Dir den schnaubenden Keiler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.

Dir giebt reinere Luft und die teutonische
Keuschheit Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung;
Felsen jauchzten zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Hermann vernahm's! Sturm war sein Arm! sein Schwert
Wetterflamme! Betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia, dir! Furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! Donnernd verkünden dich
Freiheitsschlachten! und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

Friedr. Leop. v. Stolberg.

W 6679 (2.)

ULB Halle 3
006 201 105

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0459

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0460

Deutsches Lesebuch

für

Schulen.

Zweiter Cursus.

Für

das mittlere Jugendalter.

Von

Carl Oltrogge.

Dritte vermehrte Auflage.

Hannover, 1838.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-52089/fragment/page=0461